

Karl der Grosse.

Charakterbilder

aus der

Geschichte und Sage,

für

einen propädeutischen Geschichtsunterricht

gesammelt, bearbeitet und gruppirt

von

A. W. Grube.

Zweiter Theil:

Das Mittelalter.

Achte Auflage.

Mit dem Bildniß Karl's des Großen.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1863.

Inhalt.

A. W. Grube.

Charakterbilder

aus der

Geschichte und Sage.

Zweiter Theil.

Erster Abschnitt.

Deutsche Götter und Helden.

1. Hertha und Odin.

1. Hertha*).

Es war ein liebliches Eiland, im baltischen Meere gelegen. Eichen, so alt wie der Boden, auf dem sie entsprossen, und gewaltige Buchen beschatteten dasselbe, das nördliche Ende bildend des großen hercynischen Waldes, welcher, bei den Nordabhängen der Alpen beginnend, sich bis hierher erstreckte. Von bemoosten Hügeln umgeben lag nicht fern vom Rande der Insel im Schatten der Bäume ein klarer, fast zirkelrunder See. Am nördlichen Ufer desselben erhob sich mit ihren Wällen die Herthaburg. Sie war der Sitz der Göttin Hertha, der Geberin alles Segens im Feld und Wald. Uralte Buchen bildeten rund herum jenen heiligen Hain, dessen Innerstes nur der Fuß des Priesters betrat. Tiefe Stille herrschte in dem dunkeln Schatten der Bäume und kein Uneingeweihter wagte das leise Flüstern der Untergötter zu unterbrechen. Selbst die kecken Urbewohner des hercynischen Waldes, der gewaltige Ur, das riesige Elenn, der heulende Wolf, wie der grimmige Bär schienen scheu zurückzubleiben von dem heiligen Orte, dem der Mensch nur in tiefster Ehrfurcht sich nahte.

Wenn aber mit dem wiederkehrenden Lenze die erstarrte Erde unter den erwärmenden Strahlen der Sonne erwachte und die schlummernden Kinder des Frühlings von ihrem langen Winterschlafe erstanden, wenn Tausende der befiederten Sänger ihre Lieder erschallen ließen zum Lob der schaffenden Hertha: siehe, dann tauchten ganze Schaaren riesiger Männergestalten aus dem Dunkel der Wälder hervor, in stiller Erwartung dem heiligen Haine sich nahend. Welche Männer! Kühn blitzt das blaue Auge unter den buschigen Brauen und lockig wallt das blonde Haar herab auf

*) Nach Fr. Henning (Vaterl. Geschichtsbilder).

die breiten Schultern. Sieben Fuß messend von der Ferse bis zum Scheitel tragen sie die Zeichen des freien Mannes, den breiten Schild und den gewichtigen Speer, in den starken Armen. Ja, man sieht es ihnen an, das sind die Herren der Wälder, die gewaltigen Helden, welche flüchtigen Laufes den Ur im Dickicht ereilen und ihn kämpfend mit dem Speere erlegen. Stolz auf solche glücklich bestandene Kämpfe tragen sie die Zeichen ihrer Siege an ihrem Leibe. Es sind die Häute des erlegten Wildes, mit denen sie sich bekleiden.

Wer sind die Männer? Es sind die Ureinwohner unseres Vaterlandes, die Sueven, und zwar die edelsten Stämme derselben, die Semnonen, welche zwischen der Elbe und Oder wohnten, und ihre Nachbaren, die kriegerischen Longobarden aus der Altmark. Sie und noch andere freie deutsche Männer sind gekommen, um das Frühlingsfest zu feiern zur Ehre ihrer Göttin Hertha. Schon ist diese — das haben die Priester geschaut und verkündigt — herabgestiegen auf ihren Wagen im heiligen Hain; schon haben die Priester den Wagen bespannt mit den geweihten Kühen und ihn bedeckt mit köstlichen Teppichen. Erwartungsvoll steht die Menge. Da nahet der Zug der Priester mit dem Wagen der Göttin, welche, unbemerkt von dem Volke, sich freuet über ihre Schöpfung und über die Zeichen der Verehrung, die man ihr zollt. So fährt sie auf der Insel umher.

Da waren denn die Tage fröhlich und die Orte festlich, welche die Göttin mit ihrer Gegenwart beglückte; man zog in keinen Krieg, ergriff keine Waffe zum Kampf; alles Eisen ruhte, man kannte nur Friede und Freude. War der Wagen mit der Göttin vorüber, dann belustigte man sich auf mancherlei Weise. Dort tanzten nackte Jünglinge zwischen ausgestellten Schwertern; hier unterhielt man sich durch das beliebte Würfelspiel. Da saßen und tranken sie aus dem Horn des Ur den berauschenden Meth und lauschten auf den Gesang des Barden, welcher in Liedern die Heldenthaten der Tapfersten besang.

Wenn aber die Göttin des Umgangs mit den Sterblichen müde war, dann führten die Priester den Wagen zurück in das Innerste des Haines. Dort wurde sie nebst Wagen und Teppichen in dem geheimnißvollen See gebadet. Die Sklaven, welche man dabei gebrauchte, kehrten nie zurück, sie wurden von dem See verschlungen. Daher entstand dann ein geheimes Grauen und eine heilige Scheu vor dem, das nur die schauen durften, welche starben.

Jene Insel „des heiligen Haines" steht noch im Meere, sie ist das lieblichste Eiland der Ostsee. Ihr Name ist Rügen und noch wird germanisch auf ihr gesprochen. Noch zeigen die Eingebornen dem Fremdling den heiligen Hain, wo einst freudige und freie Menschen sich zum Frühlingsfeste der Mutter Erde versammelten und der Priester mit dem Wagen den fröhlichen Umzug hielt. Noch ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern zirkelrund zwischen bemoosten Hügeln, von dunkeln Buchen beschattet, und in dieser stillen Natur umwehen uns noch immer heilige

Schauer. An seinem nördlichen Ende liegt mit ihren hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward. Sie ist jetzt mit Binsen bewachsen. Umgestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten, wo dem Germanen das Evangelium Jesu Christi noch nicht verkündet war.

2. Wodan oder Odin*).

Im Lande der Semnonen zwischen Oder und Elbe befand sich das größte Bundesheiligthum der suevischen Stämme. Es war dies ein heiliger Hain mit der Bildsäule des Kriegsgottes Wodan. Als mächtiger Lenker der Schlachten, als erhabener Schützer in jedwedem Kampfe galt dieser Gott für den vornehmsten unter den germanischen Asen. Durch ihn nur gab es Sieg und Beute und ohne ihn war kein Himmel. Wer nicht in seinem Dienste stand, d. h. wer nicht im Kampfe sein Leben verlor, dem öffnete er nicht die Pforten Walhalla's. Hatte also Jemand einen ruhigen, natürlichen Tod gefunden, so mußte er als stummer Schatten hinabwandern in die Unterwelt, in das Reich der bleichen Hela. Traurig schritten da die Schatten an einander vorüber und nur durch leises Summen vermochten sie sich gegenseitig ihre Klagen mitzutheilen. Da gab es weder Kampf, noch Spiel, noch Trank. Es war ein trauriger, freudenleerer Ort.

Wie ganz anders erging es den gefallenen Helden! Sie, aber auch nur sie, schwebten hinauf in Wodan's ewige Himmelsräume. Dort lag Walhalla, eine große, schöne Stadt mit 500 Thoren und 50 Pforten. Hier war der Wohnsitz tapferer Männer, hier führten sie ein herrliches Leben, denn sie konnten ihren liebsten Gewohnheiten folgen, ihre Lieblingswünsche erfüllen. Täglich ritt Wodan mit ihnen hinaus vor die Thore der Stadt. Dort tummelten sie ihre Rosse und ergötzten sich in lustigen Kämpfen. Sie durchbohrten sich mit den Speeren, spalteten sich die Köpfe und theilten so gewaltige Hiebe aus, daß Arme und Beine umherflogen. War aber der Kampf beendet, so saßen Alle, als wäre nichts geschehen, wieder gesund und frisch auf ihren Rossen und lustig ging es nach der Stadt zurück. Dort wartete ihrer das Mahl. An langen Tafeln saßen sie da und schmausten ihr Lieblingsgericht, den Schweinebraten. Dessen gab es genug in Walhalla, denn es war dort ein Schwein, Namens Skrimmer, welches immer ganz und unversehrt blieb, wenn man auch täglich viel große Stücke davon abschnitt. Darüber freueten sich die hungrig gewordenen Kämpfer über die Maaßen, sie ließen sich den Braten herrlich munden und tranken in langen Zügen den köstlichen Gerstentrank, den ihnen die ewigen Jungfrauen, Walkyren genannt, in schönen Gefäßen herumreichten. Auch Milch war im Ueberfluß vorhanden; denn die Euter der Ziege Heidrun wurden nie leer.

So dachten sich die alten Germanen das Reich ihres Gottes Wodan. Kein Wunder also, wenn das Leben der freien Sueven fast in beständigem

*) Odin hieß der Gott bei den nordischen Völkern.

Kampfe bestand, im Kampfe gegen fremde Völker oder gegen die wilden Thiere des heimischen Waldes! Daher galten auch Muth und Ausdauer im Kampfe für die höchsten Tugenden des Mannes! Eben so natürlich war es aber auch, daß die alten Deutschen ihren Wodan über Alles verehrten, da er ihnen die höchsten Güter bescheerte. Und wahrlich, nichts glich der Ehrfurcht, mit welcher die Semnonen und andere suevische Völker dem Haine sich naheten, welcher ihrem Gott Wodan geheiligt war. Ihre tiefe Ehrfurcht glaubten sie durch nichts besser ausdrücken zu können, als wenn sie dem Gotte ihr höchstes Gut zum Opfer brächten. Ihr höchstes Gut war aber die Freiheit. Daher wagte es kein Sueve, dem Haine Wodan's anders zu nahen, als mit gefesselten Gliedern und in demüthigster Stellung. Keiner wagte aufzuschauen, wenn der Priester dem Gott opferte und seinen Willen ihnen verkündete. War das Osterfest vorüber, dann zogen sie sich gebückt zurück und erst außerhalb des Hains entledigten sie sich ihrer Fesseln. Dann aber erhoben sie auch wieder ihr Haupt in stolzem Muthe und schritten dahin, frei und kühn, wie sie gekommen waren.

2. Hermann, der Cherusker, und Civilis, der Bataver.

1. **Hermann*), der Retter** (9 n. Chr.) **der deutschen Freiheit.**

1.

Unter der Regierung des Kaisers Augustus suchten die Römer auch ihre Herrschaft über Niederdeutschland zu verbreiten. Ein glücklicher Erfolg begleitete den Anfang dieser Unternehmung. Die Deutschen, zwar muthig, kriegslustig und freiheitsliebend, aber in mehrere Völkerschaften getheilt, unter sich uneins und der Kriegskunst unkundig, setzten keinen vereinigten und geordneten Widerstand entgegen. Von dem Rhein bis zur Elbe hin drangen die Römer vor und schon schien es, daß ganz Niederdeutschland ihrer Uebermacht auf immer unterliegen würde. Aber Alles, was sie durch 25jährige Anstrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit eines deutschen Helden, dessen Name noch jetzt vom deutschen Volke mit dankbarer Liebe gefeiert wird.

Arminius oder Hermann — so hieß der edle deutsche Held — war der Sohn des Segimer (Sigmar), eines Anführers der Cherusker, die vom Harz bis zur Elbe hin wohnten. In früher Jugend kam er mit seinem Bruder als Söldner nach Rom; denn die Cherusker standen damals in gutem Vernehmen mit den Römern und diese zogen gern Deutsche in ihre Kriegsdienste, um Deutsche durch Deutsche zu unterdrücken. Einige Jahre blieb Arminius in Rom. Sein lebhafter, hervorstrebender Geist fand daselbst Nahrung; er lernte römische Sprache, römische Kriegskunst und römische Schlauheit und machte sich bald so beliebt, daß ihm Augustus das römische Bür-

*) Die Geschichte des deutschen Volkes von E. Duller.

gerrecht und die römische Ritterwürde ertheilte. Als aber sein Vater Segimer gestorben war, kehrte er, mit Erlaubniß der Römer, in seine Heimath zurück. Vielleicht glaubte man zu Rom, daß der Jüngling, den man zu Ehren und Würden erhoben hatte, mit Liebe für Rom erfüllt sei und daß er seine Landsleute zu gleichen Gesinnungen führen würde; aber man irrte sich. Sowie Moses einst, als er am Hofe der Aegypter erzogen wurde, in aller Weisheit derselben zunahm und doch voll heißer Liebe für sein armes, unterdrücktes Volk erglühete: so war auch Hermann nur seiner Bildung, nicht seiner Gesinnung nach ein Römer geworden. Sein Herz war und blieb seinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan.

Er sah, als er in die Heimath zurückkehrte, die nahe Unterjochung seines Vaterlandes vor Augen. Immer weiter hatten sich die Römer mit List und Gewalt ausgebreitet; immer zahlreicher wurden ihre Schanzen und Besatzungen auf deutschem Boden; immer mehr wurden deutsche Sitten verdrängt. Um allmälig und unvermerkt das Joch der Knechtschaft über den Nacken der Deutschen zu werfen, entzog man ihnen durch Aushebung ihre junge Mannschaft, gewöhnte man sie an fremde Bedürfnisse und römische Lebensweise und schickte ihnen römische Advokaten zu, die nach römischem Recht die Streitigkeiten schlichten sollten. Besonders hart wurden die Deutschen von Quintilius Varus gedrückt, der jetzt Statthalter war diesseits und jenseits des Rheins. Die Deutschen haßten ihn; denn dieser Römer nahm ihnen nicht bloß ihr Hab und Gut, sondern suchte ihnen auch das alte gute Recht aus der Hand zu winden und die Sprache ihrer Väter zu verdrängen, damit sie auch dann, wenn sie redeten, immer daran denken sollten, daß sie Knechte seien des römischen Kaisers.

Hermann ergrimmte in seinem Herzen, als er die Schmach seines Vaterlandes sah, und er beschloß die deutsche Freiheit zu retten. Aber das Unternehmen war schwierig und für einen gemeinen Kopf ganz unausführbar. Die Römer standen da mit einer großen Kriegsmacht, die sich an das rauhe Klima von Deutschland gewöhnt hatte. Die Deutschen waren getheilt, schwer zu vereinigen und noch schwerer zusammenzuhalten. Im offenen Felde konnten sie es nicht mit den kriegserfahrenen Römern aufnehmen; nur in sumpfigen, waldigen Gegenden, die sie genau kannten, ließ sich Vortheil für sie erwarten. Das bedachte Hermann und entwarf danach seinen Plan.

2.

Ein Bruder Hermanns, Flavius mit Namen, war ganz und gar römisch geworden. Nach dessen Sinnesart beurtheilte nun auch Varus den Hermann, welcher eben so freundlich als Flavius gegen den römischen Feldherrn that und oft von Varus zu Tische geladen ward. Hermann ließ ihn beim Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er heimlich im Herzen trug, zur Reife gediehen sei. Denn heimlich hatte er die Besten seines Stammes zusammenberufen und mit ihnen in stiller Waldeinsamkeit Rath gepflogen. Alle erkannten, daß für die Deutschen nur darin Heil

sei, wenn sie alle Römer, die im Lande saßen, wie böse Raubthiere auf einem einzigen Treibjagen erschlügen. Dazu lud er nun die benachbarten Brukterer und die Marsen und noch andere Gaue ein und alle schlossen mit den Cheruskern eine Eidgenossenschaft auf Leben und Tod. Vorerst wollten sie aber die Römer durch erheuchelte Demuth recht sicher machen und wenn sich Römer bei ihnen zeigten, thaten sie nicht den geringsten Widerstand.

Indessen hatte Hermann eine Jungfrau gesehen, die hieß Thusnelda. Keine andere im ganzen Cheruskerlande kam ihr gleich an Schönheit des Leibes und der Seele und mit bitterem Schmerz sah auch sie die Erniedrigung ihres Volks. Ihr Vater aber, Segest, hielt zu den Römern und hoffte durch ihren Beistand sich die Herrschaft über sein Volk zu erringen. Zu dieser Jungfrau trug Hermann treue Liebe im Herzen und treu und innig hing Thusnelda an ihm. So ging denn Hermann zu Segest und freite um die Hand der Jungfrau, und als sie ihm verweigert ward, achtete er in seiner großen Liebe weder der alten Sitte noch der Gefahr für seine Freiheit, wenn der Vater ihn ereilte. Er entführte Thusnelden und brachte sie heim als sein ehelich Weib. Dafür schwur ihm Segest ewige Rache und er begann dieselbe damit, daß er den Varus vor Hermann als einem Verräther warnte. Doch Segest predigte tauben Ohren; der römische Feldherr meinte, an allen den Verläumdungen sei bloß die Entführung der Thusnelda schuld, und überdies dünkte er sich klüger und verachtete den Rath eines „plumpen Deutschen.“ So schlug ihn Gott mit Blindheit.

3.

In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt, ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen. Also war es verabredet worden unter den Eidgenossen. Denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen würde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kam's auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Beim Abschiedsmahl im Lager waren Hermann und Segest zu Gast und Segest warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie als Bundesgenossen den Römern zuführe. Dann brach er stolzen Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Rasch bot Hermann den Heerbann auf und freudig nahmen die Eidgenossen ihre Schwerter, um für die Freiheit zu kämpfen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und kluge Berechnung war. Denn zuerst wollte Hermann die römische Kriegsmacht schwächen und zerbröckeln, um dann die Trümmer desto sicherer zermalmen zu können.

Es kamen und schwanden die Rächer wie Schatten der Nacht. Bald hier, bald dort fiel ein Römer im Engpaß. In dem Gedränge konnte Varus die Gefahr nicht überschauen; er befahl, geschlossenen Marsch zu halten, aber in der Wildniß war das unmöglich. Endlich neigte sich der Tag und Varus gebot dem Heere, Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was vom Gepäck überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am andern Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in bester Ordnung in der Ebene weiter, die sich an der Werra ausdehnt, und gelangte in die Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf Ein Mal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viel hundert Schlangen empor und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die erschrockenen Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen. Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein; im losen Erdreich schwankend, vom Sturm gerüttelt, stürzten die deutschen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten sie im Fall. Ueberall dringen die Deutschen heran; Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum und Stein, und er kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen und ermattet sinken die Römer hin; aber in jedem Augenblick scheucht der Deutschen Kriegsgeheul sie aus der kurzen Nachtruhe empor. Als der dritte Morgen tagt, entdecken sie erst, wie licht es in ihren Reihen geworden ist. Mann an Mann geschlossen brechen sie auf und kommen auf's offene Land, das die „Senne" heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Masse der Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend stürzt jetzt die Eidgenossenschaft in der verzweifelnden Römer starre Reihen. „Die Freiheit, die Freiheit!" schallt's wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Wie die Saat unter Hagelschloßen sinken die Tapfersten unter deutschen Hieben nieder. Hermann selbst ist überall; hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „Drauf, Brüder, drauf!" Dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenosse, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Schaaren sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meer der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch die Meisten rennen blind in die Spieße der Deutschen. Da faßt Verzweiflung das Herz des Varus und er stürzt sich in sein eigenes Schwert*), um sein Unglück und seine Schmach nicht zu überleben. Nur Wenige aus dem großen Römerheere entrinnen; die Meisten liegen auf dem Wahlplatz.

---

*) Germanikus soll später die Gebeine dieses Feldherrn auf das befestigte Lager bei Xanten (castra vetera), das von Varus angelegt war, gebracht haben, während sein Haupt dem Markomannenkönig Marbod geschenkt wurde, der es an Augustus sandte.

Wer in Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern geopfert oder als Sklave verkauft. Am grausamsten rächte das Volk die lang erduldete Fremdherrschaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten alten Rechts das spitzfindige neue aufgedrängt hatten; einem riß man die Zunge aus und rief dazu: „Nun zische, Natter, wenn du kannst!“

Das war die Schlacht im Teutoburger Walde, die geschlagen ward im 9. Jahre nach Christi Geburt.

4.

Als Augustus die Kunde erhielt von dem Unglück, stieß er in Verzweiflung die Stirn an die Wand und rief einmal über das andere: „Varus, Varus! Gib mir meine Legionen wieder!“ Ganz Rom war voll Bestürzung und Jeder glaubte, der Deutschen furchtbare Heerschaaren kämen wieder wie einst die Cimbern und Teutonen nach Welschland herabgezogen. In der Provinz Gallien und am Rhein ward zur Nothwehr gerüstet. Grundlose Furcht! Eroberungen wollten die Deutschen nicht machen, nur von der Fremdherrschaft wollten sie frei sein. Sie waren zufrieden, als sie die Zwingburgen im Lande gebrochen hatten und als kein Römer mehr am Rhein zu schauen war. Hermann allein dachte daran, wie die Freiheit auch für alle künftige Zeiten gewahrt werden müsse, und das einzige Mittel fand er in einem Bunde der deutschen Völker. Aber die Mißgunst der Häuptlinge, die für sich selbst die Herrschaft zu erringen hofften, widerstrebte ihm; vor Allem Segest. Der trug noch immer unversöhnlichen Groll gegen Hermann im Herzen, überfiel ihn unversehens und schlug ihn in Ketten. Doch das treue Gefolge befreiete den Helden und rächte sich an dem Verräther.

Sobald die Römer von dieser Zwietracht vernahmen, wuchs ihnen auf's Neue der Muth und sie beschlossen, die Niederlage des Varus zu rächen. Große Macht ward gerüstet; zuerst brach Tiberius, der Stiefsohn des Augustus, auf, aber die Deutschen zogen sich in ihre Wälder zurück. Bald darauf drang Germanikus, des Drusus Sohn, an den Rhein vor, überfiel die Marsen und die Chatten, schlug sie und verwüstete ihre Gaue. Da sandte ihm Segest durch einen Vertrauten die Botschaft, er, der stets ein Freund der Römer gewesen, werde von seinem eigenen Volk in seiner Burg belagert, und er bitte den Germanikus, daß er mit Heeresmacht käme, um ihn zu befreien. Diese Kunde war dem Römer sehr erfreulich; er zog hin und entsetzte den Verräther. In Segest's Burg wurden viele edle Frauen gefunden, unter ihnen auch Hermann's Weib, Thusnelda; alle diese übergab der treulose Segest den Römern als Gefangene. Schweigend und thränenlos stand Thusnelda in ihrer Würde da, die Hände unter dem Busen gefaltet; sie dachte an Hermann. Als dieser von Segest's Niederträchtigkeit vernahm, eilte er von Schmerz durchdrungen von Gau zu Gau und entflammte das Volk zur Rache. Da erhoben sich die Eidgenossen auf's Neue voll Wuth gegen die Römer. Germanikus

aber zog stolz und in Siegeshoffnung durch den Teutoburger Wald heran. Da fand er auch den Wahlplatz, wo die Legionen gefallen waren, und begrub die meisten Gebeine seiner erschlagenen Landsleute. Noch standen die Altäre, auf welchen die Hauptleute der Römer den Göttern geopfert waren. Germanikus zog Rache schnaubend tiefer in's Land hinein; da kam wiederum Hermann wie im Sturm mit seinen Schaaren herbei und schlug die Römer zurück. Die flohen in Eile bis hinter den Rhein.

Doch Germanikus rüstete sich mit neuer Macht und bot alle List und Kriegskunst auf. An den Meeresküsten fuhr er mit einer Flotte bis hin zur Ems; von dorther drang er jetzt in's Land. Da wichen die Cherusker, in der Gegend, wo heutzutage Minden steht, hinter die Weser zurück und erwarteten ihn zur Schlacht. Bevor sie begann, sah Hermann seinen Bruder Flavius auf feindlicher Seite stehen und rief ihm zu: „O komm' herüber zu deinem freien Volk, mein Bruder! Was kämpfest du in den Reihen der Römer gegen dein eigenes Vaterland? Kennst du die alten Eichen nicht mehr? Hörst du nicht, wie sie dir Grüße zurauschen aus unserer Knabenzeit? Wirf hin, wirf sie von dir die goldenen Ehrenzeichen, mit denen die Römer deine Knechtschaft vergülden! Wie ist es doch viel schöner, von freien Brüdern geliebt zu sein und auf heimischer Erde zu sterben!" Aber Flavius war zum Römer geworden und hatte kein Herz mehr für solche Worte. Da gebot Hermann voll Grimm die Schlacht; sie dauerte vom Morgen bis tief in die Nacht. Klug hatte Hermann den Plan erdacht und bestellt; doch die Wuth des Kampfes verdarb das Wohlersonnene. Die Cherusker rannten von den waldigen Hügeln, wo Hermann sie aufgestellt, zu früh in's Thal hinab. Dadurch entstand Verwirrung. Die Römer benutzten sie, drangen von allen Seiten vor und wurden Meister des Schlachtfeldes. Da stürmte Hermann hoch zu Roß wider die Bogenschützen und bahnte sich endlich eine Gasse. Plötzlich stieß er wieder gegen eine lebendige Mauer; das waren die römischen Bundesgenossen aus Gallien, aus Tyrol, vom Lech. Verwundet, daß das Blut ihm übers Gesicht rann und ihn unkenntlich machte, brach der tapfere Held dennoch durch und gewann das Freie.

Wie aber die Römer den Rückzug antraten, stand alles Volk in den Gauen wider sie auf und abermals ward grimmig geschlagen bis tief in die Nacht. Die Römer nannten's einen Sieg, zogen sich aber doch eiligst zurück. Darauf fuhren sie auf der Ems in's Meer, dort zerstörte der Sturm ihre Flotte. Ungebeugt durch diesen Verlust griff Germanikus die Chatten und Marsen an, legte das Land wüst und hoffte mehr denn je, Deutschlands Meister zu werden. Doch der Kaiser Tiberius, eifersüchtig auf den Ruhm des tapfern Germanikus, rief ihn zurück und sprach dabei ein Wort, das sich leider zu allen Zeiten als wahr erwiesen hat: „Sicherer als durch fremde Waffen wird die Kraft der Deutschen durch sie selbst gebrochen!"

5.

In der Gefangenschaft hatte Thusnelda ihrem geliebten Manne, der sein treues Weib nicht wieder sehen sollte, ein Söhnlein geboren; sie mußte mit andern Gefangenen ihres Stammes nach Rom wandern und ward hier im Triumphe aufgeführt. Segest, ihr Vater, schaute schamlos zu.

Hermann's einziger Trost war das Vaterland; dem lebte er, für das wirkte er. Aus der Römer Gewalt hatte er es errettet und nun wollte er es von einem andern Feinde befreien, von dem bösen Beispiele der Alleinherrschaft eines Fürsten. Das gab Marbod, der von den Alpen bis an die Elbe sein gewaltiges Markomannenreich aufgerichtet hatte und darin als unbeschränkter König herrschte. Nach der Teutoburger Schlacht hatte ihm Hermann den Kopf des Varus zugeschickt, aber er hatte den Wink nicht verstehen wollen und den Kopf des Römers zum Kaiser Augustus gesandt. Um als König herrschen zu können, hielt er es nun mit dem Despoten Tiberius. Doch zwei tapfere Stämme des Suevenvolks, die Longobarden und die Semnonen, mochten das nicht ertragen; sie trennten sich von dem Bunde der Markomannen und reichten den treuen Cheruskern die Hand. Bei diesen aber ergrimmte Hermann's Oheim, Ingiomar, in Eifersucht über den Ruhm seines Neffen und ging aus Trotz zu den Markomannen. So entstand Krieg und Deutsche kämpften wieder gegen Deutsche. Die Einen, Hermann's Eidgenossen, waren geringer an Macht, doch stärker an Tugend, und kämpften für die Unabhängigkeit deutschen Landes; die Andern, Marbod's Gefolge, waren zahlreicher und kämpften für die neue Herrschergewalt. Endlich mußte Marbod weichen und er schämte sich nicht, die Römer um Beistand anzuflehen; so tief hatte die Herrschsucht sein Ehrgefühl verderbt. Da brach ihm plötzlich ein junger Edler aus dem Stamm der Gothen, mit Namen Katwald, in's Land und gewann seine Burg und seinen Schatz; Marbod floh in den Schutz der Römer. Sie wiesen ihm die Stadt Ravenna zum Aufenthalt an; dort lebte Marbod ruhmlos noch achtzehn Jahre lang.

Den Hermann aber, den edlen Cherusker, traf der Tod in der Blüthe seiner Kraft. Ihm, der die Freiheit noch mehr geliebt als Weib und Kind, ihm ward von neidischen Verwandten nachgesagt, er strebe nach der Alleinherrschaft! Eine Zeit lang vertheidigte er sich mit abwechselndem Glücke; endlich aber unterlag er der Arglist. Er wurde von seinen Kriegsgesellen überfallen und getödtet, im zwölften Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde, im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens (21 nach Chr.). Doch sein Ruhm, schon damals in Heldenliedern gefeiert und auch von römischen Schriftstellern anerkannt, lebt unsterblich fort in den Jahrbüchern der Geschichte und in der Dankbarkeit seiner Nachkommen.

2. Civilis, der brave Bataver (70 n. Chr.).

1.

Nach dem Tode des römischen Kaisers Nero (im Jahre 68 n. Chr. Geb.) entstand großer Zwiespielt um die Herrschaft des römischen Reichs,

das in sich zusammenbrach, seitdem Treue und Redlichkeit daraus verschwunden war.

Damals lebte im Lande der Bataver (an den Rheinmündungen), welches Volk schon lange zu den Römern als Bundesgenosse gestanden hatte, ein Mann, Namens Civilis, den sie über eine Abtheilung seiner Landsleute gesetzt, welche in ihrem Heere dienten. Er hatte nur ein Auge, sah aber damit besser, als hundert Andere mit zwei Augen, die Noth und Schmach seines Vaterlandes und wie niederträchtig die geizigen, wollüstigen Römer darin walteten. Diese aber erkannten bei Zeiten sein vaterländisches Herz, darum legten sie ihn in Fesseln, ja ermordeten sogar seinen Bruder, der eben so gesinnt war. Endlich gaben sie den Civilis wieder frei; doch der ließ sich Bart und Haupthaar wachsen und that einen Eid, nicht eher wolle er sein Haar scheeren, als bis er Rache genommen habe. „Dulden wir's länger, daß sie unsere Knaben nach Rom schleppen und unsere Greise zu Soldaten pressen, um schweres Lösegeld zu gewinnen?" — so rief der Brave seinen Landsleuten zu, und alle sprachen einmüthig: „Nein!" und hoben die Waffen. Alsbald schickte er insgeheim Botschaft an die Andern, die in Mainz den Römern dienten, und an die Friesen und Kaninefaten; diese beiden Völker stimmten ihm bei, daß die Fremdherrschaft nicht länger zu ertragen sei, und alle zusammen schlugen die Römer. Da ward es auch den Belgiern warm um's Herz und den Deutschen über'm rechten Ufer des Rheinstroms, und jene Bataver, welche in Mainz lagen, eilten zu ihren Brüdern.

Im Lande der Brukterer war um jene Zeit eine Jungfrau, vor deren Augen die Zukunft offen lag; die hieß Velleda. Alles deutsche Volk verehrte sie und horchte gläubig auf ihre Worte. Sie selber sprach nur mit ihren Verwandten; diese allein und kein Fremder durfte zu dem Thurm kommen, in dem sie wohnte; der stand in tiefer Waldeinsamkeit an den Ufern der Lippe. Jetzt als die Bataver, von Civilis angeführt, den Krieg um die Freiheit begannen, sprach die begeisterte Jungfrau: „Die Götter billigen den Kampf und die Römer werden im alten Lager (castra vetera — Xanten am Rhein) untergehen!" Auf dies Wort griffen auch die Brukterer und Tenchterer zu den Waffen, eilten zu den Batavern und alle Verbündeten stürmten auf das „alte Lager" ein, worin sich die Römer verschanzt hatten und mit dem Muth der Verzweiflung wehrten. Nachdem sie wegen anhaltender Hungersnoth schon ihre Pferde verzehrt hatten, baten die Uebriggebliebenen um das Leben und freien Abzug, was Civilis, ihre Tapferkeit achtend, ihnen auch gewährte. Nun erst hielt Civilis sein Gelübde für gelöst, und im Angesicht des ganzen Heeres ließ er sich wieder Bart und Haupthaar scheeren; den besten Theil der Beute schickte er aber der Seherin Velleda.

2.

Nun verbündeten sich auch die Gallier mit den Deutschen, aber den Letzteren gereichte dieser Bund zum Verderben. Der römische Kaiser

Vespasian schickte einen alten erfahrenen Feldherrn, Cerealis mit Namen, nach Gallien, und gab ihm die besten Truppen mit. Dieser schlug bei Trier das ganze Heer der Verbündeten und nun fielen die Gallier von den Deutschen ab. Am schlechtesten erwiesen sich die Ubier; diese überfielen und erschlugen bei Nacht bundgenössisches Volk von den Friesen und Chauken, da es eben beim Schmause saß; sie bekamen auch die Frau und Schwester des Civilis in ihre Hände und lieferten sie den Römern aus. Civilis verlor im tiefsten Schmerz über diesen Verlust den Muth nicht; ja, er setzte um so beharrlicher den Freiheitskrieg fort. Bei Xanten sammelte er sein Heer; dann bauete er einen Damm im Rhein, damit die Wasser des Stroms weit umher sich ergössen und die Feinde darin untergingen. Er selbst und seine Bataver waren ja mit den Fluthen vertraut. So gab er guten Muths das Zeichen und trieb die deutschen Völker, jedes wie einen scharfen Keil, in die sechs Legionen der Feinde. Aber ein Ueberläufer hatte diesen einen Umweg gewiesen, auf dem sie die Deutschen hinterrücks überfielen. Da gab Civilis den Sieg verloren, aber noch immer nicht die Hoffnung. Er durchstach jetzt den Rheindamm, den Drusus einst gebaut hatte; — auf Ein Mal stand alles Niederland bis an die Waal unter Wasser und nun griff er mit vier Heereshaufen die Römer an. Dennoch gewannen diese durch ihre Tapferkeit und die Kriegskunst ihres Feldherrn den Sieg. Als die Eidgenossen flohen, stellte sich ihnen Civilis in den Weg und hielt sie mit Bitten und Ermahnungen auf; endlich ward ihm das Roß unter dem Leibe erschossen, da sprang er in den Rhein und gewann schwimmend das sichre Ufer. Binnen kurzer Zeit stand er schon wieder den Römern schlagfertig gegenüber. Man kämpfte wieder zu Schiffe im Bataver Land; als der Ausgang des Treffens unentschieden blieb, zog der unermüdliche Freiheitsheld über die Waal zurück, um neue Pläne zu ersinnen und unversehens in's Werk zu setzen. Die Römer aber, so tapfer sie auch gekämpft hatten, erkannten, daß offener Krieg für sie keinen glücklichen Ausgang haben könne, so lange Civilis mit seiner eisernen Ausdauer an der Spitze des Bundes stehe. Darum wiegelten sie das Volk und die Vornehmsten gegen ihn auf und bethörten beide durch listige Reden so lange, bis die Bataver in ihrem Glauben und in ihrer Treue zu Civilis wankend wurden. Da mußte denn der verlassene Held dem Erbfeinde die Hand zum Vergleiche bieten; er that's, im Jahre 70, um größeres Unheil von seinem Volke abzuwenden.

Auch bei den Brukterern, den Cheruskern und den Chatten streuten die Römer mit gleichem Erfolg den Samen der Zwietracht aus, und die böse Saat keimte schnell. In dem Kriege, den jene Stämme unter einander erhoben, verblutete fast alles Volk der Brukterer, und Velleda, die Seherin, ward von den Römern gefangen.

Zweiter Abschnitt.

Die römischen Kaiser und das Christenthum.

Tiberius und Nero.

Tiberius (38 n. Chr.).

1.

Dem Tiberius, welcher schon zu Augustus' Lebzeiten an der Spitze der Geschäfte sich befunden hatte, wurde es leicht, die Regierung an sich zu reißen, zumal da die kaiserliche Leibwache der Prätorianer auf seiner Seite war. Kaum sah er, daß der Senat und das Volk sich vor ihm demüthigten, so spielte er eine sonderbare Komödie. Er stellte sich nämlich, als wollte er die Regierung nicht übernehmen. Nur Augustus, sagte er, sei im Stande gewesen, ein so großes Reich zu leiten; seine Schultern seien für solch' eine Last zu schwach, man sollte einen Würdigeren wählen. Und doch würde es demjenigen Senator übel ergangen sein, der diese Erklärung für baare Münze genommen hätte. Das merkten auch Alle sehr wohl und baten daher inständigst, doch den Senat nicht durch seine Weigerung unglücklich zu machen. Aber er trieb das lächerliche Spiel noch lange fort. Je mehr der Senat bat, flehete, weinte und fußfällig die Arme nach ihm ausstreckte, desto mehr Abscheu heuchelte Tiber vor der Regierung. Endlich — endlich stellte er sich von so vielen Bitten überwunden, erklärte aber, nur für einige Zeit wolle er das schwere Amt übernehmen. Dabei hatte er sich genau Die gemerkt, die ihn nicht ernstlich gebeten oder es sich gar hatten merken lassen, daß sie ihn nicht gern zum Kaiser haben wollten; diese sparte er für seine Rache auf. Denn schon in den letzten Jahren des Augustus war ein schreckliches Gesetz gegeben worden, das der beleidigten Majestät, nach welchem Jeder, der über den Kaiser oder seine Regierung schlecht oder unehrerbietig spräche, zur Rechenschaft gezogen und nach Umständen mit dem Tode bestraft werden sollte. Von dem Vermögen des Angeklagten bekam der Ankläger einen Theil, und da läßt sich

denken, zu welchen Schändlichkeiten jenes Gesetz Veranlassung gab. Manche nichtswürdige Menschen machten sich ein eigentliches Geschäft daraus, Andere anzugeben, die oft nichts weiter gethan hatten, als verdrießlich eine Bildsäule des Kaisers anzusehen, oder bei dem Aussprechen des kaiserlichen Namens die Achseln zu zucken. So wurde Mancher, der gar nichts verbrochen hatte, plötzlich aus der Mitte seiner Familie herausgerissen, in's Gefängniß geworfen, und ohne weiteres Verhör hingerichtet. Fast kein Tag verging, an welchem Tiberius nicht eine Menge von Todesurtheilen unterzeichnete, und das that er sehr gern. Eine Mutter wurde hingerichtet, weil sie über ihren Sohn Thränen vergossen hatte, der auf Tiberius' Befehl hingerichtet worden war. Zuletzt war der Schrecken vor dem Despoten so groß, daß sich Männer und Frauen selbst um's Leben brachten, nur um nicht dem Kaiser und seinen Söldnern in die Hände zu fallen. Je freundlicher Tiber war, desto mehr mußte man sich vor ihm hüten. Außer sich liebte er kein Wesen, selbst seine Mutter nicht, die doch so viel für ihn gethan hatte. Er sagte einmal: „Wenn ich todt bin, mag der Himmel einfallen!"

2.

Daß Tiber höchst mißtrauisch war und von Jedem das Schlimmste argwöhnte, lag ganz in seiner Despotennatur. Seine Leibgarde, die Prätorianer, brachte er auf 10,000 Mann, die sollten theils seine Person beschützen, theils seine Bluturtheile vollstrecken. Sie wurden in befestigten Kasernen (castra praetoriana) vor den Thoren der Hauptstadt gelagert, und hielten Alles in Furcht und Schrecken. Der Oberste dieser Leibwache war Sejanus, ein schlechter, verworfener Mensch, aber eben deshalb dem Tiberius lieb und werth. Dieser Sejanus, um desto ungestörter in Rom wirthschaften zu können, beredete den Kaiser, lieber auf dem Lande sich zu vergnügen, wo er vor Meuchelmord sicherer sei, als in der Stadt. Das schien dem Tiber nicht übel; er verließ wirklich Rom und wählte die Insel Caprea oder Capri, Neapel gegenüber, zu seiner Residenz. Da baute er sich einen prächtigen Palast, und fröhnte allen Lüsten und Begierden. Diese Insel war aber auch ganz passend für seinen Argwohn und sein Mißtrauen. Ueberall von schroffen Felsen umgeben hat sie nur einen Zugang, der von dem Palast aus leicht übersehen werden konnte, und es wurde streng verboten, daß Keiner ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers nach Capri käme. Einmal kam ein armer Fischer, der einen vorzüglich schönen Fisch gefangen hatte, nach der Insel und kletterte an einer Felsenwand hinauf, um ihn dem Kaiser zu überreichen. „Unglücklicher, wie kommst du hierher?" schrie ihn Tiber an, sobald er ihn erblickte, und befahl sogleich, ihm mit dem Fische und der harten Schale eines Seekrebses so lange das Gesicht zu reiben, bis die Haut abspränge.

Unterdessen regierte Sejan in Rom auf fürchterliche Weise. Die meisten vornehmen Familien wurden nach einander ausgerottet, und ihr Vermögen floß in die Kasse des Kaisers und seines würdigen Freundes.

Es kam eine solche Angst über die Römer, daß keiner mehr seinem Nächsten trauete, und selbst in seinem eigenen Hause kein lautes Wort zu sprechen wagte, aus Furcht, die Wände möchten Ohren haben. Man erwies dem Sejan dieselbe Ehre, wie dem Kaiser; auf den Gassen, in den Tempeln und Privathäusern wurden ihm Bildsäulen errichtet. Da schöpfte der Kaiser Verdacht, und ehe sich's der Günstling versah, ließ er ihn ermorden.

Nach des Sejanus Hinrichtung wurde Tiberius noch finsterer und grausamer. Oft ließ er sich zum Vergnügen verurtheilte Menschen nach Capri bringen, vor seinen Augen foltern und dann von dem Felsen in's Meer hinabstürzen. Doch von Zeit zu Zeit wachte sein böses Gewissen auf und ließ ihm besonders des Nachts keine Ruhe. Einmal schrieb er an den Senat einen Brief, der die Qualen seines Gewissens verrieth und mit den Worten anfing: „Was soll ich euch schreiben oder nicht schreiben? Die heimlichen Mächte mögen mich noch ärger quälen, als es täglich schon geschieht, wenn ich es weiß." — Aber diese innere Angst trieb ihn nicht zur Besserung, sondern zu noch größeren Verbrechen, um darin seinen glühenden Haß zu kühlen, den er gegen die ganze Menschheit empfand. Trotz seines wüsten Lebens wurde Tiberius noch 78 Jahre alt und regierte 24 schreckliche Jahre über Rom. Zuletzt fiel er in eine ekelhafte und schmerzliche Krankheit, und aus Besorgniß, daß er noch einmal sich erholen möchte, erstickte ihn ein Oberst der Leibwache unter aufgeworfenen Betten.

Nero (68 n. Chr.).

1.

Nach dem Tiberius bestieg Kajus, mit dem scherzhaften Zunamen „Kaligula" (d. i. Stiefelchen), den Thron. Man nannte ihn so, weil er schon als Kind im Lager mit kleinen Soldatenstiefeln gesehen wurde. Dieser war eben so toll als grausam, ließ allen Bildsäulen des Jupiter die Köpfe abschlagen und sein eigenes Bild auf den Rumpf setzen. Er wollte selber als Donnergott verehrt sein, und bauete sich Tempel, worin seine Statuen göttlich verehrt werden mußten. Endlich ließ er sogar sein Pferd zum Konsul ernennen; es residirte in einem marmornen Stalle und fraß aus goldenen Gefäßen. Zum Glück ward der Donnergott bald ermordet. Sein Nachfolger war Klaudius; der ließ Weiber und freigelassene Sklaven für sich regieren, und unterhielt sich dafür mit dem Anblick der Sterbenden, deren Zuckungen ihm das angenehmste Schauspiel waren. Er wurde von seiner eigenen Gattin vergiftet. Nero aber übertraf noch alle an Grausamkeit. Er regierte im Jahre 66 n. Chr., und wurde der Mordbrenner Roms. Um durch schöne Bauten seinen Namen zu verherrlichen, ließ er die Stadt anzünden. Sechs Tage und sieben Nächte dauerte der Brand. Als das Feuer am verderblichsten wüthete, sah man den Kaiser auf der Zinne seines Palastes im prunkenden Gewande eines Saitenspielers, der zum Klange der Leyer die Einäscherung Troja's besang. Als er aber

merkte, daß das Volk hierüber aufgebracht war und ihn für den Brandstifter hielt, so wälzte er die Schuld sogleich von sich auf die armen, verhaßten und verachteten Christen. Ihre Martern waren ihm nun ein eben so angenehmes Schauspiel, wie vorher der Brand der Stadt. Die Christen wurden gefoltert, mit glühenden Eisen gesengt, von wilden Thieren zerrissen. Um den Anblick noch interessanter zu machen, wurden sie mit brennenden Stoffen bestrichen und dann angezündet. Nero gab zu diesem schrecklichen Schauspiele seine Gärten her und fuhr selber in einem Prachtwagen zwischen den Todtenfeuern hindurch, um sich an dem gräßlichen Schauspiele zu ergötzen. Auch die Apostel Paulus und Petrus wurden von seiner Verfolgungswuth betroffen; jener wurde als römischer Bürger enthauptet, dieser jenseits der Tiber gekreuzigt.

Nach dem Brande bauete Nero seine Hauptstadt prächtiger wieder auf, als sie vorher gewesen war, und sein neuer Palast wurde „das goldene Haus" genannt, wegen der unermeßlichen Verschwendung von Gold und Edelsteinen, von denen alle Zimmer blitzten. Doch nicht genug, daß er Künstler für sich arbeiten ließ, er wollte auch selber als Künstler verehrt sein und allen Andern den Rang ablaufen. An dem großen Wagenrennen im Circus nahm er selbst persönlichen Antheil, er trat als Sänger und Dichter öffentlich auf, und die Lobeserhebungen eines Heeres von Schmeichlern, das ihn umgab, verrückten ihm vollends das Gehirn. Er unternahm eine eigentliche Kunstreise nach Griechenland, um in den griechischen Kampfspielen den Preis zu erwerben, den er auch von den bereits zu Speichelleckern herabgesunkenen Griechen erhielt. Nero brachte aus Griechenland nicht weniger denn 1800 Kronen mit, die man ihm als König der Sänger, Dichter, Wagenlenker und Ringer dort gespendet hatte. Sein Einzug in die Hauptstadt war überaus prachtvoll. Hier erschien er auf August's Wagen, in Purpur gekleidet und mit dem Laube des Oelbaums, dem Stirnschmucke der olympischen Sieger, bekränzt. In der Hand trug er die pythische Krone, und die 1800 übrigen wurden vor ihm hergetragen. Neben ihm saß Diodorus, ein Tonkünstler, und dann folgte eine unermeßliche Schaar von Sängern, welche seine Siege in ihren Liedern feierten. Der Senat, die Ritter und das Volk begleiteten diesen kindischen Aufzug, die Luft erscholl von Beifallsrufen, die ganze Stadt war erleuchtet und die Straßen dufteten von Weihrauch. Wohin er trat, bluteten zur Feier seiner Rückkehr die Schlachtofer, das Pflaster war mit Safran bestreut und Guirlanden von Blumen und Bändern strömten aus allen Fenstern auf ihn nieder.

2.

Nero hatte seine Gemahlin verstoßen und dann vergiften lassen; dann mordete er seine eigene Mutter und seinen Lehrer und Rathgeber Seneka, weil gegen diese sein Mißtrauen rege geworden war. Oft hörte man ihn sagen, es sei ihm lieber, gehaßt als geliebt zu werden. Und fort und fort

würgte auf seinen Befehl das Schwert des Henkers, unter dem die edelsten Häupter Roms bluten mußten.

Endlich aber ward das Volk des grausamen Tyrannen überdrüßig. Julius Vindex, der Befehlshaber der römischen Legion in Gallien, sprach sich öffentlich gegen Nero's Blutregierung aus und rief den Statthalter in Spanien, Sergius Galba, zum Gegenkaiser aus. Anfangs spottete Nero darüber, als er jedoch die Nachricht erhielt, daß Galba sich dieser Empörung angeschlossen, erschrak er so heftig, daß er den Tisch vor sich umstieß, seine Kleider zerriß, sich das Haupt schlug und unaufhörlich rief: „Ich bin verloren!“ Schreckliche Gedanken und Entschlüsse durchzogen seine Seele. Er beschloß, alle Statthalter zu vertilgen, alle Gallier ermorden zu lassen. Den Senat wollte er vergiften, die Stadt in Brand stecken und die zu den Thiergefechten bestimmten Bestien auf das Volk loslassen. Dann gelobte er wieder, wenn er mit dem Leben davon käme, auf dem Theater mit seiner Laute als Sänger zu erscheinen. Als aber die Empörung immer allgemeiner ward, ahnte Nero seinen Untergang. Er wollte nach Aegypten entfliehen, als er aber um Mitternacht aufstand, hatte ihn seine Leibwache verlassen. Da begehrte der Elende, einer seiner Günstlinge möchte ihm das Leben nehmen, aber auch dazu fand sich keiner bereit. Mit den Worten: „So habe ich denn keinen Freund mehr,“ rannte er davon und wollte sich in die Tiber stürzen; aber am Gestade entsank ihm der Muth. Dann stand er still und faßte den Entschluß, sich nach einem Landhause zu begeben, um dort den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten. Der Senat, nachdem er gemerkt, wie die Soldaten alle gegen den Nero waren, hatte sich ermannt und den Kaiser zum Tode verurtheilt. Als Nero das erfuhr, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Er ergriff zwei Dolche und untersuchte ihre Spitzen, aber schob sie bald wieder in die Scheiden, da ihm der Muth zum Selbstmord fehlte. Der Freigelassene, der um ihn war, sollte erst sich entleiben, um mit seinem Beispiele ihm Muth zu machen. Plötzlich ertönte der Hufschlag von Pferden; es waren die Reiter, welche dem entflohenen Kaiser nachsetzen sollten. Zitternd setzte er jetzt den Dolch an seinen Hals, aber nur dem Drucke, den sein Freigelassener dem Mordwerkzeuge gab, hatte er die tödtliche Wunde zu danken, die seinen Leib vor den Mißhandlungen seiner Verfolger schützte. Noch war Nero nicht todt, als einer der Reiteranführer in sein Zimmer trat, und ihn im Blute schwimmend fand. Finsteren Blickes schauete ihn der Tyrann an; seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Welch' ein Künstler stirbt in mir!“

Titus, Trajan und Mark Aurel.

Titus (80 n. Chr.).

1.

Die Juden hatten sich schon öfters gegen die Römer empört und waren immer erst nach vielem Blutvergießen wieder unterworfen worden. Zu Nero's Zeit war eine abermalige Empörung ausgebrochen, und der Oberfeldherr Vespasian wurde gegen sie abgeschickt. Da Jerusalem auf mehreren Bergen lag, feste Mauern hatte und daher schwer einzunehmen war, so begnügte sich Vespasian, es einzuschließen, in der Hoffnung, die Parteien in der Stadt selber würden sich untereinander aufreiben. Indessen ward er zum Kaiser ausgerufen; er mußte nach Rom eilen und übertrug die Bezwingung der hartnäckig sich wehrenden Juden seinem Sohne Titus. Dieser griff die Belagerung sogleich mit großem Eifer an, und ängstigte die Juden mit seinen großen Belagerungsmaschinen, mit welchen große Steine und Balken geschleudert wurden. Er eroberte einen Theil der Stadt nach dem andern, aber die Juden wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung, und jeder Fußbreit des gewonnenen Stadtraums mußte durch Ströme Blutes erkauft werden. In der Stadt wüthete der Hunger auf schreckliche Weise; auf den platten Dächern und auf den Gassen sah man die Leichen der verhungerten Mütter und Kinder haufenweise herumliegen. Eine Frau hatte im Wahnsinn des Hungers sogar ihren Säugling geschlachtet und setzte das Fleisch ihres Kindes den eindringenden Soldaten zum Essen vor. Das Gerücht dieser That gelangte auch zu den Ohren des edlen Titus. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief die Götter zu Zeugen an, daß er an diesem Frevel nicht Schuld sei. Desto mehr empörte ihn der Starrsinn der Juden, die sich noch immer auf der Burg Zion und im Tempel behaupteten. Endlich waren auch die Vorhöfe desselben in den Händen der Römer, aber als sich die Juden noch nicht ergeben wollten, warf ein römischer Soldat Feuer in das herrliche Gebäude und es ging in Flammen auf. Noch einen Monat länger hielt sich die Burg und nun ward erfüllt, was Jesus vorhergesagt hatte. Die große prächtige Stadt sank in grauenhafte Trümmer, die meisten Einwohner wurden erschlagen, viele als Sklaven verkauft oder in fremde Länder abgeführt. Wie schrecklich ging nun an dem unglücklichen Volke der Fluch in Erfüllung, den es selbst bei Jesu Kreuzigung über sich ausgesprochen hatte: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" Titus hätte den Juden Gnade angedeihen lassen, wären sie von ihrem halsstarrigen Hasse gegen die Römer nicht verblendet worden. Nun wurden sie in alle Länder zerstreut, lebten, von den andern Völkern gehöhnt und verachtet, als ein ausgestoßenes, von Gott verlassenes Geschlecht, und erst unserer Zeit ist es aufbehalten, den Zustand der armen Juden zu verbessern.

2.

Nach Vespasians Tode regierte sein trefflicher Sohn Titus, von seinem dankbaren Volke „die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts“ genannt. Seine Regierung war kurz, aber segensreich. Das Erste war, daß er die geheimen Ankläger abschaffte. Er hatte das Gelübde gethan, Keinen zum Tode zu verurtheilen, und hielt es auch treulich. Wo er Jemandem etwas Gutes erweisen konnte, that er es mit Vergnügen, und sein Grundsatz war, daß Niemand von einem Kaiser mißvergnügt fortgehen dürfe. Bewundernswerth war seine Großmuth, mit welcher er denen vergab, die ihn beleidigt hatten. Nie wollte er eine Klage gegen Solche zulassen, die Uebels von ihm redeten. „Reden sie,“ sprach er, „mit Unrecht Uebels von mir, so wird sie schon ihr Gewissen zeihen; reden sie aber mit Recht Uebels von mir, so wäre es Unrecht, die zu bestrafen, welche die Wahrheit reden.“

Einst stifteten zwei junge Römer von Adel (Patricier) gegen ihn eine Verschwörung an. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Kapitol in Brand stecken, im Tumult den Kaiser ermorden und sich dann des Thrones bemächtigen. Aber ihr Vorhaben wurde entdeckt und der römische Senat verurtheilte sie zum Tode. Titus sollte dies Urtheil bestätigen; aber er war weit entfernt davon, ja er vergalt vielmehr seinen Feinden Böses mit Gutem. Er ließ beide Patricier vor sich kommen, stellte ihnen vor, daß nicht durch Schandthaten, sondern durch den Willen der Götter die Herrschaft verliehen werde, ermahnte sie dann, mit dem Stande zufrieden zu sein, in welchem sie sich befänden, und versprach, was sie sonst verlangten, ihnen gern bewilligen zu wollen. Darauf zog er Beide an seine Tafel und unterhielt sich mit ihnen auf das Freundschaftlichste. Am andern Tage wurde ein Fechterspiel gegeben. Titus erschien im Amphitheater, nahm seinen gewöhnlichen Platz ein und ließ jene beiden Patricier neben sich setzen. Die Waffen der Fechter wurden einer alten Gewohnheit gemäß ihm überreicht und so groß war sein Zutrauen zu denen, die kurz zuvor sein Leben bedroht hatten, daß er ihnen diese Waffen in die Hände gab.

Auch gegen seinen Bruder Domitian bewies Titus die größte Sanftmuth. Domitian, ein herrschsüchtiger und blutgieriger Mensch, hörte nicht auf, ihm Nachstellungen zu bereiten. Titus wußte es; aber weit davon entfernt, ihn deshalb zur Strafe zu ziehen, vergab er ihm nicht nur, sondern ließ ihm auch die Ehrenstellen, die er bis dahin bekleidet hatte, und erklärte ihn sogar zu seinem Nachfolger. Ja oft bat er ihn im Geheimen und mit Thränen: „Bruder! Liebe mich, wie ich dich liebe!“

3.

Unter dem guten Kaiser Titus wurde Italien von drei großen Unglücksfällen heimgesucht. Der Vesuv hatte seit undenklichen Zeiten nicht mehr gespieen, und hätte er nicht noch fort und fort geraucht, würde man den Vulkan für ganz erloschen gehalten haben. Um so unerwarteter kam der entsetzliche Ausbruch am 24. August 79. Um 1 Uhr Mittags stieg von dem Berge eine ungeheure Rauchwolke auf, die sich immer weiter ausbreitete. Ein der Naturkunde ergebener Mann, Plinius der Aeltere,

der sich gerade in der Gegend aufhielt, weil er Befehlshaber der in dem Meerbusen liegenden Flotte war, wollte das merkwürdige Phänomen in der Nähe schauen. Er befahl den Schiffern, ihm nach der andern Seite des Meerbusens nach dem Vesuv hin zu fahren, so sehr auch die erschrocknen Menschen ihn davon abmahnten. Eine Menge Fahrzeuge mit Flüchtlingen begegneten ihm, die alle über den kühnen Mann staunten, der so ruhig der Gefahr entgegeneilte. Schon fiel die Asche häufig aus der Luft herab, und wurde, je näher das Schiff kam, desto dichter und glühender; ein dumpfes Rollen ward gehört; heiße Steine flogen umher und schlugen rechts und links in das Wasser. Einen Augenblick schwankte Plinius, ob er doch nicht lieber umkehren sollte; dann rief er aber: „Mit den Muthigen ist das Glück!" Er befahl, grade nach dem nahen Ufer zu steuern. Dort lag eine Stadt, worin er einen lieben Freund hatte; bei dem wollte er die Nacht zubringen. Aber er fand schon das ganze Haus in Verwirrung; die Fahrzeuge waren bereits bepackt, um eilig an Bord gehen zu können, sobald der Wind sich drehete und die Rauch- und Aschensäule nach der Stadt zu getrieben würde. Plinius sprach den guten Leuten Muth ein, ließ sich, um sie recht sicher zu machen, ein Bad geben, aß mit Appetit und machte allerhand Scherz. Indessen schlugen aus mehreren Stellen des Berges Feuerströme heraus; Flammen durchzuckten die Finsterniß. Alle blieben wach; doch Plinius legte sich ruhig zu Bette. Nach einigen Stunden aber mußte man ihn wecken, denn die Asche und die Steine fielen so dicht, daß man fürchtete, die Hausthür möchte versperrt werden. Die Erde begann immer heftiger zu schwanken, jeden Augenblick besorgte man den Einsturz des Hauses; und doch auch wagte man sich nicht aus demselben heraus, weil die glühenden Bimssteine dicht wie Hagel fielen. Endlich wurde der Aufbruch beschlossen. Jeder band sich ein Kopfkissen auf den Kopf, um die Steine abzuwehren, und nun ging die Wanderung durch die stockfinstere Nacht, die Sklaven mit Fackeln voraus. Als der starkbeleibte Mann, auf die Schultern zweier Sklaven gestützt, so forteilte, erhitzte er sich durch die Anstrengung, und stürzte plötzlich, vom Schlage getroffen, todt zu Boden. Die Uebrigen aber eilten weiter, um sich der drohenden Gefahr zu entziehen, und erst einige Tage später konnte man den Leichnam des Plinius aufsuchen, um ihn zu bestatten.

Der Neffe des Alten, der jüngere Plinius, war indessen in der Stadt, in welcher der Oheim wohnte, mit seiner Mutter zurückgeblieben. Hier war er Zeuge der schrecklichen Naturerscheinung, und wir haben noch zwei Briefe übrig, worin er dieselbe beschreibt. Auch an diesem auf der andern Seite des Meerbusens liegenden Orte wurde stündlich das Erdbeben ärger; das Hausgeräth bewegte sich und die Häuser schwankten. Der Sohn flieht mitten in der Schreckensnacht mit seiner alten Mutter an das Gestade des Meeres, um dort den Tag abzuwarten. Dort hörten sie den Einsturz vieler Häuser, das Meer schlägt schäumende Wellen und wirft die Seethiere und Muscheln weit auf's Land. Es ist Morgen geworden, aber die Sonne kann nicht durch den Aschenregen dringen, und es bleibt

dämmerig. Alles, was fliehen kann, eilt von dannen; aber plötzlich wird es abermals rabenschwarze Nacht und nun entsteht schreckliche Verwirrung. Die Männer rufen einander zu, die Kinder und Weiber schreien, Menschen und Thiere laufen in der Finsterniß aneinander, die Wagen stürzen in Gruben und Löcher, und Jeder glaubt, die Götter hätten die Menschen verlassen und die Welt gehe unter. Noch entsetzlicher ist die Scene in der Nähe des Verderben speienden Berges; da öffnet die Erde ihren Schlund und drei blühende Städte, Herkulanum, Pompeji und Stabiä versinken in den Abgrund. Ein ödes wüstes Aschenfeld ist ihr Grabhügel geworden. Siebenzehnhundert Jahre blieb ihre Spur verborgen, und erst 1738 kam man auf die Spur von Herkulanum, als der König von Neapel in der dortigen Gegend sich ein Landhaus bauen ließ. Man stieß zuerst auf das Theater, und je weiter man nachgrub, um so mehr zeigte sich die verschüttete Stadt. Jetzt sind bereits ganze Straßen ausgegraben, so daß man ziemlich frei in ihnen umher gehen kann. Die Häuser und das Hausgeräth haben sich gut erhalten; man sieht da noch Stühle, Tische, Flaschen, Lampen, Messer, Ringe und Schlüssel, die Wände sind mit Götter- und Heldengeschichten bemalt, und über den Hausthüren stehen noch die Inschriften. In den Buden am Theater lagen allerlei Eßwaaren, Nüsse, Weintrauben, Oliven, auch eine große Pastete, die aber zusammenfiel, sobald man sie berührte. Auch die Gebeine der Unglücklichen, die hier lebendig verschlungen wurden, lagen noch da als Zeugen des Schreckenstages; denn das Unglück war eingebrochen, als das Volk im Theater saß.

Auch Pompeji ist wieder an's Tageslicht gekommen, aber nicht ganz, denn seine Stadtmauern hatten eine Stunde im Umfang. In den Straßen, die überaus enge sind, sieht man deutlich die ausgehöhlten Gleise. An den Straßenecken befanden sich viele Inschriften, die auf die Mauer mit Farbe geschrieben sind und allerlei Bekanntmachungen enthalten, z. B. daß ein Haus zu vermiethen oder zu verkaufen sei, daß Fechterspiele gegeben werden sollen 2c. Zwei Theater, eins für Lustspiele, das andere für Trauerspiele bestimmt, hat man vollständig ausgegraben, außerdem auch noch ein Amphitheater, das wenigstens 18,000 Menschen fassen konnte, in dessen Räumen man noch Löwengerippe fand. In einem Landhaus des Cicero fand man noch die großen Weinkrüge an die Wand gelehnt, aber statt des Weines mit Lava angefüllt. Was an den Häusern auffällt, ist ihre niedre Bauart und die Kleinheit der Zimmer. Die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß; das Licht erhielten sie weniger durch Fenster als durch die Thür, die also immer offen sein mußte, und auf eine rings um den Hof laufende Galerie ging. Nach der Straße zu gingen wenig Fenster, denn die Zimmer öffneten sich eben nach der Seite des Hofes, zu dem der Haupteingang des Hauses führte. In der Mitte dieses Hofes befand sich ein Wasserbecken mit einem Springbrunnen. Links und rechts liefen die kleinen Zimmer, zum Aufenthalt bei schlechter Witterung oder zum Schlafen bestimmt; sonst verweilte man im Hofe selber und noch mehr draußen. Im Jahre 1832 grub man ein besonders schönes Haus aus; darin waren der

Hof und die Zimmer mit schönem Mosaikboden geziert, d. h. es sind größere und kleinere Steinchen von verschiedener Farbe zusammengesetzt. Der Hof war mit 45 Marmorsäulen umgeben und in einem Winkel desselben befanden sich zierliche Nischen für die Hausgötter.

In einem andern Hause fand man 1700 Bücherrollen, die auf einem Repositorium der Reihe nach aufgestellt waren, — das war eine Bibliothek. Denn die Alten hatten weder solches Papier, wie wir, noch wurden ihre Bücher so gebunden wie die unsrigen. Man schrieb vielmehr auf die eine Seite einer Pergamenthaut und legte dieses Pergament dann aufgerollt hin. Oder man bereitete sich ein Papier aus der Zwiebel der in Aegypten häufig wachsenden Papyrusstaude, indem man die Häute der Zwiebeln abschälte, sie einweichte, dann übereinander legte und so lange schlug, bis sie breiartig wurden. Aus dieser breiartigen Masse bildete man dann große Bogen, auf welche man, wenn sie getrocknet waren, die Buchstaben mit schwarzer Farbe auftrug. Von dieser Art waren jene pompejanischen Rollen; aber sie waren von der heißen Asche ganz verkohlt, und als man sie auseinander rollen wollte, fielen sie wie mürber Zunder zusammen.

So viel über Pompeji und Herkulanum. Auf jenes Unglück folgte eine Feuersbrunst in der Hauptstadt Rom, und dann wieder eine schreckliche Pest, die Tausende von Menschen hinwegraffte. Der menschenfreundliche Titus war überall mit seiner Hülfe gegenwärtig, wo die Noth am größten war. Das Wohlthun war seine Lust, und er pflegte jeden Tag für verloren zu achten, an welchem er seinen Mitmenschen nicht genützt hatte. Leider sollte seine treffliche Regierung nur zwei Jahre währen; er starb, vielleicht durch seinen heimtückischen Bruder Domitian vergiftet.

Trajan.

1.

Trajan, ein Spanier von Geburt, war der erste Ausländer auf dem römischen Kaiserthrone. Schon ausgezeichnet als Feldherr, wurde er einer der besten Kaiser, die regiert haben. Auch unter seiner zwanzigjährigen Regierung fehlte es nicht an Unglücksfällen aller Art; hier zerstörte ein Erdbeben ganze Gegenden, dort entstand eine Hungersnoth und Rom litt durch Feuersbrünste, bei denen auch Nero's goldenes Haus, auf welchem wohl der Fluch des Himmels ruhen mußte, abbrannte. Aber Trajan's milde Hand linderte, dem Titus gleich, überall das Unglück. Unter dem abscheulichen Domitian waren wieder die heimlichen Angebereien eingerissen; Trajan reinigte Rom von dem Gesindel der Ankläger, die so vieler unschuldiger Menschen Leben auf ihrem Gewissen hatten; er ließ sie auf Schiffe packen und schickte sie auf wüste Inseln, wo sie kein Unheil stiften konnten. Die vorigen schlechten Kaiser hatten sich ängstlich mit Wache umgeben, und waren doch ermordet worden, Trajan umgab sich daher mit einer stärkern Wache, mit der Liebe seiner Unterthanen. Er ließ auch seine Bildsäulen nicht ausstellen, um verehrt zu werden, denn in den Herzen

seiner Unterthanen hatte er sich ein bleibendes Denkmal errichtet. Sein Palast stand für Jeden den ganzen Tag offen, und mit Allen sprach er freundlich. So lebte er wie ein Vater in der Mitte seiner Kinder. Den durch Unglücksfälle verarmten Provinzen erließ er die Abgaben oder mäßigte sie; zur Hebung des Verkehrs legte er Landstraßen an; für arme Kinder stiftete er Erziehungsanstalten. Es war keine Schmeichelei, wenn das Volk ihn „den Besten" nannte, und wenn man in späteren Zeiten den Kaisern und dem Volke etwas Gutes wünschen wollte, sagte man ihnen: „Sei glücklicher als August, und besser als Trajan!"

Auch als Feldherr war er groß. Schon waren deutsche Stämme über die entlegenen Grenzen hereingebrochen und der feige Domitian hatte ihnen Tribut zahlen müssen. Da zog Trajan an die Donau, schlug die Dacier, und machte ihr Land zu einer römischen Provinz. Darauf führte er auch mit den kriegslustigen und tapfern Parthern Krieg, und drang über den Euphrat bis nach Indien vor, nahm die Hauptstadt der Parther Ktesiphon ein, eroberte das glückliche Arabien und beschiffte — der erste und letzte aller römischen Feldherren — den persischen Meerbusen. Die Macht und Kraft des Römerreichs loderte unter ihm und Mark Aurel noch einmal in heller Flamme empor.

2.

Wie Schade, daß der treffliche Trajan das Christenthum nicht besser kennen lernte, und aus Unkenntniß grausam gegen die Christen verfuhr! Die Römer hielten nämlich die Christen für eine Secte der Juden, und weil diese schon sehr als ein halsstarriges, zum Aufruhr geneigtes Volk verschrieen waren, so hielt man die Christen für noch gefährlicher, weil sie die heidnische Religion zu verdrängen droheten. So führten denn die armen Christen, von Juden und Römern zugleich verfolgt, ein sehr elendes Leben. Des Nachts, wenn Alles schlief, kamen sie furchtsam in unterirdischen Gewölben oder in abgelegenen Höhlen zusammen, sangen dort in Gemeinschaft mit leiser Stimme ihre frommen Gesänge und schickten ihre brünstigen Gebete zu Gott und dem Heilande, der ihnen dafür auch so viele Stärkung verlieh, daß sie selbst unter den grausamsten Martern ihrem Glauben treu blieben. Die Römer, die keinen Begriff von der hohen Begeisterung hatten, welche die Religion dem Menschen zu geben vermag, hielten die christliche Treue für Starrsinn und quälten die Gläubigen mit aller erdenklichen Grausamkeit. Auch Trajan hielt die Christen für staatsgefährliche Leute, und da besonders in Kleinasien viele Christengemeinden waren, schickte er seinen Freund, den jüngeren Plinius (von dem bereits Erwähnung geschah), dorthin, um die vom alten Götterglauben Abgefallenen zu bestrafen oder sie von ihrem vermeintlichen Irrthum zurückzubringen. Plinius erstattete folgenden Bericht an Trajan: „Die bei mir als Christen angegeben worden sind" — schrieb er — „und es eingestanden, habe ich mit dem Tode bedrohet, und, wenn sie dabei beharrten, hinrichten lassen, weil ihre unbiegsame Hartnäckigkeit Strafe verdient.

Viele betheuerten, sie wären Christen gewesen, aber davon zurückgekommen, und ihre ganze Verirrung habe darin bestanden, daß sie an einem bestimmten Tage (Sonntags) vor Tagesanbruch zusammengekommen wären, Gesänge an Christus und an Gott gerichtet und sich durch einen Eid verbunden hätten, sich des Diebstahls, Raubes und Ehebruchs zu enthalten, ihr Wort treu zu erfüllen und jedes anvertraute Gut treu wieder zu überliefern. Darauf wären sie auseinander gegangen, bald aber wieder zusammengekommen, um mit einander eine unschuldige und gewöhnliche Mahlzeit (das hl. Abendmahl) einzunehmen. Ich habe an den Christen überhaupt kein Verbrechen, sondern nur einen thörichten, übertriebenen Aberglauben gefunden." Welch' ein schönes Zeugniß für die unsträflichen Sitten der ersten Christen, und obendrein aus dem Munde eines Heiden, der sie zum Tode verurtheilen zu müssen glaubte! — Trajan antwortete dem Plinius: „Aufsuchen mußt du die Christen nicht; werden sie als solche aber überführt, so müssen sie freilich bestraft werden. Sagt einer, er sei kein Christ mehr, so sprich ihn los, auch wenn der Schein gegen ihn wäre. Auf Anzeigen von Leuten, die sich nie nennen, nimm gar keine Rücksicht."

Als der Kaiser nach Antiochia kam, ließ er den Hirten der christlichen Gemeinde daselbst, den Bischof **Ignatius**, vor sich bringen. Trajan fuhr ihn hart an und schalt ihn einen vom bösen Geiste Besessenen, da er unermüdlich seine Befehle verletzte und auch Andere mit in's Verderben fortrisse. Der alte ehrwürdige Mann entgegnete sonder Furcht: Nicht der verdient den Namen eines vom bösen Geiste Besessenen, welcher als Diener Gottes Jesum freudig in seinem Herzen trägt, sondern der, welcher ihn verläugnet." Und als er weiter bekannte, daß es nur Einen Gott gäbe und daß die Götter der Heiden solche böse Geister wären, ließ ihn der Kaiser sofort in Fesseln legen und nach Rom zum Tode abführen. Hier wurde er öffentlich in der Rennbahn unter dem Jubel des heidnischen Pöbels zwei hungrigen Löwen vorgeworfen und gierig von ihnen verschlungen. Die christlichen Brüder aber sammelten sorgfältig die übrig gebliebenen Gebeine des Märtyrers und brachten sie als heilige Reliquien nach Antiochia.

Markus Aurelius (168 n. Chr.).

Der Kaiser Antonin der Fromme hatte den **Markus Aurelius** und **Lucius Verus** an Sohnes Statt angenommen, und Beide kamen (161 n. Chr.) zugleich zur Regierung. Zum ersten Male herrschten jetzt zwei Kaiser nebeneinander; aber welcher Unterschied zwischen beiden! Verus war roh, träge, ausschweifend; und seine Neigung zum Bösen ward nur durch das höhere Ansehen des Markus Aurelius im Zaume gehalten oder unschädlich gemacht. Mark Aurel, auch der „Philosoph" genannt, war ein Philosoph (Weltweiser) in Lehre und Leben, voll heiligen Eifers für seine Pflichten, streng gegen sich, nachsichtig gegen Andere und unermüdet thätig. Fand er auch zuweilen, aus Gefälligkeit gegen das Volk, sich bei den öffentlichen Schauspielen ein, so pflegte er während derselben zu lesen, oder

zu schreiben, oder mit seinen Ministern von Geschäften zu reden. Den wahren Bedürfnissen seines Volkes kam er überall liebevoll entgegen. Aber es war ihm nicht beschieden, in stiller Ruhe die Früchte seiner Anstrengungen reifen zu sehen; vielmehr sollte seine Tugend durch Leiden bewährt werden. Zuerst bekümmerte ihn die Lasterhaftigkeit seines Mitregenten; dann brach ein Krieg mit den Parthern aus. Dieser wurde zwar siegreich geendet, aber dem heimkehrenden Heere folgte die Pest, und mehrere Provinzen litten durch Erdbeben und Ueberschwemmung. Darauf folgten stürmische Bewegungen unter den Völkern des Nordens. Die Markomannen mit mehreren süddeutschen und sarmatischen Völkern vereinigt, brachen von der Donau her in Italien ein und drangen bis Aquileja vor (168); Roms Untergang schien nahe. Da raffte der Kaiser alle Kräfte des Staates zusammen, um den verwüstenden Völkerstrom zu hemmen. Alles, was nur Waffen tragen konnte, wurde zu dem gefahrvollen Kampfe aufgeboten. Der Kaiser gab seinen ganzen Privatschatz her, ließ sogar alle Kostbarkeiten und Schmucksachen aus seinem Palaste versteigern, um die Unkosten des Feldzuges zu bestreiten. Und nun kämpfte er so wacker, daß die Feinde bis jenseits der Donau sich zurückziehen mußten.

Mark Aurel verfolgte sie. Auf den Rath der Wahrsager ließ er zwei Löwen in die Donau jagen, „die würden dem Feinde Verderben bringen" — so glaubten die Soldaten. Lachend aber sahen am jenseitigen Ufer die Quaden zu und riefen: „Seht doch, was für große Hunde!" Und als die Löwen drüben waren, nahmen jene ihre Keulen und schlugen sie damit todt. Indessen spannte der Kaiser mit Klugheit ein Kriegsnetz über das ganze Donauland, und wo er selber war, gewann er den Sieg. So bezwang er die Markomannen, und schlug die Jazygen (ein Volk slavischer Abkunft, das mit den Deutschen verbündet war) auf der Eisdecke der Donau. Darnach gedachte er auch das zahlreiche Volk der Quaden zu überwinden; diese aber wichen vor ihm tiefer in's Ungarland zurück und verlockten ihn in eine Wildniß. Da sah er sich plötzlich in einem Thale rings von ihnen umstellt und das Heer, das seit fünf Tagen fast vor Durst verschmachtete, gab sich schon für verloren. Nur wie durch ein Wunder ward es gerettet; ein furchtbares Gewitter brach los, erquickte die Römer, daß sie mit zehnfacher Kraft fortkämpften, und verdarb den Quaden ihre Geschosse. Diese meinten, eine Legion habe den Blitz in ihrer Mitte (legio fulminatrix), flohen und unterwarfen sich. Als der Friede geschlossen war, stellte der Kaiser die Burgen und Schanzen an der Donau wieder her. Die Ruhe konnte er aber nicht wieder herstellen, denn der Hochmuth und die Tyrannei der Römer stachelten die Ueberwundenen immer wieder zu neuen Kämpfen Leider hatte er sich schon im Jahre 177 zu einer grausamen Christenverfolgung hinreißen lassen. Nachdem er zu Anfang des Jahres durch ein allgemeines Edikt allen Anklägern der Christen das Recht verliehen hatte, in das Besitzthum des Angeklagten einzutreten, nachdem er also die Christen ganz recht- und schutzlos gemacht hatte, schloß er das Jahr 177 mit massenhaften Hinrichtun-

gen. Diese Christenverfolgung ist ein schwarzer Fleck im Charakter des sonst so edeln Kaisers. Er starb im Jahre 180 in der Stadt Vindobona, aus welcher später Wien entstanden ist. Sein Sohn Kommodus schloß mit den auf die Grenzen des Reichs anstürmenden Feinden eiligst einen schmählichen Frieden und zog aus allen Kastellen, die über die Reichsgrenze hinausstanden, die römischen Besatzungen. So ging dieser Krieg aus, der nur ein Vorspiel war zu anderen, welche entscheidender enden sollten.

Unter der Regierung des Markus Aurelius im Jahre 167 starb auch Polykarpus, der Bischof von Smyrna, den Märtyrertod. Auf Verlangen des Volkes wurde der ehrwürdige Greis herbeigeholt und aufgefordert, Christum zu verfluchen. Auf ein so gottloses Ansinnen entgegnete Polykarp mit ruhiger Würde: „Ueber 86 Jahre diene ich bereits meinem Herrn Jesu, und noch nie hat er mir etwas zu Leide gethan; wie könnte ich meinen König und Herrn lästern!“ Da schrie die tobende Menge: „In's Feuer, in's Feuer mit ihm!“ und thürmte in stürmischer Hast einen Scheiterhaufen empor. Freudig und mit einem Dankgebete bestieg ihn der Greis. Allein die Flamme berührte seinen Leib nicht, sie wölbte sich um ihn gleich einem vom Winde geschwellten Segel, so daß endlich der Henkersknecht hinaufsteigen und ihm den Dolch in's Herz stoßen mußte.

Antonius und Pachomius (300 n. Chr.).

(Der Ursprung der Klöster.)

Antonius.

1.

Antonius, im Jahre 251 auf einem Dorfe in Ober-Aegypten (Thebais) von christlichen Eltern geboren, führte in seiner Jugend ein sehr zurückgezogenes Leben. Seine Eltern waren reich und angesehen, aber nie verlangte er nach Leckerbissen und Vergnügungen. Dagegen war er immer ein sehr gehorsames Kind, besuchte fleißig mit den Eltern den Tempel des Herrn und nahm zu Herzen, was er dort hörte.

In seinem zwanzigsten Jahre starben ihm beide Eltern, und er mußte nun die Aufsicht über seine jüngere Schwester und über das Hauswesen übernehmen. Aber die Sorge für irdische Dinge sagte seinem Sinnen und Trachten, das auf das Himmlische gerichtet war, nicht zu. Als er die Kirche besuchte, traf es sich, daß die Stelle des Evangelii (Matth. XIX. 21) vorgelesen wurde, wo Jesus zu einem reichen Jüngling sagte: „Willst du vollkommen werden, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und dann komm und folge mir nach.“ In diesen Worten glaubte Antonius einen göttlichen Wink zu erkennen; es dünkte ihm, daß sie nur seinetwegen

verlesen worden wären, und kaum war er aus der Kirche zurückgekommen, so entsagte er seinen Gütern. Seine liegenden Gründe, 300 fruchtbare Aecker, schenkte er den Einwohnern seines Dorfes; seine bewegliche Habe aber verkaufte er, und das hierdurch gelöste Geld vertheilte er unter die Armen. Nur Weniges behielt er für seine Schwester zurück, und auch dieses nur auf kurze Zeit. Denn als er wieder in die Kirche gekommen war und daselbst die Worte des Evangelii (Matth. VI. 34): „Sorget nicht für den andern Morgen ꝛc.“ gehört hatte, so vertheilte er alles Geld, was er noch hatte, und verschaffte seiner Schwester ein Unterkommen bei frommen Jungfrauen, wo sie nachmals die Erzieherin vieler andern Jungfrauen und so gleichsam die Mutter der Nonnen wurde. Er selbst aber begab sich außerhalb seines Dorfes in die Einsamkeit.

2.

Es liegt im Charakter kraftvoller Menschen, den einmal ergriffenen Lebensplan mit unverdrossenem Eifer zu verfolgen, und sich durch vorkommende Schwierigkeiten mehr anfeuern als abschrecken zu lassen. Auch Antonius bewies dies durch sein Beispiel. Fest entschlossen, nach Ascetenart zu leben, blieb er dieser Lebensart unverbrüchlich treu, und suchte es darin weiter als sein Vorgänger zu bringen. Zuerst hielt er sich an das Beispiel eines frommen Greises, der nicht weit von seinem Dorfe in der Einsamkeit lebte. Dann suchte er auch die übrigen Asceten der Umgegend auf und bestrebte sich, die guten Eigenschaften derselben, als die Geduld des Einen, das eifrige Gebet des Andern, das häufige Fasten des Dritten in sich zu vereinigen. Dies gelang ihm, und bald gewann er durch sein frommes Leben die Achtung Aller, die ihn kannten. Da suchte ihn, wie es heißt, der Teufel bald durch Reizungen zur Wollust, bald durch furchtbare Erscheinungen zu verführen; aber vergebens! Antonius blieb standhaft und vertrieb den Teufel durch Anrufung Gottes. Er behandelte seinen Körper mit größter Strenge, brachte oft ganze Nächte schlaflos hin, schlief auf der bloßen Erde, aß erst gegen Sonnenuntergang, fastete oft drei bis vier Tage nacheinander, genoß nie Fleisch und Wein, sondern nur Brod, Salz und Wasser, und verschmähete das Salben mit Oel als Sache der Weichlichkeit.

Hiermit noch nicht zufrieden, verließ er seinen bisherigen Aufenthalt und begab sich zu den entlegenen Grabmälern, wo er in einem derselben eingeschlossen lebte. Aber auch hier hatte er, der Sage zufolge, vor dem Teufel keine Ruhe, sondern wurde von ihm auf alle Weise geplagt, ja oft mit Schlägen gemartert. Halbtodt wurde er eines Tages von einem Freunde, der ihm Brod bringen wollte, aus seiner Höhle getragen und in eine Kirche gebracht. Dort kam er wieder zu sich, und sogleich verlangte er, in sein Grabgewölbe zurückgeführt zu werden. Sein Freund erfüllte dies Verlangen. Matt und so erschöpft, daß er nicht aufstehen konnte, kam Antonius in seine Einsamkeit zurück. Da überfiel ihn abermals der Teufel, umringte ihn mit tausend Schreckgestalten und peinigte ihn mit

Schlägen. Doch nun erschien auch Jesus Christus, verjagte den Teufel, heilte ihn von allen Wunden und Schmerzen und sicherte ihm den göttlichen Schutz zu mit dem Befehl, den Namen Christi unter den Menschen zu verherrlichen.

3.

Vieles hatte Antonius bereits gethan, um sich zu einem gottseligen Leben zu erheben, aber er wollte noch mehr thun. Noch lebten die Einsiedler in der Nähe menschlicher Wohnungen und keiner hatte noch die Wüste aufgesucht. Je schwieriger dies war, desto verdienstlicher erschien es dem frommen Antonius. Er machte sich also unter Gebet auf, in die Wüste zu ziehen. Unterwegs begegnete ihm wieder der Teufel, warf ihm einen Goldklumpen in den Weg, um ihn aufzuhalten; aber Antonius verfolgte seine Bahn unerschütterlich und kam so in die Gebirge, die nach dem rothen Meere zu liegen. Dort fand er ein altes verfallenes Gebäude, das er zu seiner Wohnung erwählte. Wasser war in der Gegend, Brod brachten ihm seine Freunde jährlich zweimal. Aber wenn seine Anhänger ihm das Brod brachten, mußten sie es ihm durch den obern Theil des Gebäudes hinabreichen, denn der Eingang war abgesperrt. So lebte Antonius zwanzig Jahre lang in völliger Einsamkeit. Da nöthigte ihn aber die Menge Derer, die zu ihm drangen und seine Lebensart nachahmen wollten, wieder zum Vorschein zu kommen. Er trat hervor wie ein Prophet und Gottbegeisterter. Sein Aeußeres hatte sich nicht verändert, aber sein Geist schien verklärt, denn er hatte Gnade bei Gott gefunden. Nun heilte er Kranke, trieb die bösen Geister aus, tröstete die Traurigen, versöhnte die Feindseligen, ermahnte Alle, der Weltlust zu entsagen und Christo nachzufolgen.

Mächtig wirkte sein Wort, noch mächtiger sein Beispiel. Viele erwählten das einsame Leben, oder, wie sie es nannten, „den göttlichen Beruf", und nahmen, nachdem sie alles ihr Besitzthum verlassen, ihren Aufenthalt bei ihm in der Wüste. So entstanden um seine Burg herum mehrere einsame Wohnungen (Monasteria von monos, allein), die zu den späteren Klöstern den Anstoß gaben. Die Bewohner derselben, welche man Einsame (Monachi) oder Mönche nannte, sahen auf Antonius als ihren gemeinschaftlichen Vater, während er selbst sie als seine jüngeren Brüder behandelte. Deshalb erschien er fleißig in ihrer Mitte und suchte durch gottselige Gespräche ihren frommen Eifer immer mehr anzufachen und aus eigener Erfahrung sie über die Mittel zu belehren, wie man den Angriffen des Teufels widerstehen könne. So wurde, wie Athanasius berichtet, die Wüste ein Schauplatz der Frömmigkeit.

Pachomius.

1.

Pachomius war um's Jahr 292 in Ober-Aegypten unweit Theben geboren. Seine Eltern waren Heiden und auch er wurde im Heidenthum

erzogen, aber auch in den Kenntnissen und Wissenschaften der Aegypter unterrichtet. Als er zwanzig Jahre alt war, wurde er ausgehoben, um unter dem Maximin, einem Gegner des Kaisers Konstantin, als Soldat zu dienen. So kam er nach Theben, wo er von seinen Hütern sehr hart behandelt wurde. Aber mit dieser Härte wetteiferte die Mildthätigkeit der Christen. Unaufgefordert nahmen sie sich des Pachomius und seiner Gefährten an und brachten ihnen Nahrungsmittel und andere Erquickungen. Durch diese Mildthätigkeit wurde Pachomius so gerührt, daß er sich entschloß, sobald er wieder frei wäre, dem Gott der Christen zu dienen und seine Mitmenschen so zu lieben, wie die Bekenner Jesu. Schon dieser Entschluß erhob ihn weit über die niedrige Gemeinheit seiner Gefährten, und bald fand er auch Gelegenheit zur Ausführung desselben. Der Krieg des Maximin nahm mit dem Tode desselben ein schnelles Ende und die von ihm geworbenen Truppen erhielten den Abschied. So wurde auch Pachomius wieder in Freiheit gesetzt. Alsbald ging er in eine Kirche Ober-Aegyptens, wo er im Christenthum unterrichtet, getauft und in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Aber noch floh ihn die Ruhe. Die Ketzereien der damaligen Zeit, besonders die Streitfragen über die Gottheit Jesu, bestürmten sein Inneres. Er wandte sich daher unter Gebet und Thränen an Gott, um zu erfahren, wo Wahrheit zu finden sei. Und Gott offenbarte ihm, die Kirche, in welche er aufgenommen sei, die sei auch die rechte. Von nun an hing er fest an derselben, seine bangen Zweifel hörten auf und er beschloß, ein einsames Leben zu führen, um sich Gott völlig zu weihen.

2.

Im großen Ruf der Heiligkeit stand damals Palämon, ein Einsiedler, der sich zwischen dem Nil und dem rothen Meere aufhielt. Zu ihm ging Pachomius, um sich nach ihm zu bilden. Der Greis stellte ihm alle Beschwerlichkeiten des einsamen Lebens vor, aber der muthvolle Jüngling ließ sich dadurch nicht abschrecken. Da öffnete ihm Palämon die Thür seiner Zelle, nahm ihn bei sich auf und bildete ihn weniger durch Lehren — denn er sprach wenig — als durch sein ernstes, sich immer gleich bleibendes Beispiel. Von ihm lernte Pachomius alle Arten von Selbstpeinigungen, durch die sich die Asceten der damaligen Zeit abzuhärten suchten; z. B. mit Brod und Salz zufrieden sein und Gemüse mit Staub und Asche vermischt genießen; ferner, um sich des Schlafes zu erwehren, Sand von einem Orte zum andern tragen und mit nackten Füßen durch stachlichte Dornen gehen. Noch rühmlicher aber nahm Pachomius zu in gottseligen Gesinnungen. Die heilige Schrift las er oft und übte sich in dem, was er daselbst vorgeschrieben fand. Oft brachte er ganze Nächte im Gebete zu, und Bitte um Reinheit des Herzens und Bewahrung vor den Versuchungen des Satans war vorzüglich der Gegenstand seiner Gebete. Palämon freute sich über seinen Zögling; Gott aber, der ihn also leitete,

wollte, daß Pachomius noch eine größere Bedeutung in der christlichen Kirche erhalten sollte.

In der Nähe seines Aufenthalts lag ein verlassenes Dorf, oder, wie Andere meinen, eine Insel im Nil, Namens Tabenna. Dahin ging Pachomius oft, um zu beten. Einst, als er daselbst im Gebet versunken war, hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „Hier bleibe und erbaue ein Kloster; denn Viele werden zu dir kommen, begierig nach einem heiligen Leben." Zugleich erschien ihm ein Engel, der ihm eine Tafel überreichte, auf welcher die Regeln für das Klosterleben standen.

Diese Regeln, welche wohl die ältesten Vorschriften für Mönche sind, lauten im Wesentlichen also: „Jeder Mönch soll nach Maßgabe seiner Kräfte essen, trinken, arbeiten und fasten. Denen, die viele Körperkräfte haben und viel essen, sollen härtere Arbeiten auferlegt werden; aber leichtere den Enthaltsamen und Schwachen. — Jedes Kloster soll verschiedene Zellen haben und in jeder Zelle sollen drei Mönche wohnen; allen aber soll an einem Orte die Speise zubereitet und gereicht werden. — Alle sollen, nicht liegend, sondern sitzend, auf rückwärts gelehnten und mit ihren Mänteln bedeckten Stühlen schlafen, des Nachts leinene Kleider um die Lenden und beständig einen weißen Ziegenpelz mit einem purpurfarbenen Kreuze tragen, außer bei dem Genusse des heiligen Abendmahls, wo sie ihr Haupt mit einer Kappe bedecken sollen. — Eben diese Kappe sollen sie auch bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten tragen; denn Keiner soll bei Tische den Andern ansehen oder sprechen, oder sonst umherblicken. — Kommt ein fremder Mönch, der andere Gewohnheiten hat, so soll er auch nicht mit ihnen essen; nur einem Reisenden soll dies gestattet sein. — Sämmtliche Mönche sollen in 24 Haufen abgetheilt, jeder dieser Haufen soll mit einem Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet sein und jeder dieser Buchstaben soll eine Eigenschaft dessen, der ihn führt, andeuten. — Wer in das Kloster aufgenommen werden will, soll erst drei Jahre lang durch harte Arbeiten geprüft werden, ehe er zu den heiligen Uebungen zugelassen wird. — Alle sollen des Tages zwölf Mal, ebenso oft des Abends und eben so viel Mal des Nachts beten. Doch soll es dem, der in der Gottseligkeit weiter gekommen ist, unverwehrt bleiben, hierin noch ein Uebriges zu thun!"

3.

Pachomius machte sich in Gemeinschaft mit dem alten Palämon auf, und Beide bauten nach Vorschrift des Engels ein Kloster zu Tabenna. Als aber der Bau (um's Jahr 326) größtentheils vollendet war, ging Palämon in seinen alten Aufenthaltsort zurück; doch machte er mit dem geliebten Zögling aus, daß sie sich wechselweis besuchen wollten. Und so geschah es bis zum Tode des Greises, der nach kurzer Zeit in den Armen des Pachomius verschied und von diesem begraben wurde.

Indessen hatte der Ruhm des heiligen Pachomius sich weiter und weiter verbreitet und es kamen immer Mehrere, die nach dem Mönchs-

leben verlangten. Erst prüfte sie Pachomius und fragte nach der Beistimmung ihrer Eltern; dann gab er ihnen das Mönchskleid, unterrichtete sie in ihren Pflichten und ermahnte sie besonders zur Verachtung alles Irdischen und zur standhaften Nachfolge Jesu Christi. Wirklich zeichneten sich auch, wie die Geschichte meldet, die ersten Mönche zu Tabenna durch große Frömmigkeit aus, und selbst Viele von denen, die in der Rohheit aufgewachsen waren, wurden zu tugendhaften Menschen gebildet.

Die anfangs kleine Zahl der Mönche belief sich schon im Jahre 333 auf hundert, und als Pachomius starb, auf dreitausend. Um sie unterzubringen, bedurfte es mehrerer Klöster. So entstanden noch durch Pachomius selbst in Ober-Aegypten neun Mönchsklöster und ein Nonnenkloster. Jedes derselben erhielt mehrere Häuser und jedes Haus mehrere Zellen. Auch erhielt jedes Kloster seinen besondern Vorsteher oder Vater (Abbas, davon Abt), und die Mönche wurden in einzelne Ordnungen abgetheilt. Die eine Abtheilung mußte für Essen und Trinken, die andere für Pflege der Kranken, die dritte für Aufnahme der neuen Ankömmlinge und Fremden sorgen. Dabei mußten aber die meisten noch besondere Arbeiten verrichten, entweder Matten oder Körbe flechten, oder den Garten- und Feldbau betreiben, oder die Hausgeräthe und Kleider anfertigen. Pachomius war der Oberaufseher oder Obervoigt und ihm mußten die entbehrlichen Erzeugnisse abgeliefert werden, der sie dann verkaufen ließ und mit dem gelösten Gelde die Ausgaben für die Klöster bestritt.

4.

Der Ruf der Einrichtungen des Pachomius war auch bis zu dessen Schwester gelangt und sie ging daher nach Tabenna, ihn zu besuchen. Aber Pachomius, dem es als Frömmigkeit galt, keine Frau anzusehen, ließ ihr durch den Pförtner sagen: „Du hörst, Schwester, daß ich gesund bin und lebe. Ziehe nun hin in Frieden und gräme dich nicht, daß du mich mit leiblichen Augen nicht siehst. Bedenke aber fleißig, ob du im Stande seiest, eine Lebensweise wie die meinige zu wählen, um dadurch Gnade bei Gott zu finden. Höre ich, daß dieses dein Vorsatz ist, so werde ich dir nicht weit von der meinigen eine Wohnung einrichten, wo du mit andern Jungfrauen, die dein Beispiel erwecken wird, dem Heil deiner Seele nachstreben kannst.“ Die Schwester des Pachomius, deren Name uns nicht aufbehalten worden ist, ergriff mit Eifer den ihr vom Bruder ertheilten Rath. Sogleich ließ dieser durch seine Mönche ein Kloster erbauen, das nur durch den Nil von Tabenna geschieden war, den Namen Men erhielt und in kurzer Zeit von vielen nach Heiligkeit dürstenden Jungfrauen angefüllt wurde. Ein ehrwürdiger Greis, aus der Zahl der Mönche von Tabenna, erhielt die Oberaufsicht, und Pachomius selbst entwarf die Regeln für die Jungfrauen, die nach einem ägyptischen Worte „Nonnen“, d. i. ehrwürdige Mütter, genannt wurden.

In jenen Zeiten, wo das große römische Reich zusammenstürzte, wo Alles in Verwirrung gerieth und in Barbarei zu versinken drohte, waren

die Klöster allein Sitze der Frömmigkeit, eine Zuflucht für die lebensmüden, von der Welt zurückgestoßenen Seelen, für die verfolgte Unschuld, wo selbst den Räuber ein Gefühl der Ehrfurcht überkam. Großes haben sie geleistet, um das Land urbar zu machen, um die Schätze der Wissenschaft zu retten, um den Frieden Jesu Christi zu erhalten inmitten des wilden Kriegsgetümmels; sie waren ein Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung.

Konstantin und Julian.

1. Konstantin (325 n. Chr.).

1. Die Theilung der Herrschaft im römischen Reich.

Diokletian, streng als Gesetzgeber und Herrscher (er regierte von 284 bis 305, wo er freiwillig die Krone niederlegte), religiös, aber auch noch ganz dem heidnischen Aberglauben ergeben und darum ein Feind der Christen, die er verfolgen ließ — hatte dem ohnehin zum Schatten gewordenen römischen Senate völlig ein Ende gemacht, sich zum Alleinherrscher des gesammten römischen Reiches erklärt und seine Stirn mit dem orientalischen Diadem geschmückt; aber auch, weil er zuerst Mitregenten annahm, die spätere Theilung des übergroßen Reiches angebahnt. Sein Mitregent Maximianus, der wie er selbst den Titel Augustus führte, übernahm die Westhälfte; Diokletian, der seine Residenz in Nikomedia (Kleinasien) aufschlug, den östlichen Theil des Reichs. Maximian hatte seinen Sitz in Mailand genommen, und regierte von hier aus Italien, Gallien, Spanien und Afrika. Doch dünkte Beiden die Aufgabe immer noch zu schwer und so nahmen sie im Jahre 292 noch jeder einen Reichsgehilfen (mit dem Titel Cäsar) an; nämlich Diokletian den Galerius, welchem er Griechenland, Thrazien und die Donauländer überließ, und Maximian den Konstantius Chlorus. Dieser war der Vater Konstantin's; er verwaltete Gallien und Spanien als ein menschenfreundlicher und kluger Regent, der die Christen, so viel er vermochte, schonte, und christliche Bischöfe und Priester öfters zur Tafel zog.

Wie bei dem Vater war auch bei dem Sohne der Glaube an die heidnischen Götter nicht mehr so fest, daß Konstantin nicht hätte auch dem unsichtbaren Christengotte, der sich trotz aller blutigen Verfolgungen seiner Bekenner als unbesiegbare Macht erwiesen hatte, große Aufmerksamkeit, wenn auch noch keine Verehrung schenken sollen. Aber die politischen Verhältnisse des schon in sich zerrütteten Reiches, der Kampf gegen die Mitregenten und die Erfahrung, wie christliche Soldaten die tapfersten Helden waren und das Zeichen des Kreuzes alle Beschwörungen und Opfer der heidnischen Priester zunichte machten, brachten Konstantin zu dem großen Entschluß, mit Hülfe der neuen Religion alle seine Widersacher zu ver-

nichten und sich selbst zum Alleinherrscher des neugefestigten Reiches zu machen. Und es gelang dem staatsklugen Manne, der leider auch keine Treulosigkeit und Schlechtigkeit verschmähete, um zum Ziele zu kommen. Auch sein Schwager und Mitkaiser Licinius ward von ihm besiegt. Das Christenthum ward Staatsreligion, die armen verfolgten Christianer gelangten zu Ansehen und Würden, der unterdrückte Glaube ward Herrscher, prächtige Kirchen erhoben sich und ein glänzender Gottesdienst ward eingerichtet, besorgt von einer Menge von Geistlichen, die sich in allerlei Rangstufen gliederten.

Diese wunderbare Umwandlung geschah im Licht der frommen Sage (Legende) nach Eusebius also.

2. Die Fahne des Kreuzes.

Als Konstantin der Große im Jahre 312 von Gallien aus gen Rom zog, wo sich der Sohn des Maximin, Maxentius, zum Kaiser aufgeworfen hatte: so überlegte er lange bei sich selbst, welche Gottheit er zu seinem Führer und Beschützer wählen sollte. Er erwog, daß die meisten seiner Vorgänger, die auf eine Menge Götter gebaut und sie durch Opfer und Gaben verehrt hatten, ermordet worden waren; daß dagegen sein Vater, der den einzigen Gott verehrte, stets glücklich gewesen wäre. Gegen die zauberischen Künste des Maxentius — so meinte er ferner — würden die vielen Götter nichts vermögen, da könne nur der eine wahre Gott helfen. So wendete er sich denn nun an diesen Gott und bat ihn demüthigst, er möchte sich ihm doch zu erkennen geben und ihm bei dem gegenwärtigen Unternehmen beistehen. Und Gott erhörte sein Gebet und offenbarte sich ihm, wie einst dem betenden Moses, durch eine himmlische Erscheinung.

Als Konstantin, noch in Gallien, an der Spitze seines Heeres dahin zog, zeigte sich Nachmittags, da sich die Sonne schon gegen Abend neigte, über derselben das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Lichtstrahlen gebildet, mit der Aufschrift: „Durch dieses wirst du siegen!“ Solche Erscheinung setzte ihn und sein ganzes Heer, das Zeuge derselben war, in außerordentliches Erstaunen. Jedoch wußte er noch nicht, wie er das Bild zu deuten hätte, und die Nacht überraschte ihn bei seinem Nachsinnen und Zweifeln. Da bot sich ihm eine andere Erscheinung dar. Jesus Christus trat zu ihm im Traum mit demselben Zeichen, das er wachend am Himmel gesehen hatte, und befahl ihm, eine Fahne, ähnlich jener himmlischen Erscheinung, verfertigen und sie als Zeichen des Sieges in allen Kriegen vor dem Heere tragen zu lassen.

Am folgenden Morgen benachrichtigte Konstantin seine Freunde von diesem Traumgesicht, ließ dann alle Künstler, die in Gold und Edelsteinen arbeiteten, zu sich kommen, und befahl ihnen, eine Fahne ganz der Beschreibung gemäß, die er ihnen davon machte, zu verfertigen.

So entstand die Fahne des Kreuzes, „Labarum“ genannt — eine große mit Goldblech bedeckte Stange, durch die ein Querbalken in Gestalt eines Kreuzes ging. An der Spitze war eine Krone von Gold

und Edelsteinen befestigt, welche die beiden in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus in sich schloß. An dem Querbalken hing ein viereckiges seidenes Fahnentuch, purpurfarbig mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt. Ueber demselben, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sah man die Bilder des Kaisers und seiner Söhne. Diese ebenso kostbare als glänzende Fahne gebrauchte Konstantin in allen seinen Kriegen als ein Mittel der Sicherheit und des Sieges. Funfzig Soldaten der Leibwache, ausgezeichnet durch Körperkraft und frommen Sinn, hatten kein anderes Geschäft, als sie zu bewachen und einander im Tragen derselben abzulösen, und wer sie trug oder nur mit ihrem Dienste beschäftigt war, hatte, wie Konstantin selber versicherte, mitten unter den Pfeilen der Feinde keine Gefahr oder Verwundung zu fürchten. Wo sich die Fahne des Kreuzes zeigte, wurden die Feinde in die Flucht getrieben. Als Konstantin dieses merkte, ließ er diese Fahne immer dahin tragen, wo die größte Gefahr war, und er konnte mit Zuversicht auf einen glänzenden Sieg rechnen, indem die Kraft dieses göttlichen Zeichens alle Soldaten mit neuem Muth belebte.

Auch befahl Konstantin, daß nach dem Muster dieser Fahne mehrere ganz ähnliche verfertigt werden sollten für diejenigen seiner Heere, die er persönlich nicht anführen konnte. So hatte auch einst König Numa, als ihm — der Sage nach — ein Schild (Ancile) vom Himmel gefallen war, auf dessen Erhaltung die Sicherheit des römischen Reiches beruhen sollte, befohlen, daß eilf andere diesem ganz ähnliche Schilde verfertigt werden sollten, damit der ächte nicht gestohlen würde.

Konstantin traf mit dem Heere des Maxentius zusammen und erfocht einen vollständigen Sieg. Fortan ließ er sich christliche Lehrer kommen, die ihm erklärten, warum der Sohn Gottes Mensch geworden und gestorben wäre. Da verordnete der Kaiser, daß alle seine Staatsdiener und Unterthanen Christen werden sollten.

3. Die Gründung von Konstantinopel.

Die Römer waren sehr unzufrieden mit ihrem Kaiser, daß er Christ geworden war und sie selber zu Christen machen wollte. Sie wollten lieber bei ihren heidnischen Göttern bleiben und von dem unsichtbaren Christengotte nichts wissen. Da beschloß Konstantin, noch eine zweite Hauptstadt zu gründen im Osten seines Reichs, um dasselbe zu schützen gegen die Anfälle der Perser und gleich bei der Hand zu sein, wenn die Gothen, die an der Donau hausten, einen Einfall versuchen sollten. Diese neue Hauptstadt sollte ein neues christliches Rom werden und das alte heidnische Rom an Pracht noch übertreffen.

Konstantin zog aus, um eine passende Stelle für die neue Stadt zu finden. Da fiel ihm Byzantium in die Augen, eine alte und berühmte Stadt an der Meerenge, welche Europa von Asien scheidet und auf einem Vorgebirge gelegen, an dem das schwarze Meer in das Marmorameer ausmündet. Die Lage zwischen zwei Erdtheilen und zwei Meeren, der

fruchtbare Boden, die anmuthige Gegend, die vortreffliche Gelegenheit zur Schifffahrt und zum Handel — das Alles gefiel dem Kaiser und er beschloß, hier die zweite Hauptstadt der von den Römern unterworfenen Welt zu gründen.

Das alte Byzanz war schon eine große Stadt; aber die neue Mauer, welche Konstantin aufführte, war so lang, daß sie von einem Meere zum andern ging. Darauf ward der kaiserliche Palast gebaut, fast eben so groß, als das römische Kapitol, dann die andern großen öffentlichen Gebäude. Die heidnischen Tempel wurden in christliche Kirchen verwandelt, dazu noch mehrere Kirchen neu und prächtig aufgeführt. Die Stadt wurde dem am Kreuze gestorbenen Erlöser geweihet und auch die Bildsäulen des Konstantin und der Helena (seiner Mutter) trugen ein Kreuz in der Hand. In dem schönsten Zimmer seines Palastes ließ der Kaiser ein Kreuz aus Gold und Edelsteinen gebildet an der Decke befestigen. Doch blieb neben dem Christlichen noch viel Heidnisches. So ließ Konstantin auch sein goldenes Standbild zur Verehrung ausstellen. Den Senatoren, die ihm gefolgt waren, bauete er Wohnungen; andere Angesehene, die sich hier ansiedelten, erhielten liegende Gründe in Asien, die Bürger erhielten alle Freiheiten des alten Roms, dem ärmeren Volke wurde Wein, Korn und Oel gespendet. Die Kunstschätze Asiens, Griechenlands und Italiens wurden für die neue Stadt zusammengeplündert; im Jahre 330 n. Chr. ward sie feierlich eingeweiht; Neu-Rom sollte sie heißen, aber sie ward nach ihrem Gründer K o n s t a n t i n o p o l i s, d. i. Konstantins Stadt, genannt.

2. Julian der Abtrünnige.

1.

Sobald Julian den Kaiserthron bestiegen hatte, erklärte er sich mit allem Eifer für das Heidenthum. Auf seinen Befehl mußten die von Konstantin geschlossenen Göttertempel wieder geöffnet werden; die in Verfall gekommenen wurden ausgebessert, andere neu wieder aufgebaut. Die heidnischen Priester erhielten das volle Ansehen wieder, das sie seit Konstantin verloren hatten; alle Opfer und Ceremonien wurden wieder eingeführt. Julian selber schrieb an die Städte, welche dem Heidenthum treu geblieben waren, und munterte sie auf, sich Alles, was sie wünschten, von ihm auszubitten.

Der Geschäftigste in der Götterverehrung war er selbst. Er hatte sich zum Oberpriester ernennen lassen und zum Vorsteher des Orakels Apollo's. Sein Garten war mit Altären angefüllt, die er allen Göttern errichtet hatte und auf denen er jeden Morgen opferte. In seinem Palaste hatte er eine Kapelle, welche der Sonne gewidmet war; daselbst brachte er bei Aufgang und Niedergang des Tagesgestirns Opfer. In den Tempeln erschien er öfters und schlachtete da selber die Opferthiere. Vor den Götterbildern knieete er nieder, um mit seinem Beispiele das Volk auf-

zumuntern, ein Gleiches zu thun. Die Christen nannte er verächtlich bloß „Galiläer", aber er verfolgte sie nicht, ließ selbst arianische*) Bischöfe wieder zurückkommen, die unter den vorigen Regierungen vertrieben worden waren. Denn leider waren schon damals unter den Christen viele Parteien, die sich zankten wegen einiger Abweichungen im christlichen Glauben und nicht des Gebotes Christi eingedenk waren: „Liebet euch untereinander!" Namentlich aber war die Erziehung, welche sein Vetter Konstantius dem Julian hatte geben lassen, der Art gewesen, daß eine Abneigung gegen das Christenthum in dem kaiserlichen Neffen entstehen mußte. Man hatte ihn und seinen Bruder Gallus zu den strengsten Bußübungen angehalten und die Knaben sogar gezwungen, auf dem Grabe eines Märthyrers mit eigener Hand eine Kapelle zu erbauen. Der frische aufstrebende Geist des talentvollen Julian wurde bloß mit kirchlichen Ritualien und Litaneien genährt und die Lektüre der Bibel ward ihm durch den Zwang verleidet, womit man sie ihm aufdrang.

2.

Julian war kein schlechter Mensch; ja er hatte viele Tugenden. Er führte ein sehr thätiges Leben, lebte stets einfach und mäßig und strebte nach dem Guten, wenn er sich auch in den Mitteln irrte. Er brauchte nur wenige Zeit zum Schlafe. Ohne Ausnahme stand er um Mitternacht auf, nicht von weichen Federbetten und seidenen Decken, sondern von einer gemeinen Matratze. Nach einem stillen Gebet an den Merkur, den er für den Weltgeist hielt, der die Seelen in Thätigkeit setze, widmete er sich zuerst den öffentlichen Geschäften, um das gemeine Beste zu fördern und den Gebrechen des Staates abzuhelfen. War dies als das Wichtigere abgethan, so beschäftigte er sich, um seine Kenntnisse zu vermehren und seine Grundsätze zu befestigen, mit der Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit oder Dichtkunst; ja er schrieb selbst Werke, von denen wir noch mehrere besitzen. Den Vormittag brachte er wieder mit öffentlichen Geschäften zu; das Mittagsmahl war kurz. Oeffentliche Schauspiele, denen seine Vorgänger einen großen Theil ihrer Zeit geopfert hatten, konnten ihn nicht vergnügen. Wenn er ihnen beiwohnte, geschah es nur auf kurze Zeit und dem Volke zu Gefallen. Dann wendete er sich wieder zu den gewohnten Arbeiten, während seine Minister ausruheten.

Mit dieser außerordentlichen Thätigkeit, durch welche Julian seine kurze Regierung gleichsam verlängerte, verband er die größte Mäßigkeit.

*) Die Streitfrage, ob der Sohn Gottes mit dem Vater gleichen Wesens sei oder nicht, theilte damals die Christenheit in zwei Parteien, die sich tödtlich haßten. Daß der Sohn mit dem Vater nicht gleichen Wesens sei, behauptete **Arius**, ein Presbyter in Alexandrien; daß sie Beide gleichen Wesens seien, behauptete der Bischof Alexander. Die Meinung des Letzteren siegte auf der Kirchenversammlung zu **Nicäa** 325; aber die Meinung des Ersteren ward dadurch nicht unterdrückt. Sie pflanzte sich weiter fort und ihre Anhänger hießen **Arianer**. Dagegen hießen diejenigen, die sich an den Ausspruch der Kirchenversammlung zu Nicäa oder an die allgemein herrschende (katholische) Lehre hielten, **Rechtgläubige** oder **Katholiken**, und ihr Glaube der **katholische**.

Schon als er, 24 Jahre alt, vom Kaiser Konstantius (dem Sohne Konstantins) zur Würde eines Reichsgehülfen (Cäsar) erhoben wurde, war er mit der schlechtesten Kost des gemeinsten Soldaten zufrieden. Seine kaiserlichen Vorgänger hatten ihre Tafeln mit den ausgesuchtesten und seltensten Leckereien besetzt; er blieb bei der einfachsten Kost.

Seine Kleidung war die allereinfachste; er verschmähte jeden Pomp. Seine Vorgänger hatten bei ihrer Prachtliebe eine Menge unnützer Diener gehalten, die ohne für den Staat etwas zu thun das Mark desselben aufzehrten. Er aber dankte sie alle ab, eben so sehr erstaunt über ihre große Zahl als über ihre Pracht und Ueppigkeit. Da er als Kaiser nach Konstantinopel kam (361), verlangte er einen Barbier, um sich das Haar abnehmen zu lassen. Ein schön geputzter Mann tritt in sein Zimmer. Der Kaiser stutzt und ruft unwillig: „Aber ich habe ja einen Barbier und keinen Finanzrath bestellt!" Man sagte ihm, dieser Mann sei der verlangte Barbier. Hierauf fragt er denselben, was er für Einkünfte habe? Der Barbier antwortete, täglich für zwanzig Sklaven Brod, Futter für eben so viel Pferde, einen ansehnlichen Jahresgehalt und noch bedeutende Nebengeschenke. Julian, hierdurch aufmerksam gemacht, gab ihm und mehreren tausend Köchen, Mundschenken und Verschnittenen den Abschied.

Dritter Abschnitt.

Die Völkerwanderung.

1. Attila (451 n. Chr.).

1.

Die Hunnen gaben den Anstoß zur großen Völkerwanderung, die mit Zertrümmerung des römischen Weltreiches endigte. Sie wohnten ursprünglich im Norden und Nordwesten von China, in der heutigen Mongolei und Kalmuckei, und hausten im 4. Jahrhundert in den Steppen am Kaspischen Meere. Ihre unfruchtbaren Hochebenen erstreckten sich mehrere hundert Meilen in die Breite und in die Länge vom Irtisch bis an den Amur, und von den Tibetanischen Gebirgen bis zum Altai. Den gesitteten Völkern erschienen sie wie wilde reißende Thiere; ihr Anblick war furchtbar. Sie hatten einen kleinen, aber starkknochigen Körper, ihr fleischiger Hals schien zwischen den Schultern vergraben, der Kopf war dick und rund, die Stirn kurz, die Nase gequetscht, das Gesicht breit und platt, der Bart dünn; ihre Augen waren klein und scharf, die schwarzen Augenbrauen schräg stehend und sehr dünn, die Ohren abstehend, der Mund breit. Als ein echtes Steppenvolk haßten die Hunnen den Ackerbau und feste Wohnsitze; Jagd und Krieg war ihr Leben, Viehzucht ihre Beschäftigung. Sie nährten sich von den Wurzeln ihrer Steppen und von dem halbrohen Fleisch ihrer Thiere. Ihr Getränk war die Milch ihrer Heerden, aus deren Molken sie einen berauschenden Trank zu bereiten wußten. Der unzertrennliche Gefährte des Hunnen war sein Pferd. Auf seinem kleinen und häßlichen, aber schnellen und unermüdlichen Pferde aß, trank und schlief er, zu Pferde focht er seine Kriege aus und durchschwärmte er seine Wüsteneien, während seine Familie auf Wagen, die von Ochsen gezogen wurden, gefolgt von den Heerden, langsam hinter ihm drein zog. Die ganze Nomadenhorde gehorchte 24 Oberhäuptern, welche aber, wenn es große Unternehmungen galt, einen gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber wählten. Ihre Art zu fechten war wild und regellos. Mit gräßlichem Geschrei überfielen sie den Feind, stoben aber sogleich wieder auseinander,

um mit der Schnelligkeit des Falken und mit der Wuth des Löwen zum Angriff zurückzukehren und Alles vor sich her zu Boden zu werfen.

Diese Hunnen, von östlichen Nachbarn gedrängt, brachen mit Weib und Kind und all' ihrer Habe von ihren Wohnsitzen auf, und zogen gen Westen, nach Europa zu. Die tapfern Alanen, zwischen Wolga und Donau, auch ein tartarisches Volk, konnten dem Andrange der gewaltigen Masse nicht widerstehen und flohen theils, theils verbanden sie sich mit den Hunnen, um weiter auf die Ost- und Westgothen einzudringen. Auch diese unterlagen; ganz Europa zitterte. Doch nahmen einstweilen die Hunnen mit den am schwarzen Meer und in Südrußland gefundenen Weideplätzen fürlieb. Als sie aber unter einem Herrscher vereinigt wurden, drang der wilde Strom weiter nach Westeuropa. Der furchtbare König, der sie anführte, war Attila oder Etzel.

Attila war klein von Wuchs, aber eisenfest an Körper und eisenfest an Willenskraft. Sein Gang war stolz und majestätisch, und wenn er die kleinen funkelnden Augen rollte, kam auch dem Beherztesten ein Zittern an. Der Krieg war sein Element, und weil seine Unterthanen nichts mehr liebten, als Rauben und Plündern, so stand der tapfere Attila bei ihnen in größtem Ansehen, ja er ward fast abgöttisch von ihnen verehrt. Im heutigen Ungarn hatte er sein Hoflager; seine Residenz bestand aus lauter hölzernen Hütten. Obwohl die vornehmen Hunnen in seiner Umgebung ein üppiges und schwelgerisches Leben führten, so blieb er doch sehr mäßig und einfach. Wenn er ein Gastmahl gab, ließ er seinen Gästen eine Menge der ausgesuchtesten Speisen und Getränke in silbernen und goldenen Gefäßen vorsetzen; er selbst aber begnügte sich mit Wenigem, aß aus einer hölzernen Schüssel und trank aus einem hölzernen Becher. Er war nicht gesprächig, doch sorgte er dafür, daß seinen Gästen die Zeit bei ihm nicht lang wurde. Er erlaubte — gegen die Gewohnheit morgenländischer Völker — seiner Gemahlin, öffentlich zu erscheinen und die Gäste zu unterhalten; er unterhielt sogar eine Art Hofpoeten, die seine Thaten in Verse bringen, und wenn die Unterhaltung in's Stocken gerieth, sie der Gesellschaft vorsingen mußten.

Täglich hielt er Gericht unter freiem Himmel, und wer eine Klage vorzubringen hatte, fand sich ein. Attila übte strenge Gerechtigkeit. Er war ein feiner, schlauer Kopf, der ein sehr gesundes Urtheil besaß und die Menschen sehr geschickt nach seinen Absichten zu nehmen verstand. Auch war er großmüthig gegen Einzelne, aber erbarmungslos gegen das ganze Menschengeschlecht. Nachdem er seinen Bruder Bleda erschlagen hatte, vereinigte er alle Stämme der Hunnen, die von den Ufern der rauschenden Wolga bis zur Mitte des deutschen Landes zerstreut waren. Sobald er Alleinherrscher geworden, sann er auf große Dinge. Einstmals, so erzählt die Sage, als er im Ungarlande Hof hielt, kam ein Hirt zu ihm und brachte ihm ein Schwert, das er gefunden, verborgen auf einer Wiese, wo er die Heerde weidete. Da sprach Attila in Begeisterung: „Das ist das heilige Kriegsschwert, welches so lange in der Erde verborgen lag und

das mir nun der Himmel beschcert, um die Völker des Erdkreises zu überwinden!" Er machte sich auch sogleich auf, um sein Kriegsschwert in das morgenländische Kaiserthum zu tragen, dessen Hauptstadt Konstantinopel war. Da zitterte der Kaiser auf seinem goldenen Thron und schickte ihm Gold und Gut, seine Gunst zu erhalten. Als aber einmal der jährliche Tribut ausblieb, wälzte Attila den Krieg über die schönen Gefilde Thessaliens und bedrohte die Hauptstadt des Kaisers. Da ließ ihm dieser 2000 Pfund Gold zu Füßen legen, gab ihm Land an der Donau, so viel er verlangte, und schickte ihm Gesandte, seinen Grimm zu versöhnen. Alle Länder waren voll Schreckens vor ihm und die Schwachen glaubten, Gott habe ihn als Geißel ausersehen, um die Menschheit für ihre Sünden zu züchtigen. „Gottes Geißel" ward Attila genannt und er verdiente diesen Namen. Dünkte er sich doch selber wie Gott, und sah er doch schon im Geiste die ganze Erde als sein Eigenthum an. „Wer hebt die Hand wider mich auf, und wer kann mir widerstehen?" so dachte er in seinem Uebermuth.

2.

Damals hatte Geiserich, König der Vandalen, seine Schwiegertochter in dem falschen Verdacht, daß sie ihn vergiften wolle; darum ließ er sie grausam verstümmeln und schickte sie ihrem Vater, dem König der Westgothen, der im südlichen Frankreich hauste, schimpflicher Weise zurück. Weil er nun fürchtete, der Westgothe möchte sich mit den Römern verbinden gegen ihn, entbot er dem Attila seine Freundschaft, und reizte ihn, das Reich der Westgothen zu erobern. Ein anderer Grund kam noch dazu, der den Hunnenkönig bestimmte, nach dem westlichen Europa aufzubrechen.

Der damalige Kaiser in Rom, Valentinian III., hatte eine Schwester, Namens Honoria, eine reizende Prinzessin, die aber ihre hohe Abkunft mit allen Ausschweifungen des niedrigsten Pöbels schändete. Als ihr Bruder, der Kaiser, hiervon Nachricht bekam, gerieth er in Zorn und sandte die ehr- und pflichtvergessene Schwester nach Konstantinopel in ein Kloster, daß sie da für ihre Ausschweifungen büßte. Dreizehn lange Jahre verlebte Honoria in der Gesellschaft der frommen Jungfrauen, und theilte ihre Uebungen und Kasteiungen, ohne ihnen einen Geschmack abgewinnen zu können. Des einsamen Lebens überdrüssig und nach den so lange entbehrten Freuden der Welt sich sehnend, gerieth sie auf einen sonderbaren Einfall. Attila's Name erfüllte den Erdkreis und seine Thaten waren das allgemeine Gespräch. Nach und nach wurde Honoria mit dem Gedanken vertraut, daß Attila und kein Anderer geeignet sei, als ihr Held und Retter aufzutreten. An den ungeheuren Abstand der Nationen, der Sitten und des Glaubens — denn Attila war noch Heide — kehrte sie sich nicht. Sie sandte einen vertrauten Diener an ihn ab und ließ ihm ihre Hand anbieten, mit der Versicherung, sie betrachte sich mit Vergnügen als seine Braut, wenn er nur ihr Erbe den Händen ihres ungerechten

Bruders entreißen wolle. Dieses Anerbieten begleitete sie mit einem kostbaren Verlobungsringe.

Obgleich Attila schon mehrere Gemahlinnen hatte, so schien es ihm doch, das Anerbieten der Prinzessin sei so vortheilhaft, daß er es nicht von der Hand weisen dürfe. Er ließ daher der schönen Honoria, ohne sie gesehen zu haben, seine Gegenliebe versichern, und hielt dann förmlich bei ihrem Bruder um sie an. Vielleicht dachte er, der römische Kaiser würde es sich zur Ehre schätzen, den Hunnenkönig zum Schwager zu bekommen; aber er hatte sich geirrt. Valentinian, der vielleicht schon Nachricht erhalten haben mochte, wer den Attila auf diesen Einfall gebracht hatte, dankte ihm zwar höflichst für die Ehre, die er ihm erzeigen wollte, schlug ihm aber sein Verlangen geradezu ab. Zugleich ward die Prinzessin unverzüglich von Konstantinopel nach Rom geholt, ganz in der Stille mit dem ersten besten unbedeutenden Manne getrauet und dann auf ewig eingekerkert.

Attila schäumte vor Wuth, als er davon Nachricht bekam, und schwur, sich fürchterlich zu rächen. Er bot sogleich alle seine Heere auf und verließ seine Hauptstadt an der Spitze eines Heeres, das 500,000 streitbare Krieger zählte. Von Ungarn aus hätte er geradezu nach Italien marschiren können, aber mancherlei Ursachen bestimmten ihn, einen großen Umweg zu nehmen. Er zog mit seinem Heere längs der Donau hinauf, zerstörte die römischen Festungen an diesem Strom und verödete jeden Landstrich, den er berührte. Sein Zug glich dem der Heuschreckenschwärme, welche die Saatfelder, auf die sie fallen, in wenig Stunden zur Wüste machen. So kam er durch das heutige Oesterreich, Baiern und Franken, und riß mehrere deutsche Völker mit sich fort, die sein Heer verstärkten, so daß es auf 700,000 Mann anwuchs. In der Gegend, wo der Neckar in den Rhein sich ergießt, setzte er über diesen Strom und stürzte sich mit unwiderstehlichem Ungestüm in die belgischen Provinzen. Alle Städte, welche dem barbarischen Heere im Wege lagen, wurden erstürmt, geplündert und größtentheils in Asche gelegt. Die starken Mauern von Metz schienen anfangs dem Grimm der Barbaren trotzen zu wollen; als sie aber auf die Länge dem wüthenden Sturme nicht widerstehen konnten, brach der Feind um so wüthender herein, mordete ohne Rücksicht Männer und Frauen, Greise und Kinder, tödtete die Priester in den Kirchen und die Täuflinge über den Taufsteinen. Eine einzige Kapelle zum heil. Stephan bezeichnete den Ort, wo einst Metz stand. Zwischen dem Rhein und der Seine, zwischen der Marne und Mosel ward alles Land zur Einöde. Zum fünften Male ward Trier zerstört. Bei Auxerre ging der verheerende Zug über die Seine nach Orleans zu. Diese große Stadt ward belagert; schon war ein großer Theil ihrer Mauern niedergeworfen, schon waren die Vorstädte besetzt, das Volk in der Stadt lag betend auf den Knieen: da kam unerwartete Hülfe. Der tapfere römische Feldherr Aëtius und Theodorich, König der Westgothen, hatten ein großes Heer zusammengebracht, das bereit war, zu siegen oder zu sterben.

Attila zog sich schleunig zurück in die Ebene bei Chalons in der Champagne; denn die Hauptstärke seines Heeres war die hunnische Reiterei, und die konnte er ungehindert auf den catalaunischen Gefilden ausbreiten. Hier kam es denn zu einer entsetzlichen Schlacht, von der ein alter Schriftsteller sagt, es sei ihr keine weder in der damaligen noch in der vergangenen Zeit gleich gewesen. Alle Nationen von der Wolga bis zum atlantischen Meere waren in der Ebene von Chalons versammelt. Nichts Geringeres galt es, als den Kampf der gesitteten Welt mit roher Barbarei, welche die kaum aufgesproßte Blüthe christlicher Bildung wie ein Nachtfrost zu zerknicken drohte.

Es war im Jahre des Heils 451 an einem Herbsttage, als die große Schlacht geliefert wurde. In dieser Völkerschlacht kämpften Ostgothen gegen Westgothen, Franken gegen Franken, Alanen gegen Alanen, Burgunder gegen Burgunder; sie begann mit Anbruch des Tages und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Gegen 200,000 Todte deckten die Wahlstatt; ein blühendes Geschlecht war in wenigen Stunden abgemähet worden durch den Ehrgeiz eines Einzigen. Die Römer und ihre Bundesgenossen siegten; die Gottesgeißel wurde diesmal selber gegeißelt. Aber die Sieger waren so ermattet, daß sie König Attila mit den Ueberbleibseln seines Heeres sich ruhig zurückziehen ließen. Attila selbst hatte das nicht erwartet, und weil er am folgenden Tage einen neuen Angriff befürchtete, hatte er alle Kostbarkeiten, die er auf seinem Zuge erbeutete, auf Einen Haufen zusammenschichten lassen, in der Absicht, sich mit denselben sogleich zu verbrennen, wenn sein Lager von den Römern angegriffen würde. Aber seine Feinde blieben ganz ruhig, und hinderten ihn nicht, sich über den Rhein nach Deutschland, und von dort in sein Gebiet zurückzuziehen.

3.

Durch diesen Zug der Hunnen, sowie durch die Völkerwanderung überhaupt, bekam Deutschland ein ganz anderes, aber freilich kein freundlicheres Ansehen. Die vielen schönen Städte, welche die Römer auf der linken Rheinseite angelegt hatten, wie z. B. Speier, Worms, Mainz, Köln Trier und andere, waren in Aschenhaufen verwandelt worden. Die schönen Gebäude, Kirchen, Paläste, Landhäuser, an denen die Römer Jahrhunderte lang mühsam gebaut hatten, lagen zertrümmert da; die Gärten und Felder, die durch römischen Fleiß entstanden waren, lagen wüst. Auch das Christenthum, das die Römer zu verbreiten begonnen hatten, verlor sich in den meisten Gegenden, und die heidnische Religion wurde allgemein.

Attila aber ging nur in seine Residenz zurück, um wieder neue Kräfte zu sammeln und dann mit verstärkter Macht über die Römer herzufallen. Nur einen Winter lang vermochte er die Ruhe zu ertragen. Als er noch einmal bei dem Kaiser um Auslieferung seiner Braut angehalten und wiederum eine abschlägige Antwort erhalten hatte, brach er mit Anbruch des Frühlings auf, zog durch Pannonien und Norikum, ging über die julischen Alpen und lagerte sich unter den Mauern des festen und volkreichen

Aquileja, das damals die blühendste unter den italienischen Seestädten war. Nach der hartnäckigsten Gegenwehr ward die Stadt eingenommen und zerstört. Als diese Vormauer Italiens gefallen war, stand der ganze obere Theil des blühenden Landes den feindlichen Verheerungen offen. Das reiche Venetien war überdeckt mit der Asche und dem Schutt seiner funfzig Städte. Pavia kaufte den gänzlichen Untergang mit Auslieferung seines ganzen Reichthums ab. Allenthalben flohen die Leute aus ihren Städten und Dörfern vor der Geißel Gottes. Die meisten flüchteten sich auf die kleinen Inseln in der Bucht des adriatischen Meeres und siedelten sich auf den Lagunen um den Rialto herum an; davon hat die Stadt Venedig ihren Ursprung.

Im kaiserlichen Palaste zu Mailand fand Attila ein Gemälde, welches die Kaiser auf ihren Thronen sitzend und scythische (nordische) Fürsten zu ihren Füßen niedergeworfen darstellte. Attila befahl einem Maler, das Gemälde zu ändern: nun erschienen die Kaiser in einer demüthigen Stellung vor den Scythen, die auf dem Throne saßen, und zählten ihnen Hülfsgelder hin. Was das Gemälde bei dieser Aenderung an Schönheit verloren haben mochte, hatte es zwiefach an Wahrheit gewonnen.

Italien gerieth über die Fortschritte der Barbaren in eine dumpfe Betäubung. Der unkriegerische Kaiser Valentinian verließ sein festes Ravenna und floh in das offene Rom, vermuthlich um bei zunehmender Gefahr Italien gänzlich zu räumen. Die einzige Stütze des Reichs war jetzt der tapfere Aëtius, aber ohne Heer und ohne Aussicht, eins zu sammeln, war er nicht im Stande, etwas zu leisten, was seines ehemaligen Ruhmes würdig war. Die Barbaren, die ihm hatten Gallien vertheidigen helfen, weigerten sich, auch diesseits der Alpen ihn zu unterstützen. Aëtius konnte daher nichts thun, als mit einer kleinen Schaar dem Feinde das Vorrücken zu erschweren, und wirklich that er ihm hin und wieder einen nicht unbedeutenden Abbruch. Noch verderblicher aber war für die Hunnen das heiße Klima Italiens, die italienischen Weine, Gewürze und Leckereien. Es brachen ansteckende Krankheiten unter ihnen aus, die sie zu Tausenden hinrafften.

Attila rückte indessen Rom immer näher. Am Flusse Mincio, wo dieser in den Po tritt, hatte er sein Lager aufgeschlagen. Da kam aus der Stadt, welche einst die Welt beherrschte und jetzt kein Heer mehr hatte und keinen Muth, der Bischof Leo, ein ehrwürdiger Greis. Wehrlos, aber gerüstet mit der Kraft des Herrn, trat er vor den finstern Hunnenkönig, inmitten seiner Heerschaaren, und griff mit Bitten und weisen Reden an sein trotziges Herz. Und siehe — es gelang dem gottbegeisterten Priester, was kein Kriegsheer vermocht hatte — Rom vor der Geißel Gottes zu retten. Es mögen auch die Geschenke sehr wirksam gewesen sein, die dem Attila theils gebracht, theils versprochen wurden. So entschloß er sich denn, einen Waffenstillstand einzugehen. Er verließ Italien mit der Drohung, daß, wenn ihm die Prinzessin Honoria nebst einem königlichen Brautschatze nicht ausgeliefert würde, er bald wiederkommen und das Land noch härter heimsuchen werde.

Doch das Schicksal wollte nicht, daß diese Drohung in Erfüllung gehen sollte. Im Jahre 453 sah der römische Kaiser des Morgenlandes im Traume den Bogen Attila's zerbrochen; das war in derselben Nacht, in welcher der Hunnenkönig mit der schönen Hildegunde Hochzeit hielt; diese stieß ihm aus Blutrache den Dolch in's Herz — so erzählt die Sage. Groß war der Schrecken, allgemein die Trauer der Hunnen um den großen König. Unter freiem Himmel ward ein seidenes Gezelt aufgeschlagen, unter welchem auf einem herrlichen Prunkbette der königliche Leichnam zur Schau ausgestellt wurde. Die Edelsten der Nation ritten Tag für Tag in feierlichem Gepränge um das Zelt. Sie schoren ihr Haar, zerfetzten ihren Leib und sangen Klagelieder. Dann legten sie den Leichnam in einen goldenen Sarg, setzten diesen in einen silbernen und diesen wieder in einen eisernen, vergruben ihn des Nachts und tödteten alle Gefangene, welche dabei geholfen hatten. Denn Niemand sollte wissen, wo Attila's Asche und seine kostbare Kriegsbeute vergraben läge.

Mit dem Tode dieses großen Eroberers löste sich sein mächtiges Reich wieder in seine Theile auf; denn seine Söhne hatten nicht den Verstand und den Heldenmuth des Vaters. Die vornehmsten der unter Attila vereinigten Völker setzten sich wieder in Freiheit und machten Eroberungen für sich allein.

2. **Alarich** (410 n. Chr.)

1.

Als der Kaiser Theodosius auf dem Todtbette lag, theilte er sein großes Reich unter seine zwei jungen Söhne, Honorius und Arkadius; jener sollte im Abendlande, dieser im Morgenlande herrschen und Konstantinopel zu seiner Residenz erwählen. Weil aber den unerfahrenen Prinzen ein erfahrener Mann noth that, so hatte der sterbende Theodosius seinem Sohne Honorius den Stilicho als obersten Minister gegeben, und seinem Sohne Arkadius den Rufinus. Solches geschah im Jahre 395 n. Chr.

Stilicho, ein Vandale von geringer Herkunft, hatte im römischen Kriegsdienste so außerordentliche Geistesgaben entwickelt, daß er sich bis zum Oberfeldherrn emporarbeitete. Er herrschte jetzt im Namen des eilfjährigen Honorius ganz unumschränkt über die Abendländer. Rufinus, der Minister des 18jährigen Arkadius, war ein geborner Gallier, der sich durch Verstellung und Heuchelei das Vertrauen des Kaisers Theodosius erschlichen hatte Diese beiden Reichsverweser hatten keinen andern Wunsch, als anstatt des halben das ganze Reich nach Willkür zu beherrschen. Sie haßten einander von ganzer Seele und ergriffen begierig jede Gelegenheit, wo der eine dem andern schaden, wo möglich ihn stürzen konnte. Die Armeen, von deren Schutze die Sicherheit der beiden Reiche abhing, bestanden jetzt meistens aus Deutschen; die Obergenerale waren auch

Deutsche, und diese ließen sich nicht gern befehlen. That man nicht nach ihren Willen, so plünderten sie ganze Provinzen.

Das erste Beispiel dieser Art gaben die Gothen. Kaum war der römische Kaiser aus dem Leben geschieden, so standen sie wieder unter den Waffen, und zwar furchtbarer als jemals, weil sie jetzt einem einzigen tapferen und verschlagenen Anführer gehorchten. Dies war Alarich, entsprossen aus einem der edelsten gothischen Geschlechter. Er hatte in früheren Jahren gegen Theodosius, in späteren Jahren unter ihm gedient, und fand sich beleidigt, daß man seine Verdienste nicht mit der Würde eines Oberbefehlshabers belohnt hatte. Unwillig verließ er den römischen Dienst und verleitete die sämmtlichen gothischen Hülfsvölker, zu seiner Fahne zu schwören. Dieses gothische Heer ward noch verstärkt durch eine Anzahl Hunnen, Alanen und Sarmaten, denen die hart gefrorene Donau zu einer sicheren Brücke diente, auf welcher sie in die südlichen Länder hinüber drangen und Alles verwüsteten. Alarich führte hierauf seine Schaaren durch Macedonien und Thessalien nach Griechenland, und gab auch dieses schöne Land der Plünderung preis. Nirgends zeigte sich einiger Widerstand, und wohin die Gothen kamen, zogen sich die römischen Truppen zurück. Athen, Argos, Korinth, Sparta kapitulirten, das platte Land wurde verheert, Alt und Jung als Sklaven fortgeführt.

Als Stilicho auf solche Weise die schönste Provinz des morgenländischen Kaiserthums den Barbaren überlassen sah, hielt er es für Pflicht, nun selber vor den Riß zu treten und die Majestät des Reiches zu rächen. Er rüstete eiligst in dem Hafen von Ravenna eine Flotte aus und segelte nach Griechenland. An der Küste von Korinth gelandet, eilte er mit seinem Heere den Gothen entgegen; in Arkadien kam es zur blutigen Schlacht; der edle Stilicho siegte. Die Gothen flohen, Stilicho ihnen nach. Er hätte sie gänzlich aufreiben können, verlor aber die beste Zeit in den griechischen Städten mit Schauspielern, Weibern und Festlichkeiten. So konnten sich die Gothen sammeln und Stilicho kehrte ohne weitere Unternehmung nach Italien zurück.

Vielleicht war er auch aus Haß gegen den Rufinus so bald wieder abgezogen, denn dieser, neidisch auf das Glück Stilicho's, wollte den Helden gar nicht in Griechenland dulden, und Arkadius erklärte dessen Feldzug für eine unverschämte Zudringlichkeit. Dieser feige Kaiser schloß einen Vertrag mit Alarich ab, und überließ ihm die Oberbefehlshaberstelle im östlichen Illyrikum, in denselben Provinzen, die er eben verwüstet hatte. Alarich benutzte seine Würde klug, denn die geplagten Einwohner seines Bezirks mußten Tag und Nacht arbeiten, um Helme, Schilder, Spieße und Schwerter zu machen, die vielleicht nächstens zu ihrem eigenen Verderben gebraucht werden sollten. Die Gothen, in Bewunderung der Talente ihres Heerführers, hoben in einer feierlichen Versammlung den Alarich auf einem Schilde empor und riefen ihn einstimmig zu ihrem König aus. So stand jetzt Alarich als König eines tapferen Soldatenvolks und als Feldmarschall des morgenländischen Kaisers an der Grenze zweier ver-

brüderter Reiche, welche, anstatt sich gegenseitig zu helfen, sich gegenseitig zu vernichten strebten. Theuer genug verkaufte er seine Freundschaft bald diesem, bald jenem, und im Stillen bereitete er seine Gothen zu dem kühnen Unternehmen vor, das den Honorius zittern machte.

Im Jahre 400 n. Chr., bevor man etwas vermuthete, drang er gegen den Po vor, nachdem sein ganzes Heer die julischen Alpen überstiegen hatte. Er hatte im Sinne, Rom selber zu nehmen und in Italien ein westgothisches Reich zu gründen.

Schrecken und Entsetzen ergriff alle Gemüther, als die barbarischen Gothen über die Alpen kamen und eine Stadt nach der andern nahmen. Die Christen flüchteten sich zu den Gräbern der Märtyrer, die Heiden zu den Altären ihrer Götter; Schaaren von Flüchtlingen bevölkerten die Inseln des mittelländischen Meeres. Der schwache Kaiser Honorius vernahm mit Entsetzen, daß der furchtbare Alarich sich den Thoren Mailands nähere. Statt zu den Waffen zu greifen, achtete er auf das Zureden seiner zitternden Höflinge, die der Meinung waren, der kaiserliche Hof solle ohne Zeitverlust nach Gallien fliehen. Nur der tapfere Stilicho widersprach mit Nachdruck und traf schnell Anstalten zur Gegenwehr. Er ließ die zerfallnen Mauern Roms wieder herstellen und sammelte Alles, was von streitbarer Mannschaft vorhanden war. In größter Eile ging er über die Alpen, um die römischen Besatzungen vom Rhein, aus Gallien und Britannien zur Erhaltung des Hauptlandes herbeizuführen. Als Alarich indessen vordrang, bat der Kaiser um Frieden und versprach den Gothen ganz Gallien und Spanien zu überlassen, wenn sie nur wieder abziehen wollten. Die Gothen nahmen das Anerbieten an, aber jetzt erschien Stilicho an der Spitze eines Heeres, mit dem er im härtesten Winter über die Alpen gegangen war. Er hatte alle Truppen des abendländischen Reiches aufgeboten, Italien zu retten. Hunnen, Alanen, selbst Gothen standen in seinem Solde. Am ersten Osterfeiertage des Jahres 403 griff Stilicho seinen Feind an und schlug ihn.

Alarich war, obwohl geschlagen, doch noch nicht überwunden, und Stilicho, dem Alles daran lag, die wilden Gothen so schnell als möglich aus dem Herzen des Reiches zu entfernen, bot Unterhandlungen an. Alarich ließ sich darauf ein, hatte aber heimlich im Sinn, Verona zu überrumpeln. Doch Stilicho kam ihm zuvor und schlug ihn zum zweiten Male. Da beschloß der Gothe umzukehren und zog wieder gen Illyrien.

2.

Alarich's Einfall in das römische Reich machte großes Aufsehen in ganz Europa. Das Gerücht davon drang auch zu den Bewohnern der nördlichen deutschen Lande und erregte dort allgemeine Gährung. Alles brannte vor Begierde, auszuwandern und Eroberungen zu machen. Es sammelten sich unter Rhadegast unzählige deutsche Horden, die im Jahre 405 über die Alpen stiegen und noch mehr Schrecken verbreiteten als selbst Alarich, da dieser ein Christ, Rhadegast aber ein Heide war. Doch

Stilicho rettete noch einmal Italien und vernichtete das Heer des Rhadegast, so daß Wenige entkamen. Dies hinderte aber keineswegs andere deutsche Stämme, auch die von Truppen entblößten römischen Grenzen zu überschreiten. Stilicho sah das Schlimmste voraus, denn es regte sich schon wieder Alarich, der unterdeß Kräfte gesammelt hatte und sich nun anschickte, abermals in Italien einzufallen. Stilicho sah nicht ab, wie er mit den erschöpften Kräften seines Landes einem so mächtigen Feinde widerstehen sollte, und er beschloß, den Alarich lieber zu seinem Freunde zu machen. So versprach er ihm denn 4000 Pfund Gold, wenn er von seinem Zuge abstehen wollte. Alarich war es zufrieden, doch der wackere Stilicho zog sich dadurch den Verdacht zu, als stände er mit den Gothen in einem heimlichen Einverständnisse. Unter den Höflingen hatte der kräftige Minister viele Feinde, die schwärzten ihn jetzt bei dem schwachen Honorius an, als ob er nach dem Kaiserthrone strebe und den Kaiser verrathen wolle. Diese Anklagen wurden geglaubt, Stilicho in Verhaft genommen und im Jahre 408 zu Ravenna enthauptet. Sein Andenken wurde geschändet, seine Güter wurden eingezogen und seine Anhänger erwürgt.

Mit Stilicho sank die letzte Stütze des schwachen Thrones dahin und die unklugen Rathgeber des Kaisers verleiteten ihn zu Maßregeln, die das Unglück des Staates beschleunigten. Auf ihren Rath wurden auch die Weiber und Kinder der fremden Truppen, die in römischen Diensten standen, ermordet, denn man wollte sich an den deutschen Barbaren rächen. Nun aber schlossen sich über 3000 Mann, größtentheils Verwandte der Ermordeten, zusammen und beschlossen, sich mit Alarich zu verbinden. Der gothische König, dem man das versprochene Geld nicht gezahlt hatte, war gern dazu bereit, und im Oktober des Jahres 408 brach er aus Illyrien auf, drang ohne Widerstand in Italien ein und verband sich mit den mißvergnügten Deutschen. Der kaiserliche Hof hatte sich in dem wohlbefestigten Ravenna eingeschlossen, aber Alarich kehrte sich nicht an diese Festung, drang durch die unbewachten Pässe der Apeninnen und schlug sein Lager unterhalb der Mauern Roms auf.

Rom war immer noch die erste und vornehmste Stadt des Erdbodens, ob es gleich in den ersten Jahrhunderten nach Christo durch den allgemeinen Verfall des Reichs und durch die Entfernung des kaiserlichen Hoflagers viel verloren hatte. Es zählte in seinen vierzehn Quartieren die ungeheure Anzahl von 40,382 Wohnungen, unter denen 1780 Paläste waren, deren jeder mit seinen Umgebungen wiederum für eine kleine Stadt gelten konnte. Es dehnte sich also die Hauptstadt der Welt in einer viel zu großen Ebene aus, als daß jeder Vertheidigungsposten hätte hinlänglich besetzt werden können. Innerhalb der Mauern gab es wohl Menschen genug, aber keine im Felde und Kriege gestählten Römer mehr. Die Reichen waren durch Ausschweifungen aller Art entnervt; die Armen waren ein faules Bettelvolk ohne Zucht, das durch öffentliche Almosen gefüttert werden mußte.

Bei dem Anblick der Barbaren, die es wagten, die Hauptstadt des

Erdkreises zu belagern, brach Alles in Wuth aus. An wem aber rächte man sich? An einer armen, wehrlosen, unschuldigen Frau, an Stilicho's Wittwe, Serena. Sie ward eines geheimen Verständnisses mit Alarich beschuldigt und ohne Untersuchung vom Senat zum Tode verurtheilt und erdrosselt. Damit war alle Wuth gestillt und man hoffte nun, Honorius werde aus Ravenna Hülfe senden, um die Stadt zu retten. Allein dieser elende Regent beschäftigte sich lieber mit einem großen Hahn, den er wegen seiner ansehnlichen Gestalt „Rom" nannte, als mit seinem wirklichen Rom. Er war auch nicht im Stande, etwas für die bedrängten Römer zu thun, da die meisten Soldaten nach Gallien geschickt waren. Weil nun keine auswärtige Hülfe kam, so suchten die bedrängten Römer durch Zauberei dem Himmel seine Blitze zu entlocken, um sie in's feindliche Lager zu schleudern; aber leider war solches Bemühen vergeblich!

Alarich begnügte sich indessen, die Stadt einzuschließen. Durch die möglichst vortheilhafte Vertheilung seiner Truppen gelang es ihm, jeden wichtigen Posten zu besetzen, die zwölf Hauptthore zu bestreichen, alle Zufuhr zu hemmen und die Schifffahrt auf der Tiber durchaus zu hindern. Die Folgen wurden in Kurzem fühlbar. Die Nahrungsmittel wurden seltener und das Korn stieg zu unerschwinglichen Preisen. Die tägliche Austheilung des Brodes und Oeles ward auf die Hälfte, dann auf ein Drittheil herabgesetzt und bald hörte sie ganz auf. Hunderttausende fielen nun dem wüthenden Hunger anheim. In dieser traurigen Lage blieb nichts übrig, als zur Gnade des gothischen Königs seine Zuflucht zu nehmen. Der Senat beorderte zwei Gesandte an ihn, welche erklären sollten: „das römische Volk sei geneigt, den Frieden einzugehen, wenn ihm derselbe unter annehmbaren Bedingungen angetragen würde. Widrigenfalls werde es zeigen, daß die Ehre ihm theurer sei als das Leben. Die Belagerer würden ein zahlreiches, in den Waffen geübtes Volk zum Kampfe bereit finden." Laut auflachend erwiederte Alarich auf diesen der Noth Roms wenig entsprechenden Antrag: „Je dichter das Gras steht, um so leichter ist es zu mähen."

Bald ward der Uebermuth der Gesandten um viele Grade herabgestimmt und in einem bescheidenen Tone fragten sie: „Unter welchen Bedingungen die Stadt von der Belagerung loskommen könnte?" Alarich forderte alles Gold und Silber, es möchte nun öffentliches oder Privateigenthum sein; alle kostbaren Geräthschaften, alle Sklaven von deutscher Abkunft. Auf die Frage: „Und was denkst du uns denn zu lassen?" folgte die Antwort: „Euer Leben!" Doch meinte es Alarich nicht so schlimm. Er begnügte sich mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidenen Kleidern, 3000 Häuten Saffian und 3000 Pfund Pfeffer. Dafür hielt er auch strenge Mannszucht und nahm in den nahen Tuscien seine Winterquartiere. Hier kam sein Schwager Athaulf (Adolph) mit einer ansehnlichen Verstärkung von Gothen und Hunnen zu ihm; diese Schaaren hatten sich mit Gewalt den Weg von der Donau her geöffnet. Nun liefen auch eine Menge Sklaven aus Rom davon und sammelten sich

unter Alarich's Fahnen, so daß dessen Heeresmacht bis auf 150,000 Mann anwuchs.

3.

Als Honorius in Ravenna von den Vorgängen in Rom Nachricht erhielt, wagte er es wenigstens, dagegen zu protestiren. Mehrere von den Bedingungen, die man dem Gothenkönige zugestanden hatte, verwarf er wieder. An seinem Hofe befand sich Alles in der größten Unordnung und Unentschlossenheit. Heute herrschte dieser, morgen jener Günstling, und was man heute beschloß, ward morgen widerrufen. Wenn man nicht mehr aus und ein wußte, schwur man den Gothen in Verzweiflung ewige Rache! Als ob die Worte Thaten wären! Die Römer, denen nichts Gutes ahnte und die sich vor einem zweiten Besuche Alarich's fürchteten, thaten wiederholt die dringendsten Vorstellungen bei dem Kaiser und baten flehentlich, er möchte sich doch mit dem furchtbaren Feinde ausgleichen. Aber Honorius, von blinden Rathgebern irre geführt, war nicht zu bewegen. Er sandte den Römern 6000 Dalmatiner zu Hülfe, die aber unterwegs von Alarich so übel empfangen wurden, daß kaum 100 mit dem Leben davon kamen.

Zu verwundern ist, daß Alarich im Gefühl seiner Ueberlegenheit sich nicht verleiten ließ, härtere Forderungen an den Hof zu Ravenna zu stellen. Er that es nicht. Immer noch nannte er sich einen Freund des Friedens und der Römer.

Es lag ihm wirklich daran, mit Honorius in Güte sich zu vergleichen. Er verlangte außer einem bestimmten Jahrgelde und einer Lieferung von Proviant, daß ihm Venetien, Norikum und Dalmatien eingeräumt werden sollte. Aber die letztere Bedingung wollte Honorius durchaus nicht eingehen. Und obschon Alarich zuletzt seine Forderungen bloß auf Norikum*) und auf eine jährliche Lieferung von Lebensmitteln einschränkte und dagegen versprach, dem Kaiser gegen alle Reichsfeinde beizustehen, so wurde gleichwohl auch diese billige Bedingung verworfen.

Alarich zog nun zum zweiten Male mit seinem Heere nach Rom und zwar furchtbarer als das erste Mal. In Kurzem brachte er die Belagerten so weit, daß sie ihm nicht nur die Thore öffnen, sondern auch dem Honorius den Gehorsam aufkündigen und ihren bisherigen Statthalter Attalus zum Kaiser erklären mußten.

Nun schien das Schicksal der Römer wirklich sich zu bessern. Attalus, der die Liebe des Volkes besaß, besetzte sogleich die wichtigsten Staatsämter mit anderen Personen; dem Alarich aber mußte er das Oberkommando über die ganze kaiserliche Kriegsmacht übertragen. Rom war entzückt über die glücklichen Regierungsanstalten des neuen Kaisers, der dem Volke zu schmeicheln wußte, denn gleich nach seinem Regierungsantritt erklärte Attalus im Senate, daß er den ganzen Erdkreis den Römern

*) Das Land vom Kalenberge in Unteröstreich bis zum Innstrom.

zu unterwerfen gedächte. Ein Jubel verbreitete sich durch alle Stände. Man sprach mit einer Zuversicht von der Wiederherstellung des alten römischen Reichs in seinem vollen Glanze, von einer Erneuerung der Herrschaft über die Welt, als ob die Sache schon gewiß wäre. Alarich gab dem neuen Kaiser Attalus den guten Rath, er möge sich vor Allem in den Besitz von Afrika, als der Kornkammer Italiens, setzen; er erbot sich, einen Theil seiner eigenen Leute zu dieser Unternehmung herzugeben. Aus falschem Mißtrauen gegen die Gothen ward dieser Antrag verworfen. Ueberhaupt konnte Alarich deutlich genug merken, daß die Gesinnung des Attalus gegen ihn sehr sich geändert hatte und daß dieser ihn gern los sein wollte. Darüber ward der Gothenkönig so unwillig, daß er dem neuen Kaiser den Purpur wieder auszog und ihn in den Privatstand zurückversetzte.

Rom war inzwischen von den Gothen wieder geräumt worden und Attalus wandte sich mit neuen Friedensvorschlägen an den kaiserlichen Hof zu Ravenna. Allein Honorius, der bei dem geringsten Schein von Hoffnung wieder Muth faßte, war jetzt gar nicht geneigt, zu einer Aussöhnung die Hand zu bieten. Der Gegenkaiser war abgesetzt, ein neuer Zug von Soldaten ihm versprochen worden. Nun aber riß dem Alarich die Geduld; er wandte sich zum dritten Mal nach Rom; denn Ravenna war ihm vermuthlich zu fest und mit Belagerungen hielten sich die Deutschen nicht gern auf. Rom war hingegen ohne große Mühe einzunehmen und dann war hier auch mehr Beute zu machen. Verräther öffneten den Gothen um Mitternacht die Thore, das Heer stürmte hinein, und die stolze Stadt, welche 1100 Jahre lang den Völkern der Erde furchtbar gewesen war und 800 Jahre lang keinen Feind in ihren Mauern gesehen hatte, ward nun eine Beute der „Barbaren", wie sie die fremden Völker nannte. Viele schöne Gebäude wurden in Asche gelegt, aber die Gothen betrugen sich doch menschlich und verübten keine Grausamkeit. Alles, was sich in die vielen Kirchen geflüchtet hatte, wurde verschont. Alarich ließ sogar einige aus der Peterskirche geraubte kostbare Gefäße wieder zurückgeben. Grausam aber rächten sich 40,000 Deutsche, welche die Römer als ihre Sklaven sehr unbarmherzig behandelt hatten. Wer von den ehemaligen Herren sich nicht in die Kirche oder durch die Flucht rettete, wurde als Sklave verkauft.

Roms Eroberung verursachte eine allgemeine Bestürzung. Alle Kirchen ertönten von den Gebeten und Wehklagen der Bußprediger, und man betrachtete dieses Unglück als einen Vorboten vom nahen Untergange der Welt. Die Einwohner der Stadt selbst vergrößerten noch in ihren Erzählungen das Unglück, welches sie betroffen, und wollten nicht mehr in die von Gott verlassene Stadt zurückkehren. Von diesem Zeitpunkte an wurde Rom immer öder. Am gleichgültigsten bei dem Allen war der Kaiser Honorius. Als die Nachricht in Ravenna anlangte, Rom sei in den Händen der Feinde, lief der Diener, welcher die Aufsicht über das kaiserliche Vogelhaus führte, voller Bestürzung zu seinem Herrn und rief:

„Rom ist verloren!" Der Kaiser erschrak heftig, weil er glaubte, sein großer Hahn sei gestorben; doch tröstete er sich bald, als man ihm sagte, nicht sein Hahn, sondern die Hauptstadt der Welt sei verloren.

Am 24. August des Jahres 410 war Alarich in Rom eingezogen; aber er blieb nicht müßig, schon am 6. Tage zog er mit seinem Heere ab, nach Sicilien zu, um dann auch nach Afrika überzusetzen. Schon wurden viele Fahrzeuge ausgerüstet, um das Heer über die Meerenge von Messina zu bringen; da erkrankte der Held in Kosenza am Busento und starb in einem Alter von 34 Jahren. Sein Volk trug ihn wehklagend an den Fluß, leitete das Wasser ab und in dem trockenen Bette grub es seinem König das Grab. In voller Rüstung, das Schwert in der Hand und mit einem kostbaren Schatze senkte es ihn hinab, und nachdem es den Sarg mit Erde bedeckt, opferte es die Gefangenen, die bei diesem Werke gedient hatten, und dann ließ es den Fluß über das Grabmal wieder hinströmen. Keine Menschenseele hat die Stätte erkundet, wo der Gothenheld von seiner Arbeit ruhet.

3. Odoaker und Theodorich der Große*) (500 n. Chr.).

1.

Theodorich ist die lateinische Form des deutschen Namens Dietrich, welcher Volksherrscher bedeutet aus den gothischen thiuda Volk, und riche Herrschaft.

Theodorich's Eltern waren Theodomir und Erelinda. Theodomir war ein Fürst der Ostgothen. Als die verheerenden Schwärme der Hunnen über das zusammenbrechende Gothenreich hinwegstürmten und die westgothischen Stämme sich auf das römische Gebiet zurückzogen, konnten die zurückbleibenden Ostgothen nur durch Unterwerfung unter den übermächtigen Feind einen unrühmlichen Frieden erkaufen. Ihre streitbare Mannschaft mußte dem wilden Hunnenführer Attila auf seinen Heereszügen folgen. Auch Theodomir mit seinen Brüdern Widimir und Walamir befand sich im Gefolge des hunnischen Königs. Doch Attila's Reich verschwand mit seinem Tode. Die Ostgothen, einmal aus ihren frühern Wohnsitzen verdrängt, ließen sich in den weiten Länderstrecken zwischen der untern Donau und dem adriatischen Meere nieder. Hier aber erneuerteu sich die alten Kämpfe der Gothen mit dem ränkevollen Kaiserhof zu Konstantinopel. Als einmal von dem Letzteren das vertragsmäßige Jahrgeld verweigert worden war, griff der muthige Theodomir rasch zu den Waffen und erzwang durch schnellen Sieg den Frieden. Der griechische Kaiser bewilligte alle Forderungen Theodomir's. Aber nach der Sitte jener Zeit verlangte er die Auslieferung des siebenjährigen Theodorich's als Geisel und Unterpfand des Friedens. Der betrübte Vater zögerte. Doch sein Bruder Walamir redete ihm zu, er möge nicht durch Ver-

*) Nach Wippermann.

weigerung der gestellten Bedingung seinem Volke die Wohlthat des Friedens entziehen. Theodomir gab nach und Theodorich kam nach Konstantinopel. Wie einst Hermann in Rom, wie Moses am königlichen Hofe Aegyptens den Samen edlerer Bildung empfingen und durch tägliches Anschauen die Kunst des Herrschens erlernten, so erzog auch Konstantinopel in dem germanischen Knaben sich selbst einen gefürchteten Gegner und seinem Volke einen weisen und thatkräftigen Fürsten. Das fürstliche Kind gewann durch seine Schönheit und reichen Anlagen die Liebe des griechischen Kaisers und ward am Hofe mit aller Auszeichnung behandelt. Doch das Kind reifte zum Jüngling und der Jüngling achtete aufmerksam auf die Sitten und Künste des Landes, in welchem er weilte. Und wenn auch ihm selbst nur ein mangelhafter Unterricht geworden zu sein scheint, so wurde doch seine Seele mit hoher Achtung vor der Gediegenheit und Vielseitigkeit der griechischen Bildung erfüllt.

2.

In seinem achtzehnten Jahre kehrte Theodorich an den Hof seines Vaters zurück. Er fand sein Volk in einer vielfach verwickelten und bedrohten Lage, herumschweifende Horden der wilden Hunnen und Sarmaten beunruhigten die Grenzen des ostgothischen Gebiets und veranlaßten mannigfache Kämpfe, in deren einem auch Theodorich's Oheim Walamir rühmlich kämpfend gefallen war. Doch der schlimmste Feind Theodomir's und seines Hauses war ein stammverwandter Fürst. Als nämlich ein halbes Jahrhundert früher König Alarich seine gewaltigen Heeresmassen aus der Heimath in das schönere Italien geführt hatte, war doch auch ein nicht unbedeutender Theil des westgothischen Volkes in seinen alten Wohnsitzen zurückgeblieben. Ihr Gebiet umfaßte die heutige Bulgarei und die angrenzenden Gegenden. Ueber dieses Reich herrschte zur Zeit Theodomir's ein König, welcher ebenfalls den gothischen Lieblingsnamen Theodorich führte und den Zunamen Strabo erhalten hatte. Zur Vermeidung eines Mißverständnisses möge er hier stets unter dem letztern Namen angeführt werden. Wohl hätten nun Theodomir und Strabo sich als Fürsten eines Brudervolkes eng an einander anschließen und dem hinterlistigen Kaiserhof zu Konstantinopel gegenüber eine Achtung gebietende Stellung einnehmen sollen. Doch schon damals ruhte der Fluch der Uneinigkeit und Zwietracht auf den germanischen Fürsten und Völkern. Die Beherrscher des oströmischen Reiches erkannten gar wohl, wie furchtbar ihnen die vereinigten Gothen werden könnten. So suchten sie denn dieselben zu trennen. Statt durch Offenheit und Redlichkeit sich in den arglosen Germanen getreue und friedliche Nachbarn zu gewinnen und etwaige Uebergriffe derselben mit gewaffneter Hand kräftig zurückzuweisen, suchte der konstantinopolitanische Hof Argwohn und Mißtrauen zwischen den gothischen Fürsten zu säen, voll tückischer Arglist heute den Einen und morgen den Andern durch Geschenke und Versprechungen an sich zu ketten und wider den Nachbar aufzuhetzen. Leider waren seine Bemühungen nicht ohne Erfolg

geblieben; doch dem hochsinnigen Theodorich war es vorbehalten, sein Volk einem so unwürdigen Verhältniß zu entreißen.

3.

Bald nach seiner Rückkehr in das Vaterhaus zeigte der ritterliche Jüngling durch eine glänzende Waffenthat, daß auch in der Fremde sich in ihm die angeborne germanische Heldenkraft ungeschwächt erhalten habe. Ein Haufe räuberischer Sarmaten war in die Donauländer eingefallen und hatte die kaiserlichen Truppen, welche dort standen, geschlagen. Rasch sammelte Theodorich eine Schaar von 6000 tapfern Streitern und warf den Feind in siegreichem Kampfe zurück. Doch nicht zufrieden mit diesem Erfolge, drang er selbst in das Land der Sarmaten ein und eroberte ihre Hauptstadt, das jetzige Belgrad. Ruhmgekrönt zog der jugendliche Held in seine Heimath zurück.

Nicht lange darauf geschah es, daß der alte Theodomir von einer schweren Krankheit befallen wurde und dem Tode nahe war. Da versammelte er die Edlen seines Volks und empfahl ihnen seinen Sohn Theodorich zu seinem Nachfolger. Denn es bestand unter den Gothen noch immer die Sitte der freien Königswahl. Die Gothen wählten mit Freuden den blühenden Jüngling Theodorich zu ihrem König, und dieser faßte mit muthiger Hand die Zügel der Regierung, um für sein Volk ein neues Zeitalter zu schaffen.

Der griechische Kaiser Zeno empfing die Nachricht von Theodorich's Thronbesteigung mit Freude und Besorgniß, denn er liebte und fürchtete zugleich den jungen Herrscher. Er hielt es für gerathen, vorerst ein freundliches Verhältniß mit ihm anzuknüpfen, und sandte sofort Boten an Theodorich, welche ihn mit ehrenden Worten nach Konstantinopel einluden. Theodorich folgte der Einladung und der Kaiser ritt ihm entgegen und geleitete ihn in feierlichem Zuge in seinen Palast. Auch erhob er den jungen Gothenfürsten zu den höchsten Würden seines Reichs und überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen. Zuletzt ließ er die eherne Bildsäule Theodorich's vor seinem Palaste aufstellen. Aber hinter dieser außerordentlichen Freundlichkeit verbarg er einen arglistigen Plan. Nur zu leicht gelang es dem schlauen Griechen, das offene, vertrauensvolle Gemüth Theodorich's zu bethören und die beiden Herrscher der Gothen, Theodorich und Strabo, in Feindschaft und Streit zu verwickeln.

Noch unerfahren und getäuscht durch das heuchlerische Wohlwollen Zeno's ließ sich Theodorich zur Kriegserklärung gegen seinen Volksgenossen Strabo bewegen. Zeno stellte ihm diesen Krieg als nothwendig für das allgemeine Beste dar und versprach ihm ein Hülfsheer von 50,000 auserlesenen Streitern.

Um die bestimmte Zeit brach Theodorich mit seinem Heere auf und zog nach dem Gebirge Hämus, das schon seit Jahrhunderten der gewöhnliche Kriegsschauplatz in den Kämpfen der Römer und Gothen gewesen war. In den waldigen Gebirgsthälern jener unwegsamen Gegend

gesellen sich bestellte Wegweiser zu Theodorich und führen ihn immer tiefer in die Schluchten und Felsen des Hämus hinein, bis ihm endlich von einer steilen Anhöhe herab das feste Lager seines Feindes Strabo drohend entgegenwinkt. Die griechischen Hülfstruppen sind ausgeblieben und mit bitterem Zorne sieht sich Theodorich betrogen und verrathen. Unentschlossen lagert er sich dem Feinde gegenüber.

So hatte es Zeno gewollt. Deutsche standen schlagfertig wider Deutsche. Aber an der deutschen Biederkeit scheiterte dieß Mal die Arglist der Fremden.

Unerwartet erschien Strabo unter dem Walle des ostgothischen Lagers und forderte ein Gespräch mit Theodorich. Dieser kam herzu. Neugierig strömten die Ostgothen auf den Wall und lauschten auf die Worte des Fürsten. Strabo auf erhob voll edlen Unwillens seine Stimme und schalt den überraschten Theodorich mit gar ernsten Worten, daß er sich durch die doppelzüngige Rede des griechischen Hofes habe bethören lassen und nun im brudermörderischen Kampfe die Waffen wider die eigenen Landsleute kehre. Die Krieger des Theodorich empfanden die Wahrheit, die aus Strabo's Worten sprach, und forderten mit Ungestüm von ihrem Könige die Auflösung seines Bundes mit Konstantinopel. Theodorich aber schwankte noch immer zwischen der Treue gegen das einmal gegebene Wort und der Forderung der Natur und seines Volkes. Doch als am andern Tage Strabo sich wieder auf dem Vorsprunge des Felsens zeigte und noch einmal mit kraftvollen Worten zu den Ostgothen redete, da gab auch Theodorich nach und verband sich mit Strabo zu steter Freundschaft. Hatte doch Zeno selbst den Vertrag weder gehalten noch überhaupt halten wollen. Große Freude herrschte nun in beiden gothischen Lagern.

Theodorich aber brach mit seinem Heere auf und rückte als zürnender Feind in die Staaten des treulosen Zeno. Dieser beantwortete Theodorich's Vorwürfe mit leeren Ausflüchten, ja die Schamlosigkeit des feigen Griechen ging so weit, daß er abermals sein Spiel begann, um Theodorich zum Kriege gegen Strabo zu bewegen. Er verhieß ihm ein Geschenk von 1000 Pfund Goldes und 10,000 Pfund Silbers. Aber mit Entrüstung verwarf der Gothenfürst solchen Antrag. Da wandte sich Zeno mit seinen Vorschlägen an Strabo, und wirklich gelang es seiner List und Klugheit mit diesem. Der wankelmüthige Fürst vergaß, wie er selbst einst so schön und warm für die brüderliche Einheit der Gothenstämme gesprochen hatte, und erklärte endlich seinem Freunde Theodorich den Krieg. Aber das Schicksal wollte nicht den Ausbruch des Bruderkampfes. Strabo, als er den Zug gegen die Gothen beginnen wollte, verwundete sich selbst mit der Spitze seiner Lanze und starb plötzlich.

4.

Der jugendlich feurige Theodorich erglühte im gerechten Zorn wider den griechischen Hof, der nun schon lange alle Gerechtigkeit mit Füßen getreten hatte. Einem reißenden Bergstrom gleich überfluthete das gothische

Heer das wehrlose griechische Reich. Verzagt barg sich Zeno hinter den Wällen seiner Hauptstadt. Aber von seinem Palaste aus sah er den Himmel geröthet von dem Brande der Städte und Dörfer ringsumher, deren unglückliche Bewohner schwer für die Treulosigkeit ihres Herrschers büßen mußten. Zeno hatte kein Heer, das vermocht hätte, den Kampf mit dem furchtbaren Gegner zu bestehen. Durch neue Unterhandlungen und große Versprechungen hoffte er den Frieden zu gewinnen. Aber Theodorich hatte kein Ohr mehr für die glatten Worte des griechischen Hofes. Der Krieg zog sich in die Länge, denn das feste Byzanz war schwer zu erobern. Da stieg plötzlich in der Seele des jungen Gothenkönigs ein großer Gedanke auf. Er wollte seine Gothen in ein mächtiges, geschlossenes Reich vereinigen und im Frieden regieren; er wollte sie wegführen von der Nachbarschaft der treulosen Griechen in ein besseres Land, wo der Segen des Friedens die Gothen zu einem gebildeten, wohlhabenden Volke machen sollte. Gleich dem Alarich wollte er sie in die gesegneten Fluren Italiens führen, eines Landes, dessen schlaffe, weiche Bevölkerung nicht lange der gothischen Tapferkeit widerstehen konnte.

5.

Doch eben dieses Italien war bereits in kläglicher Hülflosigkeit den Waffen eines deutschen Fürsten unterlegen. Dieser Fürst war Odoaker oder Ottokar. Odoaker war ein Mann von schlichter Herkunft, aber nach dem Höchsten strebend und früh schon die Ahnung künftiger Größe in sich tragend. Eine alte Sage berichtet darüber also: Einst hatten sich mehrere deutsche Männer verabredet, gemeinsam nach Italien zu wandern und dort im römischen Kriegsdienst ihr Glück zu versuchen. Unter ihnen befand sich auch ein schöner, kräftiger Jüngling von hoher Gestalt und feurigen Auges. Auf ihrer Wanderung kamen sie durch die Gegend, wo jetzt Passau liegt. Hier wohnte ein frommer Einsiedler, Severinus geheißen. Der war aus fernen Landen gekommen, um in Deutschland das Christenthum zu verkündigen. Odoaker aber und seine Genossen waren dem Christenglauben schon zugethan. Da pilgerten sie denn nach der einsamen Wohnung Severin's und begehrten den Segen des heiligen Mannes zu empfangen. Sie traten ein in die kleine Hütte. Der riesengroße Odoaker aber mußte in gebückter Stellung dastehen, um nicht mit dem Haupte an die niedrige Decke des Gemaches zu stoßen. Da sah ihn der Klausner an und sagte: „Ziehe getrost hin nach Italien, jetzt trägst du ein geringes Kleid, einst aber wirst du ein Herrscher werden über Viele!" Und Odoaker zog fröhlich seine Straße.

In Italien herrschte bei Odoaker's Ankunft große Verwirrung. Von der allgemeinen Wanderlust ergriffen, waren mehrere kleine deutsche Völkerschaften über die Alpen hinabgestiegen in die schönen Ebenen des Po und hatten Gefallen gefunden an dem einem Garten gleichenden Lande. Unter ihnen waren die Rugier die an Zahl und Kraft hervorragendsten. Sie hatten an den einförmigen Ufern der Ostsee im heutigen Pommern ge-

wohnt, wo noch jetzt der Name der Insel Rügen an sie erinnert. Ein solcher Rugier war auch Odoaker. Durch Einsicht und Kriegsmuth schwang er sich zur Feldherrnwürde empor und zertrümmerte endlich mit kühner Hand das abgelebte römische Reich, dessen letzter Kaiser ein schwacher Knabe war, Romulus Augustulus genannt. Odoaker schenkte ihm ein Schloß mit einem reichen Einkommen in Unteritalien und er selber machte sich zum Könige Italiens. Er herrschte mit Weisheit und Kraft; aber nach kurzer Blüthe sollte sein Königreich durch die Hand eines Mächtigeren fallen.

6.

Auf einem Feldzuge in die Donauländer hatte Odoaker auch mehrere den Gothen verbündete Völkerstämme angegriffen und sich hierdurch den ostgothischen König Theodorich zum Feinde gemacht. Der griechische Kaiser wünschte, Theodorich möchte sich nach Italien wenden und so das griechische Reich von einem gefährlichen Nachbar befreien. Daher bezeigte er sich in einer mündlichen Unterredung überaus freundlich gegen den scheidenden Helden und trat ihm das ganze Land Italien feierlich ab. Denn er betrachtete sich als den nächsten Verwandten des gefallenen römischen Kaiserhauses und darum als den rechtmäßigen Herrn des weströmischen Reiches.

Freudig folgten die Gothen dem Rufe ihres ritterlichen Königs. Im Frühling des Jahres 489 begann die allgemeine Auswanderung. Der gewaltige Zug zählte allein 200,000 wehrhafte Männer; Frauen und Kinder folgten auf Wagen. Aber die Fahrt nach Italien war überaus beschwerlich und gefahrvoll. Gleichwie einst die Kinder Israel durch die Schrecken der Wüste und die gewaffneten Schaaren feindlicher Völker sich den Weg bahnen mußten zu dem ihnen verheißenen neuen Vaterlande, so konnte auch Theodorich mit den Seinen nur auf unwegsamen Straßen und durch unwirthbare Länder zur erwählten künftigen Heimath gelangen, und er hatte mit der Natur nicht minder als mit den auflauernden Haufen raublustiger Barbaren zu kämpfen. An den Ufern der Donau hin und dann durch das südliche Germanien nahm er seinen Weg und erschien dann endlich an dem rauschenden Isonzoflusse, wo schon die welsche Zunge ihren Anfang nimmt.

Wohlgerüstet stand Odoaker an den Marken seines Reichs. Die Gothen waren erschöpft durch die Mühsal der langen Wanderung, zum Theil ohne Nahrung und Waffen. Aber Theodorich entflammte durch feurige Reden den Muth seiner Streiter und besiegte seinen Gegner in drei großen Schlachten. Wankelmüthig neigte sich das italische Volk bald dem Odoaker und bald dem Theodorich zu. Seinem Herzen waren beide Herrscher fremd. Fast ohne Schwertstreich öffneten die Städte Italiens dem Sieger die Thore. Selbst das Heer Odoaker's ward wankend in seiner Treue. Da warf sich der auch im Unglück nicht verzagende Odoaker mit wenigen Getreuen in seine feste Hauptstadt Ravenna und rüstete sich zur entschlossensten Gegenwehr. Ravenna lag damals am Meer,

während es heute durch ein allmäliges Zurücktreten der Fluthen eine Stunde weit vom Strande entfernt ist. Diese Lage unterstützte die Vertheidigung. Theodorich war seinem Gegner auf dem Fuße gefolgt und unternahm die Belagerung der Stadt. Mit Heldenmuth widerstand Odoaker. Oftmals brach er in nächtlicher Stunde mit den Seinen aus der Stadt hervor und verbreitete Tod und Schrecken im feindlichen Lager. Aber in immer engeren Kreisen umschlossen die Gothen die bedrohete Stadt und sperrten endlich sogar den Hafen ab. Eine furchtbare Hungersnoth entstand unter den Belagerten. Da entschloß sich Odoaker, nachdem er drei Jahre lang sich tapfer gewehrt, an seinem Glücke verzweifelnd, zur Uebergabe; sie erfolgte am 27. Februar des Jahres 493. Am 5. März hielt Theodorich seinen feierlichen Einzug in die bezwungene Stadt. Odoaker ward mit Schonung und Auszeichnung am Hoflager des Siegers aufgenommen und behandelt. Aber Theodorich fürchtete auch noch den bezwungenen Gegner. Denn Odoaker war seinem Ueberwinder an Edelsinn wie an Muth ebenbürtig und mochte wohl einmal den Kampf um die entrissene Königskrone erneuern. Da tauchten in Theodorich's sonst so reinem Gemüthe arge Gedanken auf. Denn in hoher Stellung ist auch viel Verführung. Gleichwie einst Alexander der Große, auf dem Gipfel des Glücks angelangt, seinen Ruhm mit rohen Ausbrüchen der Leidenschaft befleckte, so hatte auch in jenen Tagen der finstere Geist der Herrschsucht und des Argwohns Gewalt bekommen über den Gothenhelden. Bei einem Gastmahle stieß Theodorich mit eigener Hand sein Schwert in die Brust des unglücklichen Odoaker.

Wohl folgte die Reue der unseligen That; aber keine Reue konnte den Mord ungeschehen machen. Er haftet als ein unauslöschlicher Flecken an dem sonst so ruhmvollen Andenken Theodorich's.

Jäher Schreck durchzuckte die Freunde des edlen Gemordeten. Doch ihnen geschah kein Leid. Mit großmüthigem Vertrauen nahm Theodorich sogar mehrere Diener Odoaker's, die bis zum letzten Augenblicke treu zu ihrem Herrn gestanden hatten, in seine Dienste.

7.

Nun war Theodorich's einziger Gegner gefallen. Mit zitternder Unterwürfigkeit begrüßte ganz Italien den mächtigen ostgothischen König als seinen Gebieter. Und als später Theodorich sogar das südliche Frankreich zu seinen Staaten geschlagen und die Regierung über das wankende Westgothenreich in Spanien übernommen hatte, da war das ostgothische Reich das mächtigste der Erde und umfaßte die blühendsten Länder Europa's. Denn es gehorchten dem Gebote Theodorich's alle Lande von den eisigen Häuptern der deutschen Alpen bis zum rauchenden Gipfel des Aetna, und von den baumlosen Haiden Ungarns bis zum Felsen Gibraltars, der Pforte des Mittelmeers. Zu Sitzen seiner Herrschaft wählte Theodorich die Städte Ravenna und Verona. Verona ward von den Gothen

„Bern“ geheißen und war dem Theodorich eine werthe Stadt, weil er dort seinen glänzendsten Sieg über Odoaker erfochten. Darum wird er auch in den alten Sagen König Dietrich von Bern genannt.

Tapferkeit hatte das neue Reich gegründet; Weisheit mußte es ordnen. Verschiedene Völker waren unter Theodorich's Scepter vereint. Vor allen standen die feingebildeten, unkriegerischen Römer den nur mit den Künsten des Krieges vertrauten Gothen schroff gegenüber. Verschiedene Sitte, verschiedenes Recht galt unter Beiden. Auch der Glaube trennte sie. Denn die Römer gehörten der katholischen Kirche an, die Gothen aber waren Anhänger des Arius. Doch Theodorich wußte diesen Zwiespalt zu versöhnen. Beide Völker behielten ihre alten Gesetze und Einrichtungen und sollten ohne Neid und Eifersucht bei einander wohnen. Der arianische König störte nicht den Glauben und Gottesdienst der katholischen Römer, zugleich verstand er aber auch, sie nach ihren Neigungen zu beschäftigen. Die Römer zeichneten sich durch ihre Bildung und Geschicklichkeit in Verwaltung der öffentlichen Aemter aus. Darum nahm der König aus ihnen die Beamten seines Reichs. Das schmeichelte ihrer leicht erregbaren Eitelkeit und versöhnte sie mit der Fremdherrschaft. So bestanden denn die Titel und Würden der alten Kaiserzeit fort, wurden aber jetzt zur Freude des römischen Volks nach Verdienst und Würdigkeit verliehen und nicht nach Gunst, wie es gewöhnlich bei den Kaisern geschehen war. Zu seinem ersten Rathe erhob Theodorich den Kassiodorus. Dieser durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann hatte lange Zeit hindurch die höchste Leitung aller Staatsangelegenheiten in seiner Hand, bis er als Greis sich in ein Kloster zurückzog und dort den Wissenschaften sich widmete.

Außer den öffentlichen Aemtern ruhete auch der Betrieb des Handels wie die Pflege der Künste und Wissenschaften fast ausschließlich in den Händen der Römer. Theodorich belebte den Handel durch den Bau trefflicher Landstraßen und durch Strenge gegen alle Räubereien. Die Ordnung und Sicherheit im ganzen Lande war so groß, daß, wer einen Geldbeutel verlor, ziemlich sicher war, ihn wieder zu bekommen. Vorzüglich liebte Theodorich die Baukunst, und er schmückte seine beiden Hauptstädte mit herrlichen Kirchen und Palästen, in deren edler Bauart man bereits die Anfänge der spätern altdeutschen oder gothischen Baukunst zu erkennen vermag.

Zur Sicherstellung seines Reiches gegen innere und äußere Feinde bedurfte aber Theodorich eines stets schlagfertigen und wohlgerüsteten Kriegsheeres. Dieses bildete er einzig und allein aus seinen Gothen, deren Treue und Tapferkeit sich in den vergangenen Jahren so glänzend bewährt hatte. Hunderttausend Streiter waren stets unter den Waffen. In vierzehn Heerhaufen getheilt standen sie in allen festen Plätzen des Reichs und vorzüglich an den Pässen der Alpen als stete Wächter des Friedens. Zugleich deckte eine Flotte von tausend Kriegsschiffen die Küste und schirmte die Sicherheit des Handels im Mittelmeer.

8.

Während so Theodorich wie ein Vater mit liebender Fürsorge über die Wohlfahrt seines Reiches wachte, wußte er nicht minder auch den auswärtigen Fürsten Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Mit Allen begehrte er in stetem Frieden zu leben, nie zog er das Schwert, außer wenn das Recht oder die Nothwehr es forderte. Aber oft genügte auch das bloße Erscheinen eines gothischen Heeres zur Herstellung des Friedens. Ein schöner, großartiger Gedanke leitete alle Verhandlungen Theodorich's mit fremden Fürsten. Er wünschte nämlich alle christlichen germanischen Könige zu einem großen heiligen Bunde zu vereinen, dessen Glieder in Freundschaft friedlich neben einander leben sollten. Die eiserne, rohe Zeit hat das schöne Bild nicht zur Wahrheit werden lassen. Aber doch ist Theodorich durch jene Gesinnung ein Wächter des Friedens und des Rechtes und somit ein Segen für seine Zeitgenossen gewesen.

Noch sind die Briefe vorhanden, die Theodorich an fremde Fürsten schrieb. Sie zeigen von der Weisheit des großen Königs nicht minder als von seinem Ansehen bei auswärtigen Herrschern. Einst führte der wilde Frankenkönig Chlodwig Krieg mit den Alemannen. Diese baten um Theodorich's Vermittelung. Alsbald schickte derselbe eine Gesandtschaft nach Frankreich. Sie ward begleitet von einem kunstreichen Sänger, der seinen Gesang mit anmuthigem Saitenspiel zu begleiten verstand. Am Hofe Chlodwig's pries er in herrlichen Liedern die Waffenthaten des siegreichen Königs. Zugleich aber überreichten auch die Gesandten ein Schreiben ihres Herrn, in welchem Theodorich in freundlich ernster Weise den Chlodwig zum Abstehen von fernerem Kampfe wider die Alemannen ermahnte. In dem Briefe heißt es: „Glaube mir, ich habe die glücklichsten Kriege dann geführt, wenn ich mit Mäßigung endigte.“ Und Chlodwig folgte dem Rathe und versöhnte sich mit seinen Gegnern.

Einige Jahre später war Streit entstanden zwischen demselben Chlodwig und dem westgothischen Könige Alarich dem Zweiten. Ein blutiger Krieg drohte auszubrechen. Da sandte wiederum Theodorich Boten und Briefe an die entzweiten Herrscher. Dem Alarich schrieb er: „Laß dich nicht hinreißen durch blinde Leidenschaft. Mäßigung erhält die Völker, Gerechtigkeit macht die Könige stark. Noch kann der Streit friedlich beigelegt werden!“ Dem Burgunderfürsten Gundobald aber schrieb er mit väterlichem Ernste: „Alle Könige ringsumher haben Beweise meines Wohlwollens empfangen. Es bereitet mir großen Schmerz, wenn sie gegen einander freveln. Habet Ehrfurcht vor meinem Alter und wisset, daß ich euren Thorheiten entgegentreten werde.“ Zwar konnte Theodorich dem Ausbruch des Kampfes nicht vorbeugen. Als aber Alarich im Kampfe geblieben und das gothische Reich den siegreichen Schaaren Chlodwig's offen stand, da verhinderte Theodorich durch sein kräftiges Einschreiten die völlige Auflösung des bedrohten Staates und übernahm im Namen des unmündigen Sohnes Alarich's die Regierung über die Westgothen.

Auch andere Fürsten ehrten den großen Theodorich als ihren Schutzherrn und sandten ihm Briefe und Geschenke. So schickte ihm einst der thüringische König Hermanfried eine Anzahl auserlesener Rosse, die in den üppigen Wiesenthälern des thüringer Waldes gezogen worden waren und durch ihre Schönheit die Bewunderung von ganz Italien erregten. Sie waren groß und wohlgebaut und von silbergrauer Farbe. Ihre Schnelligkeit glich der des Hirsches. Bei aller Stärke waren sie doch folgsam und trefflich zu gebrauchen. Ein andres Mal kam eine Gesandtschaft aus dem fernen Livland mit werthvollen Geschenken, und selbst an dem nördlichsten Ende von Europa, in Skandinavien, pries man die Thaten des edlen Theodorich.

Die Freundschaft Theodorich's mit anderen Königen ward sehr befördert durch die von ihm eingeleiteten Ehebündnisse. So vermählte er seine älteste Tochter Ostrogatha mit dem burgundischen Fürsten Siegmund, seine jüngste, Amalasuntha, mit dem ostgothischen Edlen Eutharich. Eine dritte Tochter ward die Gemahlin des westgothischen Königs Alarich. Seine Schwester Amalafrieda gab er dem Vandalenkönig Thrasimund und seine Nichte Amalaberga dem Hermanfried von Thüringen. Durch Theodorich kam die vorher unbekannte Sitte auf, daß Fürsten sich nur mit Fürstentöchtern vermählten. Theodorich's Gemahlin hieß Audafleda und war Chlodwig's Schwester.

Theodorich herrschte mit Kraft und Weisheit länger denn dreißig Jahre über sein weit ausgedehntes Reich. Aber die letzten Jahre seiner Herrschaft waren nicht erfreulich. Die Römer lohnten ihm seine väterliche Fürsorge mit Undank. Von dem arglistigen Hofe zu Konstantinopel genährt, verbreiteten sich geheime Verschwörungen über Italien. Da ward Theodorich's Gemüth von finsterem Argwohn ergriffen; seine heitere Milde verwandelte sich in blutige Strenge. Schwere Strafen trafen Schuldige und Unschuldige und man erkannte den sonst so edelmüthigen Theodorich nicht mehr. Da ward einst beim Mahle ein großer Fisch auf die königliche Tafel gesetzt. Der aufgesperrte Rachen des Fisches erschien dem Theodorich als ein Bild der Hölle, als das Angesicht der schuldlos Gemordeten. Sein Gewissen erwachte und tiefe Reue kam in sein Herz. Er wurde seines Lebens nicht mehr froh und starb bald darauf, im siebzigsten Jahre seines Lebens, 526 n. Chr. Zu Ravenna zeigt man noch heute sein kunstreich gethürmtes Grabmal.

Ostgothen. Westgothen. Longobarden *).

1. Belisar und Narses.

1. Belisar macht dem Vandalenreiche ein Ende.

Die Vandalen, ein kräftiger deutscher Volksstamm, waren durch Spanien über die Meerenge von Gibraltar gewandert, und hatten die Provinz Afrika erobert. Ihr König hieß Genserich, der war ein tapferer Kriegsmann, und so lange er lebte, behielten die Vandalen ihre natürlichen Sitten. Sie waren grausam und roh, aber nüchtern, mäßig und keusch. Liederliche Personen wurden mit dem Kolben auf den Kopf geschlagen. Diese Kolben waren gezähnt und wurden am Kopfe umgedreht, so daß sich die Haare darin verwickelten, und wenn dann kräftig angezogen wurde, gingen nicht bloß die Haare, sondern auch oft die ganze Kopfhaut mit hinweg.

Nach dem Tode Genserich's entartete das Volk in dem warmen, fruchtbaren Lande und wurde eben so üppig und verderbt als die Römer. Als der schwache Hilderich den Thron bestieg, stürzte ihn sein Gegner Gelimer und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Dieß nahm der oströmische Kaiser Justinian zum Vorwand, um die Vandalen zu bekriegen, und sandte seinen tapfern Feldherrn Belisarius mit 15,000 Gewaffneten nach Afrika. Das Volk, welches die Kraft der Väter verloren hatte, hielt dem Angriffe nicht Stand, und siegreich zog Belisar mit seinem Heere in der Hauptstadt Karthago ein. Gelimer hatte unterdessen neue Schaaren gesammelt, aber Belisar schlug ihn abermals. Da flüchtete sich der Vandalenkönig auf einen Berg und verschanzte sich dort; aber die Feinde schlossen ihn ein. Drei Monate blieb er standhaft in seiner bittern Noth; endlich aber schickte er zu den Feinden hinaus und bat ihren Hauptmann, der ein Deutscher war, um drei Dinge: um ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, seine rothgeweinten Augen zu netzen, und um eine Laute, das Lied seines Jammers zu ihren Klängen zu singen. So auf's Aeußerste gebracht, ergab er sich in der Feinde Gewalt. Belisar führte ihn in silbernen Ketten fort nach Konstantinopel, und hielt hier einen glänzenden Triumphzug, in welchem die unermeßliche Beute prangte, welche die Vandalen, als sie früher Rom geplündert hatten, nach Karthago gebracht. Belisar ging aber bescheiden zu Fuß, während die altrömischen Feldherren ihren Triumphzug zu Wagen hielten.

2. Belisar zieht nach Italien.

Inzwischen sank auch die Macht des ostgothischen Reiches in Italien mehr und mehr. Nach Theodorich's Tode hatte dessen Tochter Amala-

*) Nach O. Klopp.

suntha für ihren minderjährigen Sohn die Regierung geführt. Als dieser frühzeitig starb, nahm sie Theodat, den Neffen ihres Gatten, zum Mitregenten an. Doch sie achtete den Theodat nicht sonderlich, und diesen verdroß es, unter der Herrschaft eines Weibes zu stehen. Darum trachtete er ihr nach dem Leben, und eines Tages, als sie im Bade saß, ließ er sie ermorden. Solche Uebelthat kam dem morgenländischen Kaiser sehr gelegen, und diente ihm zum Vorwande, Italien, das er immer noch als sein Eigenthum betrachtet hatte, wieder zu erobern. Schon vorher hatte er die Uneinigkeit zwischen Gothen und Römern genährt, und den Haß der Katholiken gegen die Arianer aufgestachelt; denn die Italiener waren dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethan.

So sandte er denn im Jahre 535 seinen siegreichen Feldherrn Belisar nach Italien und reizte überdieß auch die Franken zum Kriege gegen Theodat. Dieser aber erwies sich jetzt in der Gefahr schwach und verzagt und verlor dadurch das Vertrauen seines Volkes. Weil er unentschlossen zögerte, bekam Belisar bald Sicilien und ganz Unteritalien in seine Gewalt. Da riefen die Gothen: „Was thun wir länger mit diesem armseligen König!“ Sie setzten den König ab, und riefen unter Trompetenschall und Schwertergeklirr ihren tapfern Feldherrn Vitiges zum Könige aus. Der sammelte schnell ein Heer von 150,000 Mann und rückte vor Rom, in welche Stadt sich Belisar mit 5000 Mann geworfen hatte. Und doch hielt sich der Letztere über ein Jahr lang in der bedrohten Hauptstadt, und vertheidigte sich so lange, bis griechische Hülfstruppen zum Entsatze herbeirückten. Vitiges mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, und die Gothen kamen immer mehr in's Gedränge, so daß sie auch an dem Vitiges irre wurden. In ihrer Verzweiflung trugen sie sogar dem gefürchteten Belisar die Krone an, um ihn zum Abfall von seinem Kaiser zu verlocken. Belisar stellte sich, als ob er das Anerbieten annähme, und die getäuschten Gothen ließen ihn ungehindert in das feste Ravenna einziehen. Da warf er plötzlich die Maske ab, nahm den Vitiges in seinem eigenen Schloß gefangen und schickte ihn sammt den erbeuteten Kostbarkeiten nach Konstantinopel. Der Kaiser Justinian lohnte aber die Dienste des treuen Feldherrn schlecht, denn er lieh den Feinden des Belisar sein Ohr und rief ihn mitten aus seiner Siegesbahn nach Konstantinopel zurück. Belisar gehorchte ohne Murren.

3. Totilas und Narses.

Aber das tapfere Volk verzagte noch nicht; es wählte sich den Totilas zum König, welcher noch jung, aber eben so weise als edel und tapfer war. Jetzt schien das Glück den Gothen noch einmal zu lächeln. Totilas eroberte das offene Land und die meisten Städte wieder, zog siegreich in Rom und Neapel ein, und gewann durch seine Milde und Freundlichkeit die Herzen der Ueberwundenen. Schon hatte der wackere Gothenkönig ganz Unteritalien wieder gewonnen, da ward es dem Justinian doch ängstlich, und er schickte abermals den Belisar mit Heeresmacht nach Italien. Dieser

gewann Rom auf's Neue, und vertheidigte die Hauptstadt gegen Totilas mit solcher Beharrlichkeit, daß er, als es an Wurfgeschoß mangelte, sogar die schönsten Bildsäulen auf die Belagerer herabschleudern ließ.

Nun aber bestürmten die Feinde Belisar's abermals den Kaiser und suchten ihm den Argwohn beizubringen, der Feldherr wolle sich zum Alleinherrscher von Italien machen. Justinian rief wiederum den Belisar zurück, und abermals gewann Totilas Rom, ja noch ganz Sicilien dazu. Doch die Flotte der Gothen ward geschlagen, und zu Land kam der neue Feldherr Narses, ein Kämmerling des Kaisers, klein und schwächlich, aber großen Geistes und tapferen Muthes. Der brachte ein wohlgerüstetes Heer mit, und am Fuße der Apenninen, in jener Gegend, wo einst Kamillus die Gallier geschlagen hatte, trafen beide Feinde aufeinander.

Totilas hatte den Gothen verboten, sich der Pfeile oder irgend eines andern Geschosses zu bedienen, nur die Speere sollten sie brauchen, nur im Handgemenge kämpfen, damit die Kraft und der Muth des einzelnen Mannes entscheide. Dieses Verbot war edel, aber nicht klug, weil dadurch die Seinigen den Kaiserlichen nachstehen mußten; denn diese bedienten sich der verschiedenen Waffen, wie es die Umstände erheischten. Die gothische Reiterei stürmte ungestüm vorwärts, ohne daß die Fußgänger ihr folgen konnten, und vertrauete ihren Speeren; aber ihre Kühnheit war blind und bald mußte sie die Folgen derselben empfinden. Sie bemerkten nicht, daß die Enden des Halbmondes, in welchem die Bogenschützen aufgestellt waren, sich einander näherten und sie einschlossen. Als aber die Pfeile von beiden Seiten in ihre Reihen flogen, merkten sie bald ihre Thorheit. Sie hatten schon viele Menschen und Pferde verloren, bevor sie nur mit dem Feinde recht zusammen gekommen waren, und mit Mühe zogen sie sich auf ihre Schlachtreihe zurück.

Nun aber begann der gewaltige Andrang der Kaiserlichen gegen die Reihe der Gothen, und die Römer wetteiferten mit ihren Bundesgenossen an Tapferkeit. Der Tag neigte sich, da wurden die Gothen verzagt, denn sie waren zurückgedrängt von der Uebermacht der Feinde. Es wurde immer dunkler, aber die Römer metzelten ohne Erbarmen Alles nieder. Sechstausend Gothen blieben in diesem Treffen, und die, welche sich den Kaiserlichen ergaben, wurden alle getödtet. Totilas floh in der Nacht mit fünf seiner Getreuen; die Feinde setzten ihm nach, ohne zu wissen, wer die Flüchtigen wären. Unter den Kaiserlichen war auch ein Gepide, Namens Asbad. Dieser war dem Gothenkönige zunächst und zielte mit dem Speer auf den Rücken des Helden. Ein gothischer Jüngling sah die Gefahr und hieb nach dem Feinde, doch es war zu spät; Totilas war tödtlich getroffen. Aber er ritt noch eine lange Strecke, bis ihn seine Freunde vom Pferde hoben; sie wollten seine Wunde verbinden, aber er starb unter ihren Händen. Da machten die Gothen ein Grab und legten ihren unglücklichen König hinein.

Die Kaiserlichen wußten noch nicht, daß Totilas gefallen sei, bis es ihnen eine gothische Frau, die in der Nähe gewesen war, erzählte. Die Römer nannten das eine Lüge, bis sie den frischen Grabhügel erblickten,

den die Gothen ihrem Könige als das letzte Zeichen ihrer Treue errichtet hatten. Sie gruben das Grab wieder auf, um nachzusehen. Da erkannten sie die Leiche des Gothenkönigs und als sie sich satt daran gesehen, legten sie ihn wieder in sein Grab zur Ruhe und verkündeten die Sache ihrem Feldherrn Narses. Dieser schickte den Hut und das blutgetränkte Gewand des Helden nach Konstantinopel und dort wurden diese Ueberbleibsel dem Kaiser zu Füßen gelegt. Mit stolzer Freude betrachtete sie der Mann, der nie ein Schwert gezogen und doch so vielen Jammer über die deutschen Völker gehäuft hatte.

4. Tejas, der letzte König der Ostgothen (553 n. Chr.).

Die Gothen, welche aus dem Treffen entkommen waren, setzten über den Po und eilten nach Ticinum (Pavia). Dort wählten sie Tejas zu ihrem Könige. Dieser bemächtigte sich des gothischen Schatzes, den Ticinum aufgehäuft hatte, und suchte dafür wieder Mannschaften an sich zu ziehen. Narses aber eilte zuerst nach Rom, welches die Gothen, die dort lagen, muthig vertheidigen wollten. Totilas hatte einen großen Theil der Stadt niedergebrannt; aber das Grabmal Hadrian's (auf dem rechten Tiberufer) hatte er noch mehr befestigt, und dahin brachten nun die Gothen alle ihre Kostbarkeiten, und wollten diese Veste mit aller ihrer Macht schützen; die andern Mauern vernachlässigten sie. Die Kaiserlichen konnten auch nicht alle Mauern zugleich angreifen, sondern nur hier und da, und auf diesen bedrohten Punkten sammelten sich dann auch die Gothen, und ließen die dazwischen liegenden Räume frei. An einer solchen unbewachten Stelle erstiegen einige Kaiserliche die Mauer, und so ward Rom zum fünften Mal erobert — dreimal von den Kaiserlichen und zweimal von den Gothen.

Tejas sah wohl ein, daß die Gothen für sich allein dem Kriege nicht mehr gewachsen wären, und bat darum den Frankenkönig Theodebald um Hülfe. Allein die Franken wollten weder dem Kaiser noch den Gothen zu Lieb ihr Leben einsetzen, sondern für sich selber Italien haben. Da mußte Tejas die Hoffnung aufgeben; er zog südwärts an der Meeresküste hin. So kam er nach Kampanien, ohne daß ihn der Feind bemerkte. In Kampanien liegt der feuerspeiende Berg Vesuv, an dessen Fuße ein kleiner Fluß Draco entspringt, der bei der Stadt Nocera vorbeifließt. Das Bett des Flusses ist eng und tief, darum der Uebergang sehr schwer. Die Gothen hatten die einzige Brücke besetzt, durch hölzerne Thürme und Ballisten (Wurfmaschinen) befestigt, um auf die andringenden Feinde niederzuschießen. So war kein Handgemenge möglich, weil der Bach immer zwischen den Kämpfern war; aber sehr oft standen die Feinde auf beiden Ufern und suchten sich mit Pfeilen zu erlegen.

Wohl zwei Monate vergingen, und kampfgerüstet standen sich die Heere gegenüber. Noch hatten die Gothen die Herrschaft über das Meer und ihre Schiffe führten ihnen reichlich Lebensmittel zu. Aber der Anführer der gothischen Flotte übergab sie den Kaiserlichen, und zugleich

segelten von Sicilien her mehrere kaiserliche Schiffe heran. Da stellte auch Narses an seiner Seite des Flusses hohe Thürme auf und erschreckte die Gothen, daß sie meinten, sich nicht länger da halten zu können, sondern sich auf den benachbarten Berg zurückzogen. Dahin konnte ihnen das kaiserliche Heer nicht folgen, wegen der Unebenheit des Bodens. Aber bald reuete es die Gothen, so hoch hinaufgestiegen zu sein, denn sie hatten dort keine Lebensmittel mehr, weder für sich noch für ihre Pferde. Darum entschlossen sie sich, lieber im ehrlichen Kampfe zu sterben, als langsam zu verhungern, und warfen sich mit Ungestüm auf die Kaiserlichen, die so Etwas am wenigsten erwarteten. Diese wehrten sich nicht auf ein Zeichen der Hörner, auch nicht nach Abtheilungen und regelmäßiger Anordnung, sondern wie sie gerade standen; denn der Angriff war ihnen zu unvermuthet gekommen. Aber dennoch vertheidigten sie sich mit aller Anstrengung, bis sich allmälig ihre Macht gesammelt hatte.

Die Gothen stiegen nun ab von ihren Rossen und ließen sie ungehindert laufen. Dann stellten sie sich alle in eine tiefe Schlachtreihe, die Stirn dem Feinde zugewendet. Als die Römer das erblickten, verließen auch sie alle Pferde und stellten sich so wie die Gothen. Dann aber begann der Kampf, in welchem Tejas an Heldenkraft und Muth keinem aller Namen weicht, welche die Geschichte kennt. Den Gothen gab die Verzweiflung Muth, obgleich ihnen der Feind an Macht weit überlegen war; die Römer kämpften für ihre Ehre; denn sie wollten sich nicht von der kleinen Schaar besiegen lassen.

Am Morgen begann der Kampf und Tejas stand durch seinen Schild gedeckt Allen erkennbar an der Spitze seines Haufens. Sobald die Römer ihn erblickten, meinten sie, daß sein Tod dem Treffen ein Ende machen würde, und darum drängten sich alle Kampflustigen gegen ihn heran. Ihrer waren eine große Zahl und alle richteten auf ihn die Speere oder suchten ihn auch mit Wurfspießen zu verwunden, die sie auf ihn schleuderten. Aber Tejas stand und fing die Spieße mit seinem Schilde auf; zuweilen sprang er vor und tödtete seinen Gegner. Wenn er aber bemerkte, daß sein Schild voll war von Wurfspießen, die mit der Spitze darin steckten und daran niederhingen, da rief er seinen Waffenträger und dieser reichte ihm einen andern dar. Als er so kämpfend den dritten Theil des Tages dagestanden hatte, geschah es, daß wiederum zwölf Wurfspieße an seinem Schilde niederhingen, und er ihn nur schwer bewegen und nicht ferner die Feinde damit abwehren konnte. Da rief er wiederum mit lauter Stimme seinen Waffenträger; er selbst bewegte sich aber nicht einen Finger breit von seiner Stelle, zog nicht seinen Fuß zurück und gestattete auch keinem Feinde, den seinigen vorzusetzen. Auch wandte er sich nicht und bog sich nicht zur Seite; sondern gleich als wäre er an den Boden geheftet, so stand er mit seinem Schilde an derselben Stelle, während seine Rechte unter die Feinde schlug und die Linke den Andrang abhielt. So stehend rief er seinen Waffenträger mit Namen. Der brachte ihm einen neuen Schild und nahm den schweren, an welchem die Wurfspieße niederhingen. Da aber ward seine Brust einen

Augenblick frei, und diesen Augenblick benutzte der Feind; ein Wurfspieß sauste herüber und durchbohrte die Brust des Königs. Da hauchte der Held seine Seele aus.

Einige der Kaiserlichen aber zerrten die Leiche hervor und hieben ihr den Kopf ab und steckten denselben auf einen Speer, damit dieser Anblick den Römern Muth einflöße und die Gothen verzagt mache. Aber die Gothen kämpften wacker fort bis zum Abend. Die Nacht schied das Treffen und von beiden Seiten blieben die Kämpfer in den Waffen. Am folgenden Morgen stellten sie mit dem ersten Strahl der Sonne ihre Reihen und wiederum kämpften sie bis in die Nacht, und keiner wandte den Rücken und keiner wich, so viel auch ihrer fielen, und Jeder fiel an dem Orte, wo er getroffen war. Die Gothen wußten wohl, daß sie zum letzten Male kämpften; die Römer aber wollten ihnen nicht nachstehen an Muth.

Am Abend aber des zweiten Tages sandten die Gothen einige der angesehensten ihres Volkes zu Narses und ließen ihm sagen, sie sähen nun wohl ein, daß Gott ihnen das Land Italien nicht zum Eigenthum bescheert habe. Darum wollten sie abstehen vom Kampfe, doch nicht um sich dem Kaiser zu unterwerfen, sondern um mit ihren Genossen nach ihren Gesetzen zu leben. Darum bäten sie um freien Abzug, und daß sie auch das Reisegeld mitnehmen dürften, das früher ein Jeder zurückgelegt hätte.

Narses erwog diesen Vorschlag im Kriegsrathe mit seinen Anführern, und diese riethen ihm, die Bitte zu gewähren, weil ja doch die Gothen zum Todeskampfe entschlossen wären, der auch den Kaiserlichen noch manchen tapfern Mann hinwegnehmen würde. Diese Meinung billigte auch Narses, und er kam mit den Gothen überein, daß diese ungehindert abziehen und niemals wieder mit dem Kaiser Krieg führen sollten. Da gingen noch 1000 Gothen aus ihrem Lager hervor und begaben sich nach Ticinum (Pavia) und dem nördlich vom Po gelegenen Lande. So endete der Krieg, der achtzehn Jahre gedauert und an 15 Millionen Menschen verschlungen hatte, und so war das Ende des Stammes der Ostgothen. Narses aber wurde zum Statthalter Italiens bestellt.

2. Roderich und Tarek (711 n. Chr.).

In dem schönen Spanien wurden die Gothen während des sechsten und siebenten Jahrhunderts selten angegriffen, und darum wurde das Volk im Ganzen der Waffen entwöhnt. Zugleich war das Land immer von Partheiungen zerrissen; denn es war ein Wahlreich, und nur der war rechtmäßiger König, welcher feierlich dazu gewählt auf dem Schilde emporgehoben wurde. Dadurch stieg die Macht der Großen des Reichs, sowohl der weltlichen als der geistlichen; denn nur die Großen hatten das Recht der Wahl, und dadurch entstanden unendliche Streitigkeiten, welche sowohl die königliche Macht, als auch die Ruhe und Sicherheit des Volkes zerrütteten.

Um den Anfang des achten Jahrhunderts drang ein neuer welterobernder Stamm nach Westen, die Nordküste Afrika's entlang. Die stürmende Tapferkeit der Araber überwältigte allen Widerstand; denn der Araber war nach der Lehre Muhamed's überzeugt, daß der einmal dem Tode Geweihte seinem Schicksal nicht entrinnen könne. Ein ähnlicher Glaube hatte auch einst Attila und die Hunnen zu ihren länderverwüstenden Eroberungen geführt. Als nun die Araber an der Nordküste Afrika's immer weiter nach Westen drangen, bis wo die Fluthen des Meeres ihnen eine Grenze setzten, vernahmen sie allerlei Gerüchte von dem schönen Lande Spanien. Es ward dem arabischen Feldherrn Musa erzählt: Spanien hat einen immer heitern Himmel, große Reichthümer und einen Ueberfluß an heilsamen Kräutern und Früchten. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch das rechtzeitige Eintreffen des Regens und die vielen Flüsse und wasserreichen Quellen befördert. Große und prachtvolle Städte bezeugten den Reichthum der Bewohner. Man verglich Spanien mit Syrien in Rücksicht auf den heitern Himmel und die Fruchtbarkeit, mit dem glücklichen Arabien in Rücksicht des Klima's, mit Indien in Hinsicht seiner Blüthen und Wohlgerüche, mit China in Betreff seiner kostbaren und reichhaltigen Minen, mit Griechenland wegen seiner günstigen Lage und seiner zahlreichen Küstenländer. Zugleich erfuhr Musa die Feindseligkeiten der Bewohner Spaniens unter einander und es wurde ihm gesagt, daß die Juden, die seit Hadrian's Zeit in großer Anzahl in Spanien weilten, nur auf den günstigen Augenblick warteten, um sich dem Drucke der verhaßten Gothen zu entziehen. Aber nicht die Juden nützten den Arabern so viel, als der Verrath der ersten Würdenträger des Reichs.

Die Araber griffen zuerst Ceuta in Afrika an, das der gothische Graf Julian wacker gegen sie vertheidigte. Aber dieser Mann, der die festeste Stütze des gothischen Reichs hätte sein können, wurde das Verderben desselben. So lange der Gothenkönig Vitiza regierte, war Julian diesem und dem Reiche treu; aber dann stieß Roderich den Vitiza vom Thron, und diesen fürchtete Julian, weil er ihn haßte. Die Sage erzählt noch dazu, daß der Gothenkönig Roderich dem Grafen Julian einen frevelhaften Schimpf angethan hatte durch die Mißhandlung der Cava, der Tochter Julians. Darum berieth sich Julian mit Oppas, dem ersten Bischofe des gothischen Reichs und nach dem Könige auch dem Ersten an Ansehn im gothischen Staate, und Beide kamen überein, den arabischen Feldherrn Musa aus Afrika nach Spanien herüberzurufen. Musa versprach ihnen, daß er sich mit der Ehre und Beute begnügen wolle, und darauf hin verriethen die beiden rachsüchtigen Männer ihr Vaterland.

Allein Musa trauete ihnen nicht recht und ließ deshalb zuerst Tarek mit einer kleinen Schaar über die schmale Meerenge setzen, damit dieser das Land und die Gesinnung der Bewohner erforschte. Tarek landete an der Südspitze Spaniens, und nannte den Felsen, an welchem er aus seinem Schiffe stieg, Gebel al Tarek, d. i. der Berg des Tarek, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Sogleich fielen einige gothische Edle

ab und gingen zu Tarek über, der seine Schaaren durch neue Zuzüge von Afrika her verstärkte. Roderich erschrak über die Gefahr und entbot das ganze gothische Heer. An 90,000 Mann sammelten sich unter seinen Fahnen; aber die alte Kraft war nicht mehr in ihnen, und viele haßten den Roderich. Er zog nach Süden in die Nähe der kleinen Stadt Xeres, wo auch Tarek gelagert war, und nur der Guadaletestrom trennte die beiden Heere. Die Araber waren viel schwächer an Zahl, aber ihr Kriegsmuth war stürmender und gewaltiger; denn Muhamed hatte gelehrt, daß derjenige die größte Seligkeit im Himmel empfangen würde, welcher die Lehre des Propheten mit gewaffneter Hand ausbreitete und in der Schlacht den Tod fände. Roderich, als er zum Treffen ging, trug auf seinem Haupte ein Perlendiadem, er war bekleidet mit einem weiten Gewande, das mit goldener und silberner Stickerei bedeckt war, er fuhr in einem Wagen von Elfenbein, den zwei weiße Maulthiere zogen, und in demselben lehnte er nachlässig, um der Schlacht zuzuschauen.

Drei Tage lang ward schon gekämpft, ohne daß sich der Sieg entschied; denn gegen den höheren Muth der Araber stand die größere Zahl der Gothen. Am dritten Tage erlahmte fast die Kraft der Mauren vor der Uebermacht; denn Tausende von ihnen lagen schon auf dem Schlachtfelde. Da rief Tarek aus: „Meine Brüder, vor euch ist der Feind, hinter euch das Meer; wohin wollt ihr? Folget eurem Führer; ich lasse mein Leben, oder setze meinen Fuß auf den Nacken des entthronten Königs.“ Außer dieser Anrede und der Wuth der Verzweiflung vertrauete Tarek aber besonders auf sein geheimes Einverständniß mit dem Grafen Julian und den Söhnen des früheren Königs Vitiza, mit denen er die Nacht vorher eine Zusammenkunft gehabt und das Bündniß erneuert hatte. Die beiden Söhne des Vitiza und Oppas hatten die wichtigsten Posten inne; im entscheidenden Augenblick des vierten Tages verließen sie dieselben, und Entsetzen und Verdacht herrschte nun durch das gothische Heer. Ein Krieger trauete dem andern nicht mehr und jeder suchte nur sein Leben zu retten. Da drängten die Araber immer stärker heran, und das ganze gothische Heer löste sich auf in wilder Flucht.

Unter der allgemeinen Verwirrung sprang Roderich von seinem Wagen und bestieg Orelia, das schnellste seiner Rosse; aber wenn er auch dem Tode in der Schlacht enteilte, so entkam er doch nicht seinem Schicksal, denn er gerieth in den Guadalquivir und ertrank in den Gewässern dieses Flusses. Sein Diadem und seine Gewänder wurden am Ufer gefunden; aber seine Leiche war von den Wellen in's Meer hinabgespült, und deshalb begnügte sich Tarek mit dem Haupte eines andern Gothen, und ließ es als Zeichen seines Triumphes nach Damaskus bringen „Und so,“ erzählt uns der arabische Geschichtsschreiber, „ist das Schicksal der Könige, die vom Schlachtfelde zu entfliehen suchen.“

Oppas aber und Julian sahen, daß sie sich so tief in Schuld und Verbrechen gestürzt hatten, daß nur der völlige Untergang des gothischen Reichs sie vor Bestrafung schützen konnte. Darum riethen sie dem Tarek, seinen

Sieg auf das Kräftigste zu verfolgen und den Gothen keine Ruhe zu verstatten. Tarek folgte dem Rathe, aber er war doch mild und ließ die Gothen nach ihren eigenen Gesetzen leben, nur verlangte er Tribut von ihnen. Die Juden aber belohnte er, denn sie hatten seine Unternehmungen befördert, weil sie von den Gothen hart bedrückt wurden.

Unter den Kostbarkeiten, welche die Araber in dem eroberten Lande plünderten, befand sich auch ein massiv goldener Tisch, Missorium genannt, welcher 500 Pfund wog und mit den schönsten Edelsteinen besetzt war. Das war der werthvollste Schatz der gothischen Könige gewesen. Ein anderer Tisch war aus einem einzigen Smaragd geschnitten, mit drei Reihen schöner Perlen eingefaßt und wurde von 365 goldenen Füßen, an denen Edelsteine blitzten, getragen.

Bald war ganz Spanien den Arabern unterworfen und nur in Asturien, im Norden und Nordwesten des Landes, erhielten sich einige Ueberbleibsel der gothischen Macht unbesiegt. Diese drangen nach vielen Jahren aus ihren Gebirgen wieder hinab in das Land, und der christliche Glaube, der sie beseelte, gab ihnen Heldenkraft, wie vormals den Arabern die Lehre Muhamed's.

3. Alboin und Authari.

1. Alboin wird seinem Vater tischfähig.

Als die Longobarden von ihrem Könige Audoin nach Pannonien (Ungarn) geführt waren, lebten sie in beständiger Feindschaft mit den Gepiden, welche am linken Donauufer wohnten, so daß nur der Fluß sie schied. Als sie nun einmal ein Treffen lieferten, standen beide Heere lange einander gegenüber im Kampfe, ohne daß das eine dem andern auch nur einen Fuß breit weichen wollte. Da geschah es, daß Alboin, der Sohn des Audoin, und Thorismund, der Sohn des Gepidenkönigs Thorisind, aufeinander trafen, und daß nach kurzem Kampfe Alboin seinen Gegner mit dem Schwerte vom Pferde schlug. Als die Gepiden den Fall ihres Königssohnes sahen, wandten sie sich zur Flucht. Diese war so eilig und verworren, daß die Longobarden eine große Menge erschlugen.

Als sie dann nach dem erfochtenen Siege mit der Beute in's Lager heimkehrten, baten sie den König Audoin, daß Alboin um seiner bewiesenen Tapferkeit willen mit ihm an einem Tische speisen sollte, denn er habe es nun verdient, wie in der Gefahr, so auch in dem Genusse der Gefährte des Vaters zu sein. Aber Audoin entgegnete, das könne er nicht zugeben, weil es gegen die Sitten des Volkes wäre. „Denn ihr wißt ja Alle," — so sprach er, — „daß es dem Sohne nicht vergönnt ist, mit dem Vater zu speisen, bis er von einem andern Könige die Waffenweihe empfangen hat."

Sobald Alboin diese Worte seines Vaters vernommen hatte, nahm er nur vierzig Jünglinge mit sich und ging zu Thorisind, dem Könige der Gepiden, mit welchem er kurz zuvor noch Krieg geführt hatte. Er sagte dem Könige, weshalb er gekommen wäre. Thorisind nahm ihn gütig und freundlich auf, lud ihn zu seinem Gastmahle ein und setzte ihn an seine Seite rechter Hand, wo früher sein Sohn Thorismund gesessen hatte. Während der Vorbereitungen zum Mahle dachte Thorisind an den Tod seines Sohnes, an dessen Stelle nun der Mörder desselben saß. Er seufzte tief auf, und der Schmerz entriß ihm diese Worte: „Das ist mir ein lieber Platz; aber der Mann, der jetzt auf ihm sitzt, hat mir viel Leid gethan!“

Durch diese Worte des Königs ward ein anderer seiner Söhne erregt und fing an, die Longobarden zu reizen, indem er behauptete, daß die Longobarden Stuten glichen, deren Füße bis an die Schienbeine weiß seien; die Longobarden pflegten nämlich das untere Bein mit weißen Binden zu umhüllen. Dann sagte er: „Die Stuten, denen ihr gleicht, haben einen üblen Geruch.“ Da sprach einer der Longobarden zu ihm: „Geh' doch auf das Aasfeld, und dort wirst du ohne Zweifel erfahren können, wie kräftig diejenigen, welche du Stuten nennst, hinten ausschlagen. Dort wirst du die Gebeine deines Bruders zerstreut finden, wie die Gebeine eines schlechten Gespannes mitten auf der Wüste.“ Als das die Gepiden hörten, konnten sie ihren Zorn nicht mehr verhehlen, sondern wollten sofort Rache nehmen an ihrem Beleidiger. Auch die Longobarden hatten schon ihre Hand an den Schwertern.

Da erhob sich der König vom Tische, trat mitten dazwischen und gebot den Seinen Stille, indem er drohte, daß derjenige den Tod erleiden sollte, der zuerst den Kampf beginnen würde; „denn,“ — so sprach er — „ein solcher Sieg kann Gott nicht wohlgefällig sein, wenn man den Feind tödtet im eigenen Hause.“ Als so der Streit beigelegt war, setzten sie das Gastmahl fort mit fröhlichem Sinn. Thorisind aber nahm die Waffen seines Sohnes Thorismund, und übergab sie dem Alboin und entließ ihn dann in Frieden zu seinem Vater. Sobald Alboin zu seinem Vater zurückgekehrt war, ward er dessen Tischgenoß und erzählte ihm Alles, was bei dem Könige der Gepiden sich zugetragen hatte. Da verwunderten sich Alle, welche dabei waren und lobten die Kühnheit des Alboin, aber nicht weniger rühmten sie die Redlichkeit und Treue des Königs der Gepiden.

2. Alboin zieht nach Italien.

Nachdem Alboin König geworden war, überwand er das Volk der Heruler und auch das der Gepiden; Kunimund, den Gepidenkönig, erschlug er in einer Schlacht; aus seinem Schädel ließ er sich nach alter Sitte einen Trinkbecher machen, aber die Tochter des Königs, die schöne Rosamunde, nahm er zum Weibe. Bald führte ihn das Schicksal noch auf ein weit größeres Feld für kühne Thaten. Der tapfere Narses war nämlich, zum Lohn für seine treuen Dienste, vom Hofe zu Konstantinopel abgesetzt worden, und die Kaiserin spottete seiner noch gar: „Bist doch

nur ein halber Mann, Narses; drum nimm die Spindel und ich will dich zum Aufseher der Mädchen machen, wenn sie am Rocken sitzen!" — „Und ich will dir ein Gespinnst über's Haupt werfen, o Kaiserin, dessen du nicht mehr ledig werden sollst," rief Narses im Grimm, und schickte stracks zu den Longobarden, sie möchten herbeikommen und Italien, in welchem sie bereits gegen die Gothen so wacker gefochten, für sich selbst erobern. Des Narses Botschafter brachte ihnen köstliche Früchte als Wahrzeichen, und jene aus dem Volke, welche mit Ruhm und Beute aus dem Feldzuge wieder gekommen waren, priesen nun ihren Brüdern daheim die Schönheit des Landes und die Milde des Himmels. Da schwoll dem Könige Alboin das Herz vor Lust; er vertrug sich mit seinen Nachbarn, den Avaren, und überließ ihnen das Land, in welchem die Longobarden 42 Jahre lang gewohnt hatten. Dann lud er die Sachsen, alte Freunde seines Volks, zur Heerfahrt ein; es kamen ihrer 20,000 mit Weib und Kind. Mit diesen vereinigt zogen nun die Longobarden, von Alboin angeführt, im Jahre 568, gen Italien aus, und gewannen zuerst das Land, welches von den Flüssen Isonzo, Tagliamento, Piave, Brenta und Etsch durchschnitten wird; darüber setzte Alboin einen Herzog. Dann eroberte er das Land von der Etsch bis zu den hohen Alpen Savoyens. Ueberall flohen die Römer in die festen Städte, nach Ravenna, wo der Statthalter des griechischen Kaisers Hof hielt, nach Rom und Genua. Pavia aber widerstand dem Alboin drei Jahre lang; da schwur der Held einen grimmigen Eid: „Wenn ich die Stadt einnehme, soll keine Menschenseele darin dem Schwerte der Longobarden entrinnen." Im vierten Jahre endlich erstürmte das tapfere Volk die Stadt. Alboin selbst ritt auf einem weißen Rosse den Seinigen voran; doch als er nun in's Thor kam und den Befehl zum Morden geben wollte, stürzte sein Roß im Thore nieder. Es half kein Zuruf und kein Sporn, das Pferd blieb liegen und wollte nicht weiter. Da trat ein weiser Mann zum Könige und sprach: „Herr! Du hast ein zorniges Wort gesprochen, darum hemmt der Himmel selbst hier dein Roß, daß es nicht vorwärts gehen kann. Nimm dein im Grimm gesprochenes Wort zurück und verzeihe der Stadt, die sich so wacker vertheidigt hat; dann wird auch dein Roß weiter gehen können." Dann besann sich Alboin eine Weile und blickte gen Himmel; dann sprach er: „Ich will zurücknehmen, was ich im Zorn gesprochen habe, und der Stadt ihren kühnen Muth verzeihen." Nun erhob sich sogleich das Pferd und der König zog in die Stadt, und die Bürger nahmen ihn freudig auf. Pavia ward die Hauptstadt des neuen Longobardenreichs, das bis an die Tiber sich erstreckte.

3. Der Tod Alboin's und Rosamundens.

Nachdem Alboin drei Jahre in Italien geherrscht hatte, ward er durch die Anschläge seiner Gemahlin Rosamunde getödtet. Als er nämlich eines Tages ein Fest gab und zu viel des süßen Weines trank, forderte er den Becher, welcher aus dem Schädel des Gepidenkönigs Kunimund bereitet war. In seinem Uebermuth ließ er diesen Becher bis oben mit Wein

füllen und zwang seine Gemahlin, mit ihm aus ihres Vaters Schädel zu trinken. Die Königin gehorchte, aber in ihrem Herzen schwur sie dem grausamen Manne bittere Rache. Sie überredete den Helmichis, welcher des Königs Milchbruder und Schildträger war, daß er ihn tödten sollte. Helmichis rieth ihr aber, zu dieser That lieber den Peredeo, einen sehr starken Mann, zu wählen. Peredeo weigerte sich auch, aber die Königin wußte ihn doch zu überreden. Während nun der König am Mittage schlief, hieß Rosamunde Alles still sein im Palaste, daß nicht das leiseste Geräusch den Schlummer Alboin's störte. Dann nahm sie ihrem Gemahl alle Waffen weg und sein Schwert, das er im Arme trug, band sie am Bette fest, daß er es nicht gebrauchen konnte. Als das geschehen war, führte sie den Peredeo in's Gemach. Aber Alboin erwachte darüber, und da er gleich seine Gefahr erkannte, streckte er seine Hand aus nach seinem Schwerte. Da er dieses nicht losmachen konnte, ergriff er einen Fußschemel und vertheidigte sich mit demselben eine Zeit lang. Aber lange konnte er sich nicht schützen, und er mußte den Streichen des Peredeo unterliegen. Die Longobarden beklagten ihren König bitterlich und begruben ihn unter der Treppe seines Palastes.

Doch auch Rosamunde nahm ein trauriges Ende. Sobald Alboin getödtet war, heirathete sie den Helmichis, der sich zum König der Longobarden aufwarf. Aber die Longobarden wollten ihn tödten. Da schickte Rosamunde einen Boten nach Ravenna, wo der Exarch, der Statthalter des Kaisers von Konstantinopel, wohnte, und ließ ihm sagen, er möchte ihr ein Schiff senden, daß sie entfliehen könnte. Dieß that Longinus — so hieß der Statthalter — und Helmichis und Rosamunde flüchteten mit dem Schatze der Longobarden nach Ravenna. Dort überredete Longinus die Rosamunde, sie sollte seine Frau werden und den Helmichis tödten. Als Helmichis im Bade saß, überreichte ihm Rosamunde einen Becher mit Gift und sagte ihm, das wäre ein sehr heilsamer Trank. Doch Helmichis merkte bald, daß er seinen Tod getrunken habe; da zog er sein Schwert und zwang die böse Frau, den Becher vollends auszutrinken. So starben sie miteinander.

4. Authari und Theudelinde.

Die Longobarden machten nun Kloph, einen tapfern Mann von edlem Stamm, zum König; der breitete ihre Herrschaft aus bis in's südliche Italien, nach Benevent hinab; dort setzte er einen Grenzherzog ein mit großer Macht. Aber schon nach 18 Monaten ward Kloph ermordet; da wollte das Volk keinen König mehr wählen, sondern vertheilte die oberste Macht nach alter Sitte an viele Herzöge, die in den großen Städten regierten.

Zehn Jahre lang hatte diese Vielherrschaft der Herzöge gedauert, da schauete das Volk mit Sorgen, daß nur Zwietracht und kein Segen dabei war, und daß es von der Macht des morgenländischen Kaisers, der noch die Gegenden an der Meeresküste und alles Land gegen Süden inne hatte, bald würde bedroht werden. Da kam es darauf zurück, daß ein einziger

König, der Aller Kräfte vereinigte, es vor jeder Gefahr besser schützen werde, und erwählte (595) Authari, den Sohn Kloph's, einen schönen, tapfern und klugen Mann. Der waltete mit Weisheit im Innern des Landes, sicherte die Grenzen und verband sich mit den Baiern gegen die Franken, welche stets in Unfrieden lebten mit den Longobarden. Der Volksstamm der Baiern hielt seit dem Fall der Ostgothen zum Reich der Franken, aber er war ihm nicht zinsbar, und wurde von eigenen Fürsten beherrscht. Damals war Garibald Herzog der Baiern, der hatte eine holdselige Tochter Theudelinde. Um diese warb nun König Authari durch Gesandte, und Garibald sagte sie ihm zu. Da kam Authari selber, den Baiern unbekannt, als sein eigener Botschafter verstellt, zu Garibald, und bat um die Gunst, die Braut zu erschauen, damit er ihre Gestalt und ihr Antlitz dem Könige daheim beschreiben könnte. Als er sie nun erblickte, überwältigte ihn ihre Schönheit, und er bat um einen Becher Weins aus ihrer schneeweißen Hand. Die Fürstentochter kredenzte ihm denselben, und als ihn der Unbekannte zurückgab, berührte er wie von ungefähr ihre Finger und Wangen. Darüber erschrak die Jungfrau, und voll Schaam erzählte sie es heimlich ihrer Amme. Die aber sagte: „Gewiß ist's dein Bräutigam selbst, denn kein Geringerer hätte solches gewagt, und fürwahr, der dich berührte, ist wohl werth, ein König und dein Gatte zu sein.“ Wie nun Authari mit den Seinigen wieder vom Hofe fortzog, gaben ihm die Baiern bis zur Grenze des Landes das Geleit; da erhob sich Authari auf seinem Roß, warf seine Streitaxt an den nächsten Baum, daß sie tief eindrang und rief: „Solche Würfe thut Authari.“ Daraus erkannten jetzt die Baiern, daß sie den König selber begleitet hatten.

Nicht lange darauf überzog der König der Franken den Garibald mit Krieg. Als die Baiern hart bedrängt wurden, entfloh Theudelinde mit ihrem Bruder Gundrald nach Italien, um Schutz zu suchen bei ihrem Verlobten, Authari. Dieser ritt ihr mit einem großen Gefolge entgegen, und als er ihr auf den Gefilden bei Verona begegnete, hielt er dort gleich die stattliche Hochzeit. Jubelnd begrüßten die Longobarden ihre junge Königin.

5. Theudelinde und Agilulf.

Nachdem Authari sechs Jahre König der Longobarden gewesen war, starb er bei Ticinum (601). Die Königin Theudelinde aber hatte sich die Zuneigung des ganzen Volkes erworben und darum gestatteten sie ihr, daß sie Königin bleiben sollte, und versprachen auch, Denjenigen als ihren Herrn anzuerkennen, welchen Theudelinde sich zum Gemahl ersehen würde. Da berief die Königin die weisesten Männer und beredete sich mit ihnen; diese riethen ihr, den Agilulf zu wählen, einen tapferen und thätigen Mann, auch an Körper und Geist zur Herrschaft wohl geschickt. Die Königin ließ ihn zu sich entbieten und ritt ihm selber entgegen. Als er zu ihr kam, unterredete sie sich eine Zeit lang mit ihm und ließ dann Wein herbeibringen. Zuerst trank sie, und reichte dann dem Agilulf den Becher.

Als dieser getrunken hatte und ihr die Hand küssen wollte, sprach sie lachend: „Nicht geziemt es dem, meine Hand zu küssen, der wohl meinen Mund küssen dürfte.“ Dann erzählte sie ihm, daß sie nach dem Rathe der Weisen ihn zu ihrem Gemahl und zum König der Longobarden erwählt hätte. Da ward die Hochzeit mit Jubel gefeiert, und Alle freueten sich über die Wahl der Königin. Aber das Volk mußte erst ihre Wahl bestätigen und das geschah in feierlicher Volksversammlung im Mai auf den Feldern von Mailand (602). Agilulf herrschte mit großem Ruhme bis zum Jahre 616, und das Andenken der Theudelinde blieb lange gesegnet im Volke der Longobarden.

---

4. Aistulf und Desiderius.

1. König Aistulf (747).

Unter dem Könige Aistulf nahm die Feindschaft zwischen dem Papste und den Longobarden immer mehr zu; denn der König wollte ganz Italien sich unterwerfen, und der Papst sah ihn als Hinderniß seiner Macht an. Der Haß zwischen den Römern und Longobarden wurde so bitter, daß einmal der Bischof Luitprand von Cremona zu dem Kaiser Nicephorus sagte: „Wenn wir einen Menschen mit einem schweren Schimpfworte nennen wollen, so heißen wir ihn einen Römer; denn unter diesem Namen verstehen wir Longobarden Alles, was niederträchtig, was furchtsam, geizig, unkeusch und verlogen ist, ja was sich nur Lasterhaftes denken läßt.“ In diesem Zwiste aber betrachtete der Papst den fränkischen König als die Stütze, an welche er sich zu halten habe. Darum kam es dem Papste so sehr gelegen, als Pipin, der bisherige Hausmeier (major domus, Minister des königlichen Hauses), ihn um Rath fragte, ob derjenige König zu sein verdiene, welcher die Macht, oder der, welcher bloß den Namen habe? Zacharias, der römische Papst, erwiederte, „wer die Macht in Händen habe, müsse auch den Namen des Königs haben.“ Da wurden dem letzten Merowinger, dem schwachen Childerich, die Locken abgeschnitten und Pipin bestieg den Thron der Franken. Durch diese That hatte sich der Papst den fränkischen König zur Dankbarkeit verpflichtet und diese Schuld der Dankbarkeit haben die fränkischen Könige reichlich abgetragen, so daß die Welt die Folgen davon spürt bis auf den heutigen Tag.

Als Aistulf nun nicht aufhörte, den Papst zu bedrängen, sah Stephan, der Nachfolger des Zacharias, wohl ein, daß er sich auf die Hülfe des Kaisers in Konstantinopel nicht mehr verlassen könnte; denn alle seine Klagen dahin waren fruchtlos geblieben. Darum rief er den kräftigen und tapfern Pipin zu Hülfe, und Pipin kam. Zuerst mahnte er den Longobardenkönig in Güte, der Kirche zu geben, was der Kirche sei; als aber derselbe nicht darauf achtete, drang Pipin, als Schirmvogt der Kirche, mit

seinen Franken durch die Pässe der Alpen in's Longobardenland und schloß den Aistulf in Pavia ein. Da redete der Papst nochmals zum Frieden; Aistulf nahm ihn an und beschwor mit allen Herzogen seines Volks, daß er die Oberherrschaft der Franken und den neuen römischen Staat anerkennen wolle, dessen unsichtbarer Regent der heilige Petrus, gleichwie der Papst der sichtbare sei. Dies geschah im Jahr 754, in welchem Bonifacius bei den heidnischen Friesen den Märtyrertod fand.

Kaum war jedoch Pipin aus Italien heimgekehrt, so brach Aistulf den Eid und zog im Grimm aus, um den neu erstandenen römischen Staat zu zertrümmern. Bald stand er vor Rom und belagerte den Papst in dieser seiner Hauptstadt. Da schickte Stephanus abermals zu Pipin und dieser kam wieder und bezwang die Longobarden. Aistulf mußte nun das Exarchat — d. i. alles Gebiet an den Küsten des adriatischen Meeres, welches einst der Statthalter (Exarch) des morgenländischen Kaisers besessen — mit gar vielen herrlichen Städten abtreten; dies übergab Pipin dem heiligen Petrus und seinem Stellvertreter, dem römischen Papste, als ewiges Eigenthum. Das war der Grund und Anfang des Kirchenstaats, und so wurde das geistliche Oberhaupt der Christenheit nun auch ein weltlicher Herr.

Bald darauf starb Aistulf; im nächsten Jahre wurde Desiderius König der Longobarden.

2. Sage von dem eisernen Karl.

Im Frankenreiche war Karl der Große zur Regierung gelangt; dieser hatte sich mit der Tochter des Desiderius vermählt, aber dieselbe auf dringende Mahnungen des Papstes wieder verstoßen. Da nun auch Karl die Länder seines Bruders Karlmann erworben hatte, dessen Wittwe und Söhne aber zu Desiderius geflohen waren, wollte der Longobardenkönig den Papst zwingen, daß er die Söhne Karlmann's zu Königen der Franken salben sollte. Da sandte der Papst Hadrian eiligst Boten an den König Karl, und dieser ließ nicht lange auf sich warten.

Als Karl mit seiner Heeresmacht gegen Pavia heranzog, wollte Desiderius seinen Gegner gern selbst sehen. Zu ihm war einer von den Dienstmannen Karl's geflohen, der hieß Autkar. Autkar hatte den fränkischen König erzürnt, und suchte nun Schutz bei Desiderius. Der König bestieg mit dem Flüchtling den höchsten Thurm, von dem man das Feld weithin überblicken konnte. Als sie nun zuerst das Heer der Krieger aus dem weiten fränkischen Reiche erblickten, sprach Desiderius zu Autkar: „Ist der König Karl unter dieser Schaar?" „Noch nicht," antwortete Autkar. Darauf nahete das Gepäck heran, welches gar kein Ende nehmen wollte, und Desiderius fragte wieder: „Ist Karl unter dieser Schaar?" „Noch nicht, noch nicht!" erwiederte Autkar. Da begann es dem Desiderius schwül zu Muthe zu werden und er sprach: „Was sollen wir denn thun, wenn ihrer noch mehr kommen?" Autkar sprach: „Du sollst ihn sehen, wenn er herannaht; aber was aus uns werden soll, weiß ich nicht!"

Wie sie noch so redeten, zeigte sich ihnen ein anderer Haufe Bewaffneter. Als Desiderius die erblickte, sprach er bestürzt: „Das ist sicherlich Karl!“ Aber Autkar entgegnete: „Auch das noch nicht, noch immer nicht!“ Darauf nahten die Bischöfe, die Aebte, die Priester. Als Desiderius diese sah und schon an sein nahes Ende dachte, sprach er: „Laßt uns hinuntersteigen und uns verbergen vor dem Anblick des furchtbaren Feindes!“ Autkar aber sagte: „Wenn du eine eiserne Saat auf dem Gefilde starren siehst, wenn es dir scheint, als wälzte der Po und der Tessin schwarzeiserne Wogen gegen die Mauern der Stadt heran, dann ist Karl uns nahe!“

Als sie noch so redeten, zeigte sich im fernen Westen ein schwarzes Gewimmel ähnlich einer dicken Wolke, welche ihre Schatten auf den sonnenhellen Tag wirft. Allmälig kam der Haufe heran und das Gefilde erglänzte weithin von den blanken Waffen. Da erschien Karl, bedeckt mit einem eisernen Helm, mit eisernen Armschienen, und die breite Brust und die Schultern mit einem eisernen Panzer umhüllt. In der linken Hand trug er einen langen eisenbeschlagenen Speer, dessen Spitze zum Himmel sah, die rechte aber ruhte immer am Schwertgriff; an den Hüften trug er eiserne Panzerbekleidung und eiserne Schienen bedeckten auch seine Beine. Am Schilde sah man nichts als Eisen und sein Roß zeigte mit der Farbe des Eisens auch eiserne Festigkeit. Alle umringten den König und ritten theils vor ihm, theils an seiner Seite, theils hinter ihm. Die Bürger, die von den Mauern aus zuschauten, riefen aus: „O des Eisens, mit welchem der König bewehrt ist!“ Als die Beiden vom Thurme herab das Alles erblickten, wandte sich Autkar zu Desiderius und sprach: „Siehe, da ist er, den du zu sehen begehrtest!“ Desiderius aber stürzte vor Schrecken nieder.

3. Sage von der Einnahme von Pavia.

Desiderius floh mit einem Sohne und einer Tochter nach Pavia und hielt sich für sicher in dieser festen Stadt. Die Tochter des Desiderius hatte aber viel von der Macht des Königs Karl vernommen und ließ ihm deshalb mit einem Wurfgeschosse über den Ticinus einen Brief in sein Lager werfen. In diesem Briefe stand, daß sie ihm die Stadt und alle Schätze ihres Vaters überliefern würde, wenn er sie zu seiner Frau und zur Königin des fränkischen Reiches machen wollte. Auf diesen Brief antwortete ihr Karl so, daß die Liebe der longobardischen Königstochter noch mehr angefacht wurde. Sie ließ dem König wiederum durch ein Wurfgeschoß die Nachricht sagen, daß er sich in derselben Nacht am Thore bereit halten sollte, welches sie auf das gegebene Zeichen öffnen würde. So geschah es. Sie nahm die Schlüssel und öffnete das Thor und alsbald stürzten die Franken in die Stadt. Die Tochter des Desiderius wollte Karl unter den Reitern aufsuchen, aber sie gerieth unter die Pferde und ward im Getümmel von den Hufen zertreten.

Von dem Lärm erwachte Algis, der Sohn des Desiderius, zog sein Schwert und wollte hinausstürzen, den Feinden entgegen. Aber der Vater untersagte es ihm, denn er meinte, es wäre Gottes Wille, daß sie untergingen. Desiderius war ein gutmüthiger Mann, aber ohne Muth und Geist. Darum sah Algis, daß aller Widerstand vergeblich sein würde, und floh eiligst aus der Stadt. Karl hatte sie unterdessen ganz eingenommen und ging dann in den Palast hinauf, wohin er die Longobarden berief, daß sie ihm huldigen sollten. Dem Könige Desiderius ließ er die Haare scheeren und steckte ihn dann in ein Kloster.

Vierter Abschnitt.

Völkerbewegende Religionen.

1. Muhamed und die Kalifen.

Muhamed*) (622 n. Chr.).

1.

Muhamed wurde um's Jahr 570 zu Mekka geboren. Seine Mutter, eine Jüdin, hieß Amöna, sein Vater, ein Araber aus dem edlen Stamme Koreisch, hieß Abdallah. Dieser starb früh und hinterließ nichts als fünf Kameele und einen äthiopischen Sklaven. In seinem sechsten Lebensjahre verlor Muhamed auch seine Mutter und nun nahm sich der Oheim Abu Taleb des verwaisten Knaben an.

Abu Taleb führte die Aufsicht über die Kaaba, das Nationalheiligthum der Araber. In diesem Tempel wurde der schwarze Stein aufbewahrt und verehrt, den Gott dem Abraham durch den Engel Gabriel zuschickte, als jener Tempel zu Mekka gebaut wurde. Wie die Christen nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem, so wallfahrteten die Araber zu diesem Heiligthume. Sieben Mal gingen die Pilger mit schnellen Schritten um die Kaaba, sieben Mal küßten sie den Stein, und sieben Mal warfen sie Steine in das Thal Mina. Diese Gebräuche haben sich bis jetzt erhalten.

Abu Taleb war ein sehr thätiger und unternehmender Kaufmann, der große Reisen machte und zuweilen auch den kleinen Muhamed mitnahm. In seinem Hause blühete der Knabe zu einem schönen Jüngling auf und man bewunderte dessen majestätische Gestalt, das durchdringende Auge, das anmuthige Lächeln, die Kraft und den Wohllaut der Stimme.

In seinem dreizehnten Jahre gelangte Muhamed mit seinem Oheim nach Syrien und dort lernte er einen christlichen Mönch, Namens Sergius kennen. In seinem vierzehnten Jahre begleitete er den Abu Taleb auf einem Feldzuge gegen einige feindliche Stämme und zeichnete sich hier durch

*) Nach Lossius und Schulze.

große Tapferkeit aus. Im fünfundzwanzigsten Jahre kam er in das Haus der reichen Wittwe Chadidscha, die ebenfalls aus dem Stamme Koreisch war. In ihrem Geschäfte machte er viele Handelsreisen und aus Dankbarkeit gab sie ihm ihre Hand, wodurch er ein reicher Kaufmann wurde.

2.

Seine Handelsreisen und der große Verkehr auf dem Markte und in der Kaaba zu Mekka hatten ihn mit Juden und Christen in Verkehr gebracht, seinen Blick geschärft, besonders ihn auch mit den Bedürfnissen seines Vaterlandes bekannt gemacht. Er hatte den Verfall der Religion bei den Juden gesehen, die Glaubensstreitigkeiten bei den Christen kennen gelernt, und konnte sich weder mit dem Judenthum, noch mit dem Christenthum befreunden. In seinem Lande herrschte aber viel Aberglauben, dazu war sein Volk in zahllose, feindlich sich bekämpfende Stämme zerspalten, die seine beste Kraft selber zerstörten. Arabien bedurfte auch eines Erretters und Erlösers, und wenn Muhamed in einsamen Stunden darüber nachdachte, so mochte ihm wohl eine innere Stimme sagen, daß er dazu berufen sei, die Araber mit neuer Kraft zu beseelen.

In seinem vierzigsten Jahre erschien ihm, wie erzählt wird, „die Nacht der Rathschlüsse Gottes,“ oder, wie er selbst im Koran sie nannte, „die gesegnete Nacht.“ Als er nämlich in der Höhle Harra ruhete, trat vor ihn ein Engel und sprach also: „Muhamed, du bist der Prophet Gottes und ich bin Gabriel!“ Er erzählte dieß seiner Frau; sie glaubte ihm und schwur bei demjenigen, der ihre Seele in den Händen habe, Muhamed sei ein Prophet. Hierauf glaubte ihr Vater, dann Ali, der neunjährige Sohn Abu Taleb's, dann der hochgeehrte Abu-Bekr, der getreue Zeuge und Nachfolger des Propheten, und sein Sklave Zeid, den er deshalb frei gab.

3.

Drei Jahre wirkte er in der Stille und gewann etwa vierzehn Personen. Im vierten Jahre aber beschloß er, öffentlich als Prophet aufzutreten. Eine neue Offenbarung erweckte ihn dazu. Er lud vierzig Personen aus seinem Stamme zu einem Gastmahle, und als sie Brod und Lammfleisch gegessen und Milch getrunken hatten, sprach er: „Niemand kann euch etwas Vortrefflicheres anbieten, als ich, denn ich bringe euch die Güter des jetzigen und des zukünftigen Lebens. Gott will, daß ich euch zu ihm rufe. Wer von euch will mein Vezier (Gehülfe) sein? Wer von euch will einen Theil der Bürde auf sich nehmen? Wer von euch will mein Bruder, mein Freund, mein Verweser sein? — Sie scheueten sich zu antworten. Nur der jüngste und unansehnlichste von ihnen, Ali, der Sohn Abu Taleb's, sprang auf und rief: „Ich, o Prophet, ich will dein Verweser sein!“ Muhamed umarmte den Ali und gebot den Uebrigen, ihm Gehorsam zu leisten. Allein sie lachten und sagten höhnisch zum Abu Taleb, er werde nun seinem eigenen Sohne gehorchen müssen.

Muhamed achtete ihres Hohnes nicht; rastlos verfolgte er seine Pläne. Er predigte unter seinen Stammgenossen uud unter den Pilgern zu Mekka und forderte sie auf, dem Götzendienste zu entsagen und an seine Sendung und Lehre zu glauben. Allein er fand wenig Gehör; die Zahl seiner Gegner mehrte sich, und selbst seine Freunde riethen ihm, von seinem Vorhaben abzustehen. Er aber erklärte mit unerschütterlicher Festigkeit: „Sollten sie auch die Sonne in meine Rechte und den Mond in meine Linke legen (d. i. sollten sie mir auch die allergrößten Vortheile versprechen), so lasse ich dennoch nicht ab."

Den lebhaftesten Widerstand fand er bei seinen Stammgenossen, den Koreischiten. Seine Lehre schien ihnen Beschimpfung der vaterländischen Religion, seine Sendung eitel Anmaßung zu sein. Sie nöthigten daher die meisten seiner Anhänger (83 Männer und 18 Frauen) in das benachbarte Aethiopien zu flüchten, schlossen ein Bündniß gegen ihn und hingen die Urkunde davon in der Kaaba auf. Dadurch sah sich Muhamed bewogen, Mekka zu verlassen. Aber sein Oheim Abu Taleb schützte ihn und Muhamed fand Mittel, das Bündniß der Koreischiten zu trennen. Er erklärte seinem Oheim, Gott habe einen Sturm geschickt, der jedes Wort jener Urkunde, den Namen „Gott" ausgenommen, durchlöchert habe. Wirklich wurde die Urkunde durchlöchert gefunden und die Koreischiten, heißt es, staunten dieses Ereigniß als ein Wunder an und hoben das Bündniß auf.

4.

Um dieselbe Zeit, im Jahre 619, starb sein Oheim Abu Taleb und seine Gattin Chadidscha; Beide hatten ihn geschützt. Jetzt nahm sich sein zweiter Oheim, Al-Abbas, der dem Abu-Taleb als Vorsteher der Kaaba folgte, seiner an; aber am meisten bauete Muhamed auf sich selbst. Da er sah, daß er unter seinen Stammgenossen wenig ausrichten würde, so wendete er sich vorzüglich an die vielen Fremden, die des Handels oder der Wallfahrten wegen häufig nach Mekka kamen. Durch neue Offenbarungen, die er empfangen zu haben vorgab, wußte er Glauben zu gewinnen. Besonders merkwürdig ist eine Erzählung, die mit den prächtigen Bildern einer entzückten Einbildungskraft, die den Arabern von je her gefielen, reichlich ausgestattet ist.

Als Muhamed einst — so heißt es in der Erzählung — unweit Mekka unter freiem Himmel schlief, trat der Engel Gabriel in einem von Perlen und Goldfäden durchflochtenen Kleide zu ihm und reinigte sein Herz. Er nahm es nämlich aus Muhamed's Leibe, drückte den schwarzen Tropfen oder den Samen der Erbsünde aus demselben heraus und erfüllte es mit Weisheit und Gnade. Als er es an den gehörigen Ort zurückgebracht hatte, führte er einen wundersamen Grauschimmel herzu, Namens Al Borak, der die Schnelligkeit des Blitzes und die Gabe der Rede hatte. Der Prophet wollte ihn besteigen, aber das Wunderthier bäumte sich und war nicht eher fügsam, als bis ihm Muhamed die Auf-

nahme in das Paradies versprochen hatte. Kaum war dieß geschehen, so trug es den Propheten unter Leitung des Engels in einem Nu zum Berge Sinai, von da nach Bethlehem, von Bethlehem nach Jerusalem. An allen diesen Orten verrichtete der Prophet sein Gebet; im Tempel zu Jerusalem gemeinschaftlich mit Abraham, Moses und Jesus. Von hier führte ihn der Engel (Al Borak blieb vor dem Tempel stehen) auf eine Leiter, deren Stufen von Gold, Silber, Perlen und anderen Kostbarkeiten waren, in alle sieben Himmel nach einander. Jeder dieser Himmel war von dem andern so weit entfernt, daß nach menschlicher Weise 500 Jahre nöthig gewesen wären, um von dem einen zu dem andern zu gelangen; Muhamed aber machte mit seinem Begleiter diese Reise in einem Augenblicke. Die Herrlichkeiten, die er hier erblickte, lassen sich nicht malen; der Sprache fehlt es dazu an Worten, der Phantasie an Bildern. Alles war voll Gold und Edelstein, voll von blendendem Licht, und in jedem Himmel begrüßten ihn Engel, Erzväter und Propheten der Vorzeit. Bis zum siebenten Himmel, wo schon die Stimme Gottes vernommen wurde, durfte Gabriel gehen, Muhamed aber gelangte über denselben hinaus bis in die Nähe des Thrones Gottes. Diesen Thron trug der Engel Asrafel, der so groß war als der ganze Raum vom Morgen bis zum Abend. Er hatte eine Million Häupter, jedes Haupt hatte eine Million Münder, jeder Mund eine Million Zungen, jede Zunge redete eine Million Sprachen, mit welchen er Tag und Nacht das Lob Gottes unaufhörlich pries. Der Thron Gottes wie jedes Thor der sieben Himmel hatte die Aufschrift: „Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet!"

Muhamed schwindelte, aber eine Stimme rief: „Tritt herzu und nähere dich dem herrlichen und allmächtigen Gott!" Er näherte sich und hielt eine lange Unterredung mit Gott. Unaussprechliche Süßigkeit und Wonne durchdrang sein Inneres; er empfing den vollkommensten Unterricht von dem Willen Gottes und die Verheißung, daß sein Name nie von dem Namen Gottes getrennt werden sollte. Die Anzahl der Gebete, welche jeder Araber täglich verrichten sollte, bestimmt Gott auf fünf. Als die Unterredung geendet war, kehrte Muhamed zurück. Gabriel führte ihn auf dem vorigen Wege und wieder nach Jerusalem zurück. Dort bestieg Muhamed abermals den Grauschimmel und langte noch in derselben Nacht in Mekka wieder an.

Diese kühne und ausschweifende Dichtung war wohl im Stande, auf die Sinnlichkeit eines phantasiereichen Volkes Eindruck zu machen; doch wurde sie anfangs verlacht und erst späterhin geglaubt. Abu-Bekr, der „getreue Zeuge," empfahl sie mit der Bemerkung, daß Alles wahr sein müsse, was der Gesandte Gottes berichte.

5.

Aber noch wichtiger war es, daß sich die Einwohner von Jathreb (Medina), die seit langer Zeit mit den Koreischiten in Feindschaft lebten, für Muhamed erklärten. Feierlich gelobten sie ihm durch ihre Abgesandten,

sie wollten ihn, wenn er verfolgt werden sollte, aufnehmen und auf's Aeußerste vertheidigen. Dagegen versprach er ihnen, sie niemals zu verlassen, und daß das Paradies ihr Lohn sein sollte, wenn sie in seinem Dienste umkommen würden. So gewann er treue und muthige Anhänger und eine Zufluchtsstätte, wenn seine Vaterstadt ihn ausstieß.

Wirklich traf das in Kurzem ein. Die Koreischiten, die sein wachsendes Ansehen bemerkten, verschworen sich auf's Neue gegen ihn; sein Tod ward beschlossen. Dies nöthigte ihn zur Flucht. In der Nacht des 16. Julius 622 machte sich der Prophet auf. Seine Anhänger hatte er vorausgeschickt; der einzige Abu-Bekr begleitete ihn. Mit Mühe entkam Muhamed den Nachstellungen seiner Verfolger, und sechszehn Tage nach dem Anfange seiner Flucht gelangte er nach „Jathreb", das von nun an „Medina al Nabi", Stadt des Propheten, genannt wurde. Hier hatten die Einwohner für sein Leben gezittert; doppelt groß war nun das Frohlocken über seinen Einzug. Neue Zusicherungen der Treue und Ehrfurcht begrüßten ihn und eben die Flucht, die ihn ganz zu vernichten schien, führte ihn zur glänzendsten Periode seines Lebens. Billig setzte daher sein zweiter Nachfolger, der Kalif Omar, fest, daß von dieser Flucht (Hedschra) die Muhamedaner ihre Zeitrechnung beginnen sollten.

6.

Von nun an gab Muhamed seiner Lehre mehr Umfang und Bestimmtheit Zu dem Hauptgrundsatz, den er gleich Anfangs aufgestellt hatte: „Es ist nur Ein Gott und Muhamed ist sein Prophet", kamen genauere Erörterungen über die Ergebung in den göttlichen Willen (Islam), über das Waschen, Beten, Almosengeben, über das unvermeidliche Schicksal, dem kein Mensch entrinnen kann, über Belohnungen und Strafen jenseits des Grabes. Ein systematisch geordnetes Lehrgebäude stellte Muhamed nicht auf. Bei Gelegenheiten, wenn er irgend ein Gesicht oder eine göttliche Offenbarung gehabt hatte, ließ er solches auf einzelne Blätter schreiben und unter dem Namen „Koran" (Schrift) bekannt machen. Nach seinem Tode sammelte sein Nachfolger, der Kalif Abu-Bekr, die einzelnen Blätter zu einem Ganzen, das in 114 Suren oder Abschnitte getheilt und gleichfalls „Koran" genannt wurde.

7.

Vor der Flucht hatte Muhamed nur durch Unterricht seine Lehre auszubreiten gesucht und den Verfolgungen seiner Feinde Geduld entgegengesetzt; jetzt aber fing er an, das Schwert für seine Sendung zu ziehen. Aus dem begeisterten Prediger ward ein gewaltiger Heerführer, und Bekämpfung der Ungläubigen ward Glaubenspflicht. „Einen Tropfen Bluts," rief er den Seinigen zu, „in Gottes Sache vergossen, eine Nacht in Waffen zugebracht, ist mehr werth als zwei Monate Fasten und Beten. Wer im Treffen fällt, dessen Sünden sind vergeben. Am Tage des Gerichts werden seine Wunden glänzen wie Leuchtkäfer und riechen wie Moschus.

Ihn empfangen die ewig schönen Gärten des Paradieses. Daselbst ruht er auf seidenen, mit Gold durchwirkten Kissen; Flüsse von Honig, Wein und Milch umgeben ihn; herrliche Speisen sind zu seinem Genusse bereitet. Zu ihm gesellen sich Jungfrauen (Houris) mit großen schwarzen Augen, schön wie Rubinen und Perlen, in blühender Jugend, von zarter Empfindsamkeit, die auch im Ehestand nicht aufhören, Jungfrauen zu sein. Nie vernimmt er schlechtes Geschwätz, nie einen Vorwurf wegen der Sünden, wohl aber süße Stimmen, welche ihm ewiges Heil zurufen." — „Schrecklich sind dagegen die Strafen der Hölle, die Denen bevorstehen, welche nicht für den Islam streiten oder ihn gottlos verlassen. In einem ewigen Feuer werden sie weder leben noch sterben können. Ist ihre Haut von dem höllischen Feuer durchbrannt, so wird sie eine neue Haut überziehen. Angeschlossen an eine 30 Ellen lange Kette werden sie stinkendes Aas essen und siedendes Wasser trinken müssen." Durch solche Lehren befeuerte Muhamed den Muth seiner Anhänger. Mit furchtlosem Vertrauen rückten sie in's Treffen und ein glücklicher Sieg ward errungen.

8.

Anfangs schickte Muhamed seine noch kleinen Haufen nur zu Streifzügen gegen die Karawanen der Koreischiten aus. Bei dem Dorfe Bedr — noch beten daselbst wallfahrende Gläubige — erhielt er den ersten Sieg gegen eine drei Mal stärkere Anzahl seiner Feinde. In dem zweiten Treffen gegen sie am Berge Ohod, nicht weit von Medina, wurde er verwundet und zurückgeschlagen. Aber er erhob sich über sein Unglück und erhielt die Seinigen im Glauben an seine Prophetenwürde. Die Koreischiten, die erst im folgenden Jahre Medina angriffen, wurden zurückgeworfen. Dieses erneuete Glück erhöhete seinen Muth und vermehrte die Zahl seiner Anhänger. Nicht zufrieden, bloß die Koreischiten zu bekämpfen, griff er nun auch andere arabische Stämme und außerdem die in Arabien wohnenden Juden an. Ueberall war er glücklich und schrecklich. Er unterjochte seine Gegner und ließ die Gefangenen als Feinde seines Glaubens niederhauen. So gelangte er allmälig zu Macht und Reichthum; ein großer Theil Arabiens trat ihm bei und schon im Jahre 628 lud er den persischen König Kosroes, den oströmischen Kaiser Heraklius, dessen Statthalter in Aegypten, und den äthiopischen Fürsten Nagiaschi zur Annahme seines Glaubens ein. Der Erfolg dieses Schrittes war verschieden. Der persische König zerriß mit stolzer Verachtung den Einladungsbrief, aber sein Befehlshaber im glücklichen Arabien trat dem Propheten bei; Kaiser Heraklius erwiederte die Einladung mit einem höflichen Antwortschreiben und ansehnlichen Geschenken; ebenso der ägyptische Statthalter; Nagiaschi aber trat feierlichst zum Islam über.

9.

Indeß fehlte dem Propheten noch Vieles, so lange er noch nicht Herr von Mekka und der dortigen Kaaba war. Erst durch diesen Besitz erschien

seine Sendung über jeden Zweifel erhaben. Aber wie sollte er dazu gelangen? Eine freiwillige Uebergabe war nicht zu erwarten und gefährlich schien es, die Stadt mit Gewalt zu erobern; der Ruf der Heiligkeit ruhete auf ihr. Er näherte sich daher im Jahre 627 der Stadt Mekka auf eine friedliche Art und brachte einen Vergleich mit den Koreischiten zu Stande, kraft dessen ihm erlaubt wurde, im Jahre 628 die Kaaba zu besuchen und drei Tage daselbst zu verweilen. Während dieses Aufenthalts erbauete er das Volk durch Frömmigkeit und gewann selbst einige der angesehensten Koreischiten, unter Andern den tapfern Chaled, der ihn bei Ohod geschlagen hatte und der nun im Dienste des Propheten das Schwert Gottes genannt wurde. Hierauf rückte er im Jahre 629 unter dem Vorwande, daß die Koreischiten den Vertrag gebrochen hätten, mit einem Heere von 10,000 Mann gegen Mekka. Aber auch jetzt wollte er nicht das Ansehen eines Eroberers der heiligen Stadt haben. Er suchte daher Mekka durch Unterhandlungen zu gewinnen, aber vergebens. Nun ließ er die Zugänge der Stadt besetzen; doch verbot er alles Blutvergießen. Plötzlich griff ein Haufen Koreischiten den tapfern Chaled an; aber dieser schlug sie zurück und drang mit den Flüchtigen zugleich in Mekka ein. Die wichtige Stadt fiel in die Hände des Propheten.

Jetzt hatte Muhamed die glänzendste Epoche seines Lebens erreicht. Triumphirend zog er in Mekka ein, rothgekleidet, auf seinem liebsten Kameele sitzend, mit dem Scepter in der Hand und von einem glänzenden Gefolge umgeben. Die Stadt empfing ihn als Propheten und Herrn und er behandelte sie nicht als feindseliger Sieger, sondern als großmüthiger Beschützer. Er erklärte Mekka als unverletzliche Freistatt und verzieh den Koreischiten, die bisher seine unversöhnlichen Feinde gewesen waren; bloß zehn Personen, nämlich sechs Männer und vier Frauen, waren von dieser Verzeihung ausgenommen. Aber auch von diesen ließ er nur vier, die sich durch ihre Laster verhaßt gemacht hatten, hinrichten. Das Vorsteheramt über die Kaaba übertrug er dem Koreischiten Othman, der vor Kurzem zu ihm übergetreten war. Er selbst zog unter dem wiederholten Ausruf: „Gott ist groß!" siebenmal um die Kaaba herum und dann in dieselbe hinein. Mit Unwillen erblickte er hier Götzenbilder; er ließ sie allesammt hinauswerfen und zerschlagen.

10.

Kaum war Mekka in seinen Händen, so schickte er seine Feldherren aus, um die benachbarten Stämme zu bekehren. Er selbst zog nach 50 Tagen denselben nach. Seine Märsche waren Siege. Ehrfurcht und Schrecken ging vor ihm her und selbst da, wo seine Schaaren zurückgeschlagen wurden, wußte er doch durch Klugheit und Tapferkeit sich aus Verlegenheiten zu retten. Auch seine Freigebigkeit vermehrte und befestigte die Zahl seiner Anhänger. Fast alle Stämme Arabiens erkannten ihn theils freiwillig, theils gezwungen als den Oberherrn Arabiens an

Auch nach Syrien unternahm der Prophet einen Kriegszug mit einem

Heere von 30,000 Mann gegen den oströmischen Kaiser Heraklius. Unter großen Bedrängnissen einer fast unerträglichen Hitze kam er bis Tabuc, zehn Tagereisen weit von Damaskus. Aber weiter wagte er nicht vorzudringen: es war ihm genug, den Seinigen den Weg zu weiteren Eroberungen gezeigt zu haben und sie zum rastlosen Kampf gegen die Ungläubigen anzuspornen. „Streitet," rief er ihnen nach seiner Rückkehr von diesem Feldzuge zu, „streitet wider die, die weder an Gott, noch an den Tag des Gerichts glauben. Auch wider Juden und Christen streitet so lange, bis sie sich bequemen, Tribut zu zahlen und sich zu unterwerfen."

11.

Noch einmal von Medina aus unternahm Muhamed eine glänzende Wallfahrt nach Mekka, welche die Ehrfurcht für seine Person erhöhen und allen übrigen Wallfahrten für die Zukunft zum Muster dienen sollte. Durch ganz Arabien wurde diese Wallfahrt mit größter Feierlichkeit ausgerufen; mehr als 100,000 Gläubige begleiteten ihn. Vor seiner Abreise von Medina salbte er sich, während der Reise sprach er unzählige Gebete und in Mekka zog er eben so festlich ein wie damals, als er sich dieser Stadt bemächtigt hatte. Die Kaaba begrüßte er mit tiefer Ehrfurcht, oft und laut erklärte er seinen Glauben an Gott und hielt auch viele Reden an das Volk, worin er allen seinen Bekennern die Wallfahrt nach Mekka zur heiligen Pflicht machte.

12.

Dieß war das letzte Unternehmen des Propheten. Bald nach seiner Rückkehr nach Medina fiel er in eine Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte. Den Grund dazu soll eine Vergiftung gegeben haben, deren Wirkung erst nach mehreren Jahren sich zeigte.

Die empfindlichsten Schmerzen quälten ihn, er ertrug sie aber mit großer Standhaftigkeit. In ruhigeren Zwischenräumen ließ er sich in die Moschee führen und erbauete das versammelte Volk durch Demuth und Buße. „Ist einer unter euch," sprach er, „den ich mit Härte gestraft, so laßt mich eben die Streiche fühlen; habe ich Jemandes guten Namen beleidigt, so thut meinem Namen ein Gleiches; habe ich von Jemand ungerechter Weise Geld genommen, so bin ich bereit, es wieder zu erstatten." Mit diesen Worten verließ er den Lehrstuhl und betete. Nach geendigtem Gebet wiederholte er die vorige Aufforderung. Da rief ein Unbekannter: „Ich habe drei Drachmen zu fordern." Der Prophet bezahlte die Forderung und dankte seinem Gläubiger, daß er ihn lieber in dieser als in der zukünftigen Welt angeklagt habe. Weiterhin äußerte er: „Gott habe ihm die Wahl zwischen dieser und der zukünftigen Welt gelassen; er aber habe die zukünftige vorgezogen. Mit Schmerz hörten dieß die Gläubigen. Hierauf ertheilte er ihnen noch folgende Vorschriften, die genau befolgt wurden: „Sie sollten Arabien von allem Götzendienst frei erhalten, nie

einen Proselyten (zum Islam freiwillig Uebergetretenen) gering achten und sich ohne Unterlaß mit Beten beschäftigen."

Muhamed hinterließ keine männlichen Nachkommen; vier Söhne, die ihm Chadidscha, und noch einer, den ihm Maria, eine von seinen elf Frauen, geboren hatte, waren frühzeitig gestorben. Ueber seinen Nachfolger bestimmte er nichts und unter seinen drei Feldherren Abu-Bekr, Omar und Ali war die Wahl schwer. Indessen gab er doch, indem er seinen getreuen Abu-Bekr häufig zu seinem Stellvertreter ernannte, nicht undeutlich zu verstehen, daß er diesen zum Nachfolger zu haben wünschte.

13.

Bis zum dritten Tage vor seinem Tode ließ er sich in die Moschee bringen und sprach daselbst, wiewohl mit schwacher Stimme, einige Gebete. In einem Anfalle von Fieberhitze forderte er Feder und Tinte, um den Hauptinhalt seiner Offenbarungen aufzuschreiben. Seinen Vertrauten erschien aber dieß als eine Herabwürdigung des Koran, der ja bereits alle Lehren Muhamed's enthielt. Sie stritten sich, ob man ihm das Geforderte reichen sollte. Darüber unwillig, hieß er sie weggehen, mit der Aeußerung, es schicke sich nicht, in der Gegenwart des Propheten zu hadern.

Als sein Todeskampf eintrat, rief er: „Ja, ich komme mit den himmlischen Gefährten!" Er lag auf einem Teppich, sein Haupt ruhete auf den Knieen seiner geliebten Ayescha, und so entschlief er den 17. Juni 632, im 63sten Jahre seines Alters.

Bestürzung ergriff das Volk bei der Nachricht von seinem Hinscheiden. Anfangs wollte man gar nicht daran glauben. „Bei Gott," hieß es, „er ist nicht todt: er ist, wie Moses und Jesus, in eine heilige Entzückung versunken und bald wird er wieder zu seinem treuen Volke zurückkehren." Selbst Omar drohete, die zu tödten, welche sagen würden, der Prophet sei nicht mehr. Endlich gelang es dem verständigen Abu-Bekr, diesem Streite ein Ende zu machen. Er sprach zu Omar und der Versammlung: „Ist es Muhamed oder der Gott Muhamed's, den ihr anbetet?" Sie sprachen: „Der Gott Muhamed's!" — „Dieser Gott," fuhr Abu-Bekr fort, „lebt ewig, aber Muhamed selbst war dem Tode unterworfen, wie wir, und ist nun zu den Ewigen hinübergegangen, wie er euch vorher verkündigt hatte."

Ein neuer Streit erhob sich über die Begräbnißstätte. Auch diesen Streit schlichtete Abu-Bekr. Er gab vor, Muhamed habe oft geäußert, ein Prophet müsse begraben werden, wo er sterbe. Demnach wurde ein Grab unter dem Boden der Wohnung der Ayescha ausgemauert und die Leiche des Propheten von seinen nächsten Anverwandten beigesetzt. Noch jetzt wird dieses Grab von frommen Pilgern besucht.

Der Islam.

Muhamed's Religion, der Islam genannt, ist auf uralte Sagen und Gewohnheiten der Araber und auf Ueberlieferungen des Juden- und

Christenthums gebaut. Ihrem wesentlichen Inhalte nach ist sie sehr einfach, aber vielfältig sind die Ceremonien, die sie vorschreibt. Ihr Hauptgrundsatz ist: „Es giebt nur einen Gott und Muhamed ist sein Prophet." Die Hauptpflicht, die sie vorschreibt, ist völlige Ergebung an Gott, der unwiderruflich jedes Menschen Schicksal bestimmt hat. Ihm soll jeder Gläubige (Moslem) Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen beweisen. Von dieser Hauptpflicht sind als gute Werke unzertrennlich das Waschen, Beten, Fasten, Almosengeben und die Wallfahrt nach Mekka.

Das Waschen der Hände, des Gesichts und des Leibes, eine alte Gewohnheit der Araber, wozu selbst ihr Klima auffordert, ward als Schlüssel zum Gebet empfohlen. Wo es an Wasser mangelt, wie es in Arabiens Wüsten meistentheils der Fall ist, darf sich der Gläubige mit Sand waschen. Das Gebet soll jeder Gläubige täglich fünf Mal verrichten, mit dem Gesicht nach der Kaaba hingewendet. Diese Richtung des Betenden wird Kebla genannt. — Das Fasten soll alljährlich während des Monats Ramadan dreißig Tage lang beobachtet werden, als ein Mittel, die Seele zu reinigen und den Körper zu bezähmen, als Uebung des Gehorsams gegen Gott und den Propheten. Während desselben sollen sich die Gläubigen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne des Essens, des Trinkens, der Bäder und alles Vergnügens der Sinne enthalten. Die Größe des Almosens, das den Zutritt zu Gott eröffnet, ist genau bestimmt; jeder Gläubige soll den zehnten Theil seiner Einnahme dazu verwenden, und klagt ihn sein Gewissen des Betrugs oder der Erpressungen an, so soll dieses Zehntel zum Fünftel erhöhet werden. Die Wallfahrt nach Mekka soll jeder Gläubige wenigstens einmal in seinem Leben unternehmen; ist ihm dieß unmöglich, so soll er am zehnten Tage des letzten Monats im Jahre, an welchem das große Opfer in Mekka geschieht, zu Hause fasten und Almosen geben. Erlaubt ist die Vielweiberei, verboten das Spielen und Weintrinken. Zum Unterschiede von Juden und Christen ist der Freitag jeder Woche zur öffentlichen Andacht und zur Unterweisung in der Religion bestimmt. Die Gläubigen müssen an diesem Tage von ihren Geschäften ablassen und sich zur Andachtsübung in der Moschee versammeln. Zusammenberufen werden sie durch das Ausrufen der Worte: „Gott ist groß! Ich bezeuge, daß kein Gott ist, als der einzige! Ich bezeuge, daß Muhamed der Gesandte Gottes ist!" Von den Minarets, den spitzen Thürmen, erschallt dieser Ruf an der Stelle unserer Glocken.

Der Islam geht aber noch mit seinen Lehren auf das zukünftige Leben ein; er verkündigt die Auferstehung und einen Gerichtstag Gottes, der über fünfzigtausend Jahre währen wird. Jeder wird dann empfangen, was er hier im Leben verdient oder verschuldet hat. Die Frommen werden in das Paradies eingeführt, wo sie in die Gesellschaft der Houris gelangen; die Gottlosen müssen die Qualen der Hölle erdulden.

Wahr ist es, diese Religion erscheint als eine Dienerin der Sinnlichkeit, als eine Beschränkung der Geistesfreiheit, als eine Beförderin des

Aberglaubens; denn sie weist auf grobsinnliche Freuden hin, sie verbietet alle Untersuchungen über den Koran, sie lehrt, daß ein einziger Blick auf die Kaaba mehr nütze, als ein ganzes Jahr Buße. Aber nicht zu verkennen ist es auch, daß sie viel Gutes gewirkt hat. Sie hat die entzweiten Stämme der Araber zu einerlei Glauben und Gehorsam vereinigt; sie hat die heidnischen Völker, die sich zu ihr bekannten, von dem rohen Götzendienst zur Anbetung Eines Gottes geführt; sie hat Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen zum Schöpfer, Regierer und Richter der Welt verbreitet und viele Tugenden empfohlen, die das Leben schmücken und heiligen. Mit Recht kann sie also, bei allen Mängeln, die ihr ankleben, als eine für rohe Völker wohlthätige Erscheinung angesehen werden.

Die Kalifen.

Diejenigen, welche nach Muhamed über das Reich der Araber herrschten, führten den Namen Kalifen, d. i. Nachfolger, oder Emirs al Mummenin, d. i. Fürsten der Gläubigen. Keine Gesetze beengten ihren Willen, nur der Koran sollte ihre Richtschnur, sie selbst aber sollten die Ausleger des Koran sein. Sie waren Fürsten und Priester zugleich; in den Krieg gingen sie nicht, sondern übertrugen die Führung desselben ihren Feldherrn. Sie hielten es für ihre wichtigste Herrscherpflicht, in den Moscheen ihrer Residenzen Gebete und Anreden an das Volk zu halten, daselbst Fluch und Segen auszusprechen und ihren Feldherren die Befehle zu ertheilen. Anfangs lebten sie in achtungswerther Einfalt in Medina, dann in Pracht und Ueppigkeit zu Damaskus, welche Stadt damals das irdische Paradies genannt wurde, und zuletzt in dem neuerbauten volkreichen Bagdad, wo sie Künste und Wissenschaften übten und verbreiteten.

1. Abu-Bekr.

Abu-Bekr, gepriesen wegen seiner Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe, befestigte zuerst die Ruhe im Innern von Arabien und begann auf dem von Muhamed bezeichneten Wege auswärtige Eroberungen. Er schickte Heere aus gegen Persien und Syrien und sie waren auf beiden Seiten glücklich; Damaskus ward erobert (634).

Als er seinen Feldherrn Jezid gegen Syrien aussandte, gab er ihm folgende Verhaltungsregeln: „Denke daran, daß du stets in Gottes Gegenwart bist. Begegne deinen Soldaten mit Güte, ziehe deine Brüder zu Rathe und thue, was recht und billig ist. — Wenn du dem Feinde begegnest, so halte dich männlich und kehre ihm nicht den Rücken zu. Wenn du einen Sieg gewonnen, so verschone die Greise, die Weiber und die Kinder. Haue keinen Palmbaum nieder und stecke keine Kornfelder an. Verderbe keine Fruchtbäume und tödte nicht mehr Vieh, als zum Gebrauche des Heeres hinreichend ist. Laß dein gegebenes Wort heilig sein. Verschone gottesdienstliche Personen, die du an heiligen Orten findest; diese Letzteren verschone ebenfalls. Du wirst aber auch auf Leute treffen, die

zur Schule des Satans gehören und eine geschorene Platte tragen" (er meinte hiermit wahrscheinlich die griechischen Mönche, die damals anfingen, ihr Haupt zu scheren und fern von den Klöstern herumzuziehen), „diesen sollst du den Hirnschädel spalten und sie niederhauen, bis sie den Islam annehmen und Tribut erlegen."

2. Omar.

Nach Abu-Bekr's Tode wurde der zweite Schwiegervater des Propheten, Omar, dessen Nachfolger. Unter ihm machten die Araber, voll von Begeisterung und Religionsschwärmerei, die staunenswerthesten Eroberungen. Sie bezwangen einen großen Theil von Persien und Armenien, ferner Palästina sammt Jerusalem, die Städte Phöniciens, namentlich Tripolis und Tyrus, wodurch sie eine ansehnliche Seemacht erhielten, und vollendeten mit der Einnahme Antiochiens die Eroberung von ganz Syrien.

Der Patriarch von Jerusalem wollte seine Stadt unter keiner andern Bedingung den Arabern übergeben, als wenn der Kalif selbst herbeikäme und den Vergleich bestätigte. Ali's Rath und sein eigener Wunsch, in der Stadt, wo Muhamed gen Himmel gefahren sei, seine Andacht zu verrichten, bewogen den Kalifen, in dieses Verlangen zu willigen. Eine große Schaar von Gläubigen aus Medina zog mit ihm nach Palästina; es war ein stattlicher Zug, doch Omar beobachtete stets die größte Einfachheit. Bekleidet mit einem schlechten Gewand aus Kameelshaaren, ritt er sein rothes Kameel und führte nichts mit sich als zwei lederne Beutel, den einen mit Datteln, den andern mit Reis angefüllt, eine hölzerne Schüssel und einen Schlauch mit Wasser. Wo er anhielt, ließ er die ganze Gesellschaft der Reisenden speisen und heiligte die Mahlzeit durch Gebete und Ermahnungen. Im Lager vor Jerusalem, wo er in einem gemeinen Zelte auf der Erde saß, versicherte er den beängstigten Einwohnern Sicherheit des Lebens und Eigenthums, und Jerusalem hatte Ursache, seine Wahrhaftigkeit und Leutseligkeit zu rühmen.

Als Amru, Omar's Feldherr, die ägyptische Hauptstadt Alexandrien erobert hatte, fand er daselbst auch eine ausgezeichnet reiche Bibliothek, die große Schätze der wissenschaftlichen Werke des Alterthums enthielt. Er wollte erst bei dem Kalifen anfragen, was er mit den Büchern beginnen sollte, und erhielt von Omar folgenden Bescheid: „Was in den Büchern, deren du Erwähnung thust, geschrieben steht, ist entweder schon im Buche Gottes (Koran) enthalten, und dann sind jene Bücher überflüssig, oder es ist demselben zuwider, dann sind jene Bücher schädlich. Befiehl also, daß sie vernichtet werden." Dieser berüchtigte Vernunftbeschluß wurde mit blindem Gehorsam vollzogen. Amru ließ die Bücher der alexandrinischen Bibliothek unter die warmen Bäder der Stadt vertheilen, deren es damals in Alexandrien 4000 gab, und sechs Monate lang wurde mit dem köstlichen Nachlaß des Alterthums geheizt.

Omar ward seiner Frömmigkeit willen von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt; gleichwohl wurde er, während er in der Moschee zu

Medina betete, von einem Sklaven, dem er eine Bitte abgeschlagen hatte, tödtlich verwundet. Drei Tage darauf starb er, 63 Jahre alt, im elften Jahre seiner Regierung.

3. Othman.

Ihm folgte durch Wahl Othman, ein Schwiegersohn Muhamed's, eben so glücklich als seine Vorgänger, aber nicht so unbescholten. Die großen Eroberungen, die unter Omar gemacht waren, wurden unter ihm noch fortgesetzt. In Aegypten behauptete Amru, in Syrien Moawijah die Herrschaft, von wo aus auch noch die Inseln Cypern und Rhodus erobert wurden. Dem persischen Reiche ward völlig ein Ende gemacht. Othman selbst aber kam nie aus Arabien und machte sich durch Geiz und Parteilichkeit verhaßt. Eine Verschwörung entstand gegen ihn und er ward, 82 Jahre alt, im Aufruhr ermordet.

4. Ali.

Nun erst, da kein näherer Verwandter Muhamed's übrig war, ernannte man den frommen Ali zum Kalifen. Allein mit seiner Regierung fingen die inneren Unruhen an, die von nun an bald mehr bald weniger an der Wurzel des arabischen Staates nagten. Ayescha, die „Mutter der Gläubigen", Ali's unversöhnliche Feindin, hatte seine Ernennung zum Kalifen nicht hindern können, desto eifriger suchte sie ihn zu stürzen. Wirklich brachte sie das ganze Reich in Aufruhr, unterstützte den Moawijah, Statthalter von Syrien, der sich von seinen Truppen zum Kalifen ausrufen ließ, und zog selbst gegen Ali zu Felde. Doch hier war ihr der Mann überlegen. Sie ward geschlagen und gefangen, aber als Mutter der Gläubigen vom frommen Ali mit Schonung behandelt. Dagegen erhob sich Moawijah in Verbindung mit Amru, dem Statthalter Aegyptens; die Prophetenstädte Mekka und Medina fielen in seine Hände, nur Kufa blieb dem Ali treu. Doch konnte er seinen Feinden nicht entrinnen. Er wurde durch dieselbe Partei, die den Othman ermordet hatte, im fünften Jahre seiner Regierung (660) zu Kufa erstochen. In ihm starb ein edler Mann, dessen hoher Geist noch aus seinen Sittensprüchen zu uns redet*).

*) Einige derselben mögen hier stehen: „Fürchte Gott, so bist du sicher." — „Zufriedenheit mit dem göttlichen Willen ist Heiligung des Herzens." — „Die Enthaltung der Seele von der Lustbegier ist der wichtigste heilige Krieg." — „Ehre deinen Vater, so wird dein Sohn dich ehren." — „Die Welt ist der Schatten einer Wolke und der Traum des Schlafenden." — „Der Gläubige hat Gott beständig vor Augen und ist voller Gedanken. Er ist dankbar im Glück und geduldig im Unglück." — „Das ist ein weiser Mann, der sich in seinem Zorn, seinem Verlangen, seiner Furcht regieren kann." — „Der Werth eines jeden Menschen ist das Gute, so er thut!" — „Die Zunge eines weisen Mannes liegt hinter seinem Herzen, aber das Herz eines Narren liegt hinter seiner Zunge." — „Wissenschaft ist der Reichen Zier und der Armen Reichthum." — „Der ist der größte Narr unter Allen, der nichts Löbliches thut und doch gelobt und geehrt sein will, der Böses thut und doch die Belohnung des Guten erwartet." — „Wer sich selbst kennt, der kennt Gott den Herrn." — „Ein weiser Feind ist besser als ein thörichter Freund."

Diese Unterdrückung des Hauses Ali erzeugte große Spaltungen unter den Muhamedanern. Viele derselben glaubten, nur dem Ali habe die Herrschaft gebührt, und Abu-Bekr, Omar und Othman, so wie alle ihre Nachfolger, wären unrechtmäßige Regenten gewesen. Sie verehrten daher den frommen Ali als einen Märtyrer und Heiligen. Diese Anhänger des Hauses Ali, die sich besonders in Persien ausbreiteten, bekamen den Namen „Schiiten" oder Sektirer. Ihnen standen die Sunniten entgegen, welche der Sunna oder Tradition (Ueberlieferung) ein gleiches Ansehen beilegten wie dem Koran und die Ali's Andenken in ihren Moscheen verfluchten. Keine Zeit hat diese Parteien und ihren gegenseitigen Haß unterdrückt. Noch jetzt nähren die Perser als Schiiten einen unversöhnlichen Haß gegen die Türken und gegen Alle, welche die drei ersten Kalifen für rechtmäßig halten.

* * *

5. Harun-al Raschid.

Von den Kalifen, die in Bagdad ihre Residenz hatten, ist Harun-al Raschid der berühmteste geworden; er ist der Held des arabischen Märchens und seine Regierung wird als das goldene Zeitalter des arabischen Reichs gepriesen. Er durchzog mit seinen Truppen Kleinasien und zwang den griechischen Kaiser zum Tribut. Um die Oströmer ganz zu unterjochen, faßte er den kühnen Gedanken, sich mit Karl dem Großen, dem Haupte des weströmischen Kaiserthums, zu verbinden. Er schickte daher an diesen mächtigen Herrscher Gesandte, die unter andern Geschenken auch eine kostbare Schlaguhr, die erste, die man bis dahin in Europa hatte, mitbrachten. Das Bündniß kam freilich nicht zu Stande; vielmehr griff Karl die Araber in Spanien an; aber immer zeigt ein solcher Antrag die große Staatsklugheit des Kalifen.

Den vorzüglichsten Ruhm erwarb sich Harun-al Raschid durch seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften; aber er belebte auch die Schifffahrt und den Handel der Araber, gründete eben so wohl Fabriken als Schulen und legte viele prächtige Paläste, Gärten und Wasserleitungen an. Der Hof des Kalifen war ein Sammelplatz von Gelehrten mancherlei Art; er selbst nahm noch Unterricht in der Beredtsamkeit, denn er bedurfte derselben zu den öffentlichen Vorträgen über den Koran, die er als Kalif halten mußte. Zum Lehrer seiner Söhne ernannte er den eben so gelehrten als freimüthigen Malek. Allein dieser war bereits mit Unterweisung der jungen Araber in der Moschee vollauf beschäftigt und sagte, er habe nicht Zeit, in den Palast des Kalifen zu kommen; Harun-al Raschid möchte ihm nur seine Söhne in die Moschee schicken. Freimüthig sprach er: „Es ist besser, daß die Herren der Wissenschaft dienen, als daß die Wissenschaft den Herren dient." Der Kalif, weit entfernt, durch diese Antwort beleidigt zu werden, befahl seinen Söhnen in die Moschee zu gehen und dort mit den Arabern niedern Standes den Unterricht des weisen Malek zu empfangen.

Die guten Ermahnungen, die der erste Kalif Abu-Bekr seinen gegen Syrien ausziehenden Heeren gegeben hatte, „Saatfelder und Fruchtbäume zu schonen und nicht mehr Vieh zu tödten, als zur Unterhaltung der Armee durchaus nothwendig sei," wurden nicht immer von den Arabern befolgt. Auch zu Harun's Zeit war dieß der Fall. Einst trat eine Frau niederen Standes zu ihm und beschwerte sich, daß die Soldaten ihren Feldern großen Schaden zugefügt hätten. Der Kalif, der auf die Klagen aller seiner Unterthanen hörte, suchte die Frau zu beruhigen und fragte sie, ob sie sich nicht der Stelle im Koran erinnerte, wo gesagt wird: „Wenn die Heere großer Fürsten ausziehen, müssen die Unterthanen leiden, durch deren Felder sie gehen?" — „Ja, Herr," erwiederte die bedrängte Frau, „aber wiederum steht auch im Koran geschrieben, die Wohnung derjenigen Fürsten soll wüste werden, welche Ungerechtigkeiten gut heißen." Diese treffende Antwort rührte den Kalifen. Auf der Stelle befahl er, daß man der Klägerin allen erlittenen Verlust ersetzen sollte.

6. Glanz des Kalifenthums.

Bagdad, vom Kalifen Al-Mansur erbaut, wurde unter Harun-al Raschid so glänzend und prächtig, daß die arabischen Märchen noch lange davon zu erzählen wußten. Es hatte 10,000 Moscheen und eben so viele öffentliche Bäder, 105 Brücken, 600 Kanäle, 400 Wassermühlen, 4000 Trinkanstalten und eben so viel Brodbuden, 100000 Gärten, prächtige Paläste und Springbrunnen. Das Schloß des Kalifen hatte 7 Höfe und 10,000 Mameluken bildeten die Dienerschaft des Herrschers. Am glänzendsten entfaltete sich die arabische Baukunst mit ihren schlanken Thürmen, runden Kuppeln und prachtvollen Thoren in dem sogenannten Rundbogenstyl. Ein schönes Gebäude war die Moschee in Kordova, die war 350 Fuß tief und 450 Fuß breit und bestand aus 19 Schiffen, welche durch 150 Säulen und Bogen getrennt wurden. Die 19 ehernen Thore waren mit Goldblech überzogen, der Boden der Kapelle von Gold und Silber und das Ganze durch zahllose prachtvolle Lampen erhellt. Das Königsschloß Alhambra in Granada zeigt noch in seinen Ruinen den ehemaligen Glanz und Reichthum seiner Bauart. Die Höfe hatten kühle Springbrunnen, Balkone öffneten herrliche Aussichten auf die Schneegipfel des nahen Gebirges, die Wände der Säle waren wie bunte Teppiche mit schönen Steinen gemauert und schlanke Säulen trugen schattige Hallen. In den Gärten dufteten Rosenhecken und in den Kronen der Palmen fächelte der laue Wind. Aehnliche Pracht war in Aegypten, in Persien bis zum Thal des Ganges zu finden, wo Delhi noch voll Trümmer arabischer Bauwerke ist.

Auch in den Wissenschaften zeichneten sich die Araber aus. Sie lernten Griechisch, übersetzten die Werke griechischer Aerzte, Sternkundiger und anderer Gelehrten in ihre Sprache, legten Schulen an, Sternwarten und Laboratorien zu chemischen Versuchen, und mancher deutsche Geistliche wanderte nach Spanien, um dort zu lernen. Die Araber haben die ersten Apotheken und Hospitäler gehabt, aber auch den Aberglauben aufgebracht,

daß man mit einem Spruch aus dem Koran die fallende Sucht zu heilen vermöge, oder daß man aus der Stellung der Gestirne sein künftiges Schicksal errathen könne (Astrologie). Manche Wörter aus ihrer Sprache sind in die Sprachen Europa's übergegangen, wie z. B. Algebra, das Rechnen ohne Ziffern mit allgemeinen (Buchstaben-) Zeichen, Alkali, Laugensalz, denn die Araber gewannen unser Laugensalz (Pottasche) aus einer Pflanze, welche sie Kali nannten; Zenith und Nadir (Scheitel- und Fußpunkt) und viele andere. So hat der Islam auch wieder bildend und befruchtend auf die christlich-europäische Bildung zurückgewirkt, einem Strome gleich, der anfangs Alles zu überschwemmen drohte, dann aber verlief und einen düngenden Schlamm zurückließ, aus welchem neue Ernten hervorwuchsen.

---

2. Christliche Sendboten.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen*) (755 nach Chr.).

Während die Gothen, Burgunder und Vandalen schon zu der Zeit, als sie in die Provinzen des römischen Reiches einwanderten, zum Christenthum bekehrt waren, hingen die Bewohner des eigentlichen Deutschlands, auch als sie durch Chlodwig und seine Nachfolger mit dem Frankenreiche vereinigt worden waren, immer noch dem alten Heidenthume an. Zwar waren im siebenten Jahrhundert englische und fränkische Mönche, wie Kolumbanus, Gallus, Kilian, Emmeran und Rupertus, nach Deutschland gekommen und hatten in verschiedenen Gegenden das Christenthum gepredigt; aber die Zahl der Christen war nur gering und die Masse des Volkes widerstand hartnäckig allen Bemühungen dieser frommen Männer. Da gelang es der glühenden Begeisterung und der aufopfernden Liebe eines angelsächsischen Mönchs, die meisten deutschen Stämme für das Christenthum zu gewinnen und in dem größten Theile unsers Vaterlandes das Heidenthum für immer auszurotten.

Winfried, später Bonifacius genannt, stammte aus einer vornehmen angelsächsischen Familie. Schon auf der Schule, wo er sich durch vorzügliche Anlagen und seltene Lernbegierde vor allen Knaben seines Alters auszeichnete, reifte in ihm der Entschluß, sein Leben der Ausbreitung des Christenthums zu widmen. Aber erst nach langem Widerstreben gestattete ihm der Vater, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Zu seiner weitern Ausbildung verlebte er dann mehrere Jahre in einem durch die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit seiner Mönche berühmten Kloster und erhielt endlich in seinem dreißigsten Lebensjahre die Priesterweihe. Sogleich machte er sich, seinem ersten Entschlusse getreu, nach Deutschland auf den Weg. Welchen Gefahren er entgegenging, wußte er aus den Schicksalen seiner Vorgänger,

*) Nach Theodor Dielitz.

von denen mehrere in Deutschland den Märthyrertod gestorben waren; aber vergeblich waren alle Versuche, ihn zurückzuhalten. Zuerst begab er sich nach Friesland, um seinen Landsmann Willibrod in der Bekehrung der Friesen zu unterstützen. Aber er überzeugte sich bald, daß die rohen Sitten und die Wildheit dieses Volkes der Einführung des Christenthums unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Er kehrte also im folgenden Jahre in seine Heimath zurück, wo er von seinen Ordensbrüdern einstimmig zum Abt gewählt wurde. Er war jedoch entschlossen, das begonnene Werk nicht nach dem ersten mißlungenen Versuch aufzugeben, schlug die ihm angetragene Würde aus und begab sich nach Rom. Der Papst erkannte bald die seltenen Eigenschaften des eifrigen, gottergebenen Mannes, ermunterte ihn zur Fortsetzung des Bekehrungswerkes und stattete ihn mit Reliquien und Empfehlungsschreiben aus.

Jetzt ging Winfried nach Thüringen, wo das Christenthum zwar schon seit zwei Jahrhunderten bekannt, aber durch die Nachbarschaft der heidnischen Slaven und Sechen so entstellt und mit heidnischen Gebräuchen vermischt war, daß von einem christlichen Leben kaum eine Spur zu finden war. Mit kräftigen Worten ermahnte er die Großen des Landes, vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung zurückzukehren. Aber er konnte hier nur kurze Zeit verweilen, weil er die Nachricht von der Unterwerfung der Friesen durch Karl Martell erhielt. Sogleich eilte er nach Friesland und wirkte hier drei Jahre lang mit solchem Erfolg, daß Willibrod ihn durch die Ertheilung der Bischofswürde belohnen wollte; er verbat es sich aber wegen seiner Jugend, da er noch nicht das funfzigste Jahr erreicht habe. Darauf predigte er den Hessen die Christuslehre, gründete in ihrem Lande das erste deutsche Kloster und reiste abermals nach Rom, wo ihm der Papst die Bischofswürde und den Namen Bonifacius ertheilte und ihm Empfehlungsbriefe an viele Fürsten und Geistliche, namentlich auch an Karl Martell, mitgab. Von diesem erhielt er einen Schutzbrief an alle Herzöge und Grafen des Frankenreichs und begab sich abermals nach Hessen, wo viele der früher durch ihn Bekehrten sich wieder dem Götzendienst zugewandt hatten. Um durch eine kräftige That den Glauben an die heidnischen Götter zu vernichten, legte er selbst die Hand an die uralte, dem Donnergotte geheiligte Eiche, die in der Nähe des heutigen Fritzlar stand, und fällte den Baum mit kräftiger Hand, während das heidnische Volk mit seinen Priestern in stummem Entsetzen den Blitzstrahl erwartete, durch den der beleidigte Gott den Frevler vernichten würde. Als diese Erwartung nicht erfüllt wurde, erkannten Viele die Machtlosigkeit ihrer Götzen und ließen sich taufen. An der Stelle, wo die Eiche gestanden hatte, errichtete Bonifacius ein Kreuz und aus dem Holze derselben erbaute er eine dem heiligen Petrus gewidmete Kapelle.

Noch größere Schwierigkeiten fand der unermüdliche Mann in Thüringen, denn hier widersetzte sich nicht allein das Volk der weitern Ausbreitung des Christenthums, sondern es widerstrebten auch viele irrgläubige und sittenlose Priester seinen Anordnungen, so daß er viele derselben ihres

Amtes entsetzen und neue an ihre Stelle berufen mußte. Unterstützt von treuen, fleißigen Gehülfen, gründete er in allen Theilen des Landes Kirchen und Klöster, suchte gleichzeitig mit dem Götzendienst auch die Ketzerei auszurotten und mit dem christlichen Glauben auch christliche Gesinnung und sittliches Leben zu verbreiten. So vermehrte sich mit jedem Jahr die Zahl der Bekehrten; immer größer wurde der Einfluß der neuen Lehre auf die Bildung und Gesittung des Volks, selbst für die Verbesserung des Feldbaues und der Viehzucht; die neugestifteten Klöster wurden Zufluchtsörter für die Bedrängten und Verfolgten, Herbergen für die Wanderer, Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft und Spitäler für die Kranken.

Als Bonifacius dem Papst von dem Erfolg seiner Bemühungen Bericht erstattete, ertheilte ihm dieser die Würde eines Erzbischofs und veranlaßte ihn, noch einmal nach Rom zu kommen. Auf der Reise dorthin wurde der edle Mann überall, wo er erschien, auf's Ehrenvollste empfangen und selbst aus entfernten Gegenden strömten die Menschen herbei, um den muthvollen Glaubenshelden zu sehen. Nach einem längern Aufenthalt in Rom, während dessen ihn der Papst mit Ehrenbezeugungen überhäufte, kehrte er nach Deutschland zurück, entschlossen, die Kirchenverfassung des ganzen Landes gleichmäßig zu ordnen und dem römischen Stuhl völlig unterzuordnen. Er theilte zu dem Ende Baiern in vier bischöfliche Sprengel, gründete in Franken und Thüringen drei neue Bisthümer und die später durch ihre Klosterschule so berühmte Abtei Fulda, und berief im Jahre 742 die erste deutsche Kirchenversammlung, in der strenge Gesetze gegen den anstößigen Lebenswandel der Geistlichen gegeben wurden und alle deutsche Bischöfe ihre Unterwerfung unter den Papst schriftlich erklärten. Durch Pipin unterstützt, stellte er dann auch im westlichen Theil des Frankenreichs die alte Kirchenverfassung wieder her und ließ die Oberhoheit des Papstes von allen Bischöfen anerkennen.

So sehr aber Bonifacius die Päpste als Oberhäupter der Kirche verehrte, so eifrig er bemüht war, ihr Ansehen zu befestigen und zu vermehren, so trug er doch auch kein Bedenken, dasjenige offen an ihnen zu rügen, was er in ihrem Verfahren verwerflich fand. So schrieb er einmal an den Papst Zacharias: „Wenn die unwissenden Deutschen nach Rom kommen und sehen da so manches Schlechte, das ich ihnen verbiete, so meinen sie, es sei von dem Papste erlaubt, und machen mir dann Vorwürfe, nehmen für sich selbst ein Aergerniß und alle meine Predigten und mein Unterricht sind umsonst.“ Oft ging freilich der edle Mann in seinem Eifer zu weit. Namentlich verklagte er nicht selten Bischöfe und Priester, welche nach seiner Meinung irrige und ketzerische Lehren verbreiteten, bei dem Papst und verlangte ihre Bestrafung. So klagte er einen Priester aus Irland an, welcher behauptete, daß es auch unter uns auf der andern Seite der Erde Menschen gäbe. Der Papst antwortete: „Wenn der Mensch bei dieser verkehrten Lehre beharrt, so muß er seines priesterlichen Schmucks entkleidet und aus der Kirche gestoßen werden.“

Nachdem Bonifacius dreißig Jahre lang für die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland gewirkt hatte, wurde er zum Erzbischof von Mainz erwählt und vom Papste in diesem einflußreichen Amte, in welchem ihm vierzehn Bisthümer untergeordnet waren, bestätigt. In dieser Eigenschaft salbte er Pipin zum König und wirkte dann unablässig für die Verbreitung wahrhaft christlicher Bildung und die festere Begründung der kirchlichen Ordnung. Dabei vergaß er nicht seinen ursprünglichen Beruf, sondern besuchte noch im hohen Alter das Land, in welchem er seine Laufbahn als Verkünder des göttlichen Worts begonnen hatte. Da sollte der unermüdliche Glaubensheld sein schönes Leben auch mit dem hehren Märtyrertod beendigen. Keine Gefahr noch Beschwerde achtend, zog der mehr als achtzigjährige Greis in Westfriesland von Ort zu Ort, predigte mit solcher Begeisterung, daß täglich Hunderte aus dem wilden Volke sich taufen ließen, zerstörte Götzenbilder und erbauete Kirchen und Klöster. Er schickte sich an, das Pfingstfest in der Gegend des heutigen Gröningen zu feiern und hatte dort einige Zelte aufschlagen lassen, als eine große Schaar heidnischer Friesen, um die Vernichtung ihrer Götterbilder zu rächen, mit Dolchen und Schwertern auf ihn eindrang. Seine Begleiter griffen zu den Waffen; er verbot ihnen aber jeden Widerstand, erinnerte sie an das Beispiel des Heilandes, ermahnte sie für die göttliche Christuslehre, der sie ihr ganzes Leben geweiht, nun auch den Tod willig zu erleiden, und fiel mit seinen elf Genossen unter den Mordwaffen der Heiden. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Fulda beigesetzt, in der auch noch sein Bischofsstab, sein Evangelienbuch und der Dolch, mit dem er ermordet wurde, aufbewahrt wird.

Apostel des Nordens.

Der heilige Ansgar*) (831 n. Chr.).

1.

Die beseligende Lehre des Evangeliums sollte nach dem Willen unseres Herrn nur auf dem friedlichen Wege der Ueberzeugung und durch das verborgene Walten des heiligen Geistes unter den Menschen ausgebreitet werden. Aber zu allen Zeiten ist der reine Glanz der himmlischen Botschaft vielfältig getrübt worden durch die dunkeln Schatten menschlicher Leidenschaft und Thorheit. So hatte auch Karl der Große im falschen Eifer für das Reich Gottes mit Waffengewalt dem Christenthum eine Bahn zu brechen gesucht. Das Kreuz der Priester und das Schwert der Krieger hatten gleichmäßig das sächsische Land und Volk erobert. Gottes Gnade aber ließ auch aus dem Irrthume des Königs Gutes hervorgehen. Die Bekehrung der Sachsen vernichtete die letzte Stütze des deutschen Heidenthums und öffnete zugleich dem Evangelium den Weg zu den fernen Ländern des Nordens. Fortan trennte sich auch die Ausbreitung des göttlichen

*) Nach Wippermann, Kreuz und Eiche.

Worts mehr und mehr von dem blutigen Werke der Gewalt, und es fehlte nicht an gottbegeisterten Männern, welche mit wahrhaft apostolischem Heldenmuth und Liebesdrang den nordischen Völkern die Botschaft des Heiles verkündigten und darum billig die Apostel des Nordens genannt werden mögen. Die ausgezeichnetsten unter ihnen sind Ansgar, Adalbert und Otto von Bamberg.

Ansgar war im Jahre 801 in der Nähe der französischen Stadt Amiens geboren und gehörte, wie Winfried, einem vornehmen adeligen Geschlechte an. Frühe schon legte seine Mutter die zarten Keime der Frömmigkeit und des innigen Glaubens in das weiche Herz des Knaben und entschied so die ganze Richtung eines spätern Lebens. Doch bereits in seinem fünften Lebensjahre verlor Ansgar die liebende Pflegerin seiner Jugend durch den Tod. Dieser Verlust war für ihn um so unersetzlicher, als ihm der Vater nicht die gleiche unermüdete Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen konnte. So verlebte er seine Zeit meist im muntern Kreise seiner Gespielen und unter den ausgelassenen Spielen der Jugend schien der frühere Ernst mehr und mehr aus seinem Gemüthe zu verschwinden. Aber in stillen Stunden tauchte in der Seele des Knaben das freundliche Bild der Mutter gleichwie ein schützender Engel wieder auf. Es war ihm, als warne sie ihn mit bekümmertem Antlitz vor dem betretenen Pfade des Leichtsinns und der Unbesonnenheit. Solche Augenblicke ergriffen tief sein Gemüth. Er wurde stiller, ernster, träumerischer. Die frommen Eindrücke, die er von der Mutter empfangen, wurden wieder lebendig. Seine rege Einbildungskraft beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem Göttlichen. Einst hatte er ein wunderbares Traumbild. Er sah sich versunken in einen häßlichen Sumpf; am Rande des Sumpfes aber war ein anmuthiger Weg und darauf stand seine Mutter mit der Maria, der Mutter des Herrn, und mehreren anderen Frauen, alle weiß gekleidet und lieblich anzusehen. Sogleich wollte er auf seine Mutter zueilen, aber er konnte sich aus dem Sumpfe nicht herauswinden Da rief ihm Maria zu: „Mein Sohn, du möchtest wohl gern zu deiner guten Mutter kommen?" — „O, freilich sehne ich mich darnach!" gab Ansgar lebhaft zur Antwort. Maria aber entgegnete: „Dann, lieber Sohn, fliehe allen kindischen Muthwillen und Leichtsinn und wandle still und fromm durch das Leben. So nu wirst du zu uns kommen." Und damit zerrann der Traum, einen tiefen Eindruck in der Seele des Knaben zurücklassend.

Ansgar's Vater glaubte für die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn dem berühmten Kloster zu Corbie anvertraute. So wuchs Ansgar unter der Leitung frommer und gelehrter Mönche heran und trat frühe schon selbst in den geistlichen Stand über. Bald war er die Zierde und der Stolz des ganzen Klosters. Ein ausdauernder Fleiß hatte seinen Geist mit ungewöhnlichen Kenntnissen bereichert; die reinste und lauterste Frömmigkeit leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor und sein überaus sanftes und liebevolles Gemüth gewann ihm alle Herzen.

2.

In dieser Zeit erwachte in ihm die Ahnung, er sei von Gott zu einem Heidenboten auserseehen. Und wie denn kein schöneres Zeugniß für die unerschütterliche Treue und Festigkeit des Glaubens gedacht werden kann, als der Tod um Christi willen, so glaubte er auch nichts Herrlicheres thun zu können, als solchem Tode sich zu weihen. Mit schwärmerischer Innigkeit verfolgte er diesen Gedanken. In wunderbaren Träumen spiegelte seine leicht entzündbare Phantasie die Sehnsucht seines Herzens ab. Einmal war es ihm, als wenn er der Erde entschwebte und von Petrus und Johannes zum Throne Gottes geführt würde. Dort stand er im großen Kreise der Seligen. Alle sangen himmlische Lieder zum Preise Gottes und schauten voll heiliger Lust gen Osten. In Osten aber war ein unermeßlicher, strahlender Lichtglanz, welcher den Thron Gottes verhüllte. Da trat er hin vor den Lichtglanz, von Johannes und Petrus geleitet, und eine Stimme redete aus demselben zu ihm. Und wie die Stimme zu reden anhob, da schwiegen die Seligen und sanken still anbetend auf die Kniee nieder. Die Stimme aber sprach also zu Ansgar: „Gehe hin, und mit dem Kranze des Märtyrerthums wirst du zu mir zurückkehren!“ Darauf stieg er zur Erde hinab. Anfangs war er traurig, daß er den Himmel verlassen sollte. Dann aber tröstete er sich mit der Verheißung, daß er ja doch wieder einmal dahin zurückkehren sollte. Die Apostel gingen schweigend neben ihm her. Aber sie blickten auf ihn mit einem Blick voll zärtlicher Liebe, wie wenn eine Mutter ihr einziges Kind erblickt.

Solche Traumgesichte befestigten immer mehr Ansgar's Entschluß, als Prediger des Evangeliums zu den Heiden zu gehen. Aber zu so schwierigem Werk bedurfte er erst noch längerer Vorbereitung und Ausrüstung; er war noch zu jung und unerfahren. Darum ließ Gott erst einen andern Ruf an ihn ergehen.

In dem Kloster zu Corbie befanden sich nämlich viele Sachsen, welche von Karl dem Großen dorthin gesendet worden waren, um in dem christlichen Glauben unterwiesen zu werden. Sie waren mehrentheils in den Mönchsstand übergetreten. Der fromme Kaiser Ludwig, Karls des Großen Sohn und Nachfolger, gestattete ihnen die Rückkehr in ihre Heimath und baute für sie ein prächtiges Kloster an der Weser. Weil nun das Kloster von den Mönchen aus Corbie bevölkert wurde, so ward es Neu-Corbie oder Corvey genannt. Corvey wurde mit einer Klosterschule verbunden und zu einer Missionsstätte bestimmt, von welcher aus christliche Bildung sich immer tiefer und weiter unter dem Sachsenvolke verbreiten sollte. Ansgar aber ward zum Vorsteher der Klosterschule zu Corvey ernannt.

Im Jahre 822 ging Ansgar, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, an den Ort seiner Bestimmung ab. Vier Jahre verweilte er zu Corvey unter mancherlei Mühen und Prüfungen. Die Gegend, jetzt überaus reizend, war damals arm und wüst, und in den Herzen der kaum bezwungenen Sachsen war der alte Haß gegen die Franken wie gegen das Christenthum

noch nicht ganz erstickt. Hierdurch wurde für Ansgar das ihm übertragene Amt eines Predigers doppelt schwer. Aber er erfüllte seine Pflichten mit einer so unermüdeten Treue und Hingebung, wie sie nur aus der reinsten Liebe zu Gott hervorkommen kann. Gottes Segen ruhte darum auch auf seinem Wirken und mit wachsender Freude und Theilnahme gewahrten die Brüder des Klosters die reifenden Früchte von Ansgar's begeistertem Streben.

3.

Da geschah es, daß der dänische Fürst Harald mit einem großen Gefolge am kaiserlichen Hofe zu Ingelheim bei Mainz erschien. Er war durch innere Unruhen aus seiner Heimath vertrieben worden und suchte Schutz und Hülfe bei Ludwig. Um aber die Zuneigung und den Beistand des frommen Herrschers um so eher zu gewinnen, trat er zum christlichen Glauben über und empfing in der Kirche zu Ingelheim die heilige Taufe. Die feierliche Handlung wurde mit großer Pracht vollzogen. Der Kaiser selbst führte den Fürsten Harald und die Kaiserin Judith, Harald's Gemahlin, zum Taufstein, und gegenseitig gegebene Geschenke sollten die gemeinsame Freude über das heilige Fest ausdrücken. Als aber Harald nach einiger Zeit in seine Heimath zurückkehren konnte, ergriff Ludwig freudig die Gelegenheit, etwas für die Bekehrung der heidnischen Dänen thun zu können. Er forderte den Dänenfürsten auf, einen christlichen Missionär unter sein Gefolge aufzunehmen. Harald willigte ein. Also wandte sich Ludwig an Wala, den Abt des Klosters Corvey, und ersuchte diesen, ihm einen zur Heidenbekehrung geeigneten Mann zu bezeichnen. Wala wußte keinen Trefflicheren zu nennen, als den Mann, der mit so hoher Begeisterung die Jugend und das Alter zu lehren verstand. So ward Ansgar zum Missionär für Dänemark bestimmt.

Ansgar vernahm die Kunde von seiner Erwählung zum dänischen Missionär mit inniger Freude. Aber zugleich schwebte auch seiner Seele die ganze Schwere und Heiligkeit des großen Werkes vor, zu dem er beschieden war. Nicht die Gefahr oder der Tod war es, was er fürchtete. Vielmehr verglich sein demüthiger Sinn die Größe der Aufgabe mit der Schwachheit seiner Kraft und bebte schüchtern zurück vor dem bedeutungsvollen Amte eines Heidenboten. Nur durch den Beistand des allmächtigen Gottes, das fühlte er in tiefster Seele, konnte er das heilige Werk vollführen. Diesen Beistand erflehte er nun auch durch tägliches Gebet. Er wurde still und in sich gekehrt und mied allen Umgang der Menschen; ein einsamer Weinberg in der Nähe des Klosters war sein liebster Aufenthalt. Hier bereitete er sich in ungestörter Stille vor zu seinem heiligen Amte und forschte mit noch größerem Eifer denn zuvor in der Schrift, deren beseligendes Wort er bestimmt war, den Heiden auszulegen.

Da trat einst ein anderer Mönch zu ihm, Autbert geheißen, ein Mann von edler Geburt und den trefflichsten Brüdern des Klosters zugezählt. Unwillig blickte Ansgar auf. Er meinte, der Bruder wolle ihn durch ab-

schreckende Schilderungen von dem Trotz und der Wildheit der Heidenvölker in seinem frommen Vorsatze wankend zu machen suchen, wie man schon oft gethan.

„Beharrest du noch in deinem Beschluß, zu den Heiden des rauhen Nordens zu gehen?" fragte Autbert.

„Was gehet das dich an!" entgegnete Ansgar in einem so gereizten Tone, wie man an dem liebevollen Manne sonst nicht gewohnt war.

„Zürne mir nicht!" sprach Autbert ruhig. „Ich will dich ja nicht darüber tadeln, sondern möchte nur Gewißheit haben über deinen Vorsatz."

„Nun denn," entgegnete Ansgar, „man hat mich gefragt, ob ich im Namen Gottes den Heiden das Evangelium verkündigen wollte, und ich wagte nicht, dem Rufe Gottes auszuweichen. Ja, ich sehne mich, dahin zu gehen, und keinem Menschen wird es gelingen, mich von diesem Vorsatz abzubringen."

„Und ich," hob Autbert wieder an, „werde nie zugeben, daß du allein gehest. Ich begleite dich."

Ansgar war freudig überrascht. Durch die Theilnahme eines Mannes wie Autbert mußte ja sein Werk leichter und zugleich segensreicher werden. Wala, der Abt des Klosters, ertheilte dem Autbert gern die Erlaubniß, den Freund zu begleiten. So traten sie denn, vom Kaiser Ludwig mit Allem, was sie zur Reise bedurften, ausgerüstet, getrosten Muthes die Reise an. Sie bestiegen mit Harald und dessen Gefolge ein Schiff und fuhren nun auf dem Rheine hinunter nach der Nordsee.

Schon auf dieser Reise wurde die Sanftmuth und Selbstverleugnung der beiden Missionäre auf eine schwere Probe gestellt. Denn ihre dänischen Begleiter kränkten und höhnten sie auf jegliche Weise. Doch ihre unermüdetste Freundlichkeit und Milde, welche sie den Beleidigungen und dem Spott ihrer Gefährten entgegensetzten, entwaffnete endlich auch die wilden Herzen der Dänen und diese begegneten fortan den sanften Dienern Christi mit immer sich steigernder Achtung und Liebe.

Im Herbste des Jahres 826 erreichten die Reisenden die dänische Küste. Autbert und Ansgar durchwanderten nunmehr das Land und verkündeten seinen Bewohnern die Lehre des Heils. Aber jetzt trat ihnen auch die ganze Schwere ihres Unternehmens mit niederdrückender Gewißheit entgegen. Denn die Dänen empfingen die christlichen Prediger mit stumpfer Gleichgültigkeit oder mit finsterm Haß. Die Gemüther des Volks waren rauh wie ihr Land und aufbrausend wie das Meer an ihren Küsten. Darum beschlossen die beiden Mönche, sich an die Kinder zu wenden und in ihnen ein dem Christenthum empfänglicheres, milderes Geschlecht zu erziehen. Darum kauften sie den rohen Eingebornen eine Anzahl von Knaben ab und gründeten für dieselben ein Erziehungshaus zu Haddeby im jetzigen Lande Schleswig. Hier wurden diese Kinder mit aller Liebe und Weisheit erzogen und in dem christlichen Glauben unterwiesen, damit sie dereinst selbst als Lehrer ihres Volkes auftreten könnten. Freilich wurde das schöne Werk vielfach gehindert durch die unversöhnliche Feindseligkeit

der heidnischen Dänen. Dazu erkrankte Autbert, erschöpft von den Entbehrungen und Mühseligkeiten seines kummervollen Lebens. In dem kalten Norden schien seine Herstellung unmöglich, er kehrte nach Corvey zurück, wo ihm ein früher Tod aus dem Lande der Lebendigen abrief. Ansgar aber stand nun allein in dem fernen fremden Lande, umgeben von einem finstern, mißtrauischen Volke, und es mochte ihm in manchen Stunden wohl der Muth zum fernen Ausharren entsinken.

4.

Drei Jahre weilte jetzt Ansgar in Dänemark, immer hoffend, Gott werde ihm doch noch einen Ausweg aus dieser Bedrängniß zeigen. Da erschienen am Hofe Ludwig's des Frommen schwedische Gesandte und begehrten unter Anderm von ihm, daß er einen Missionär nach Schweden schicken möchte. Die Schweden hatten das Christenthum schon etwas kennen gelernt. Zuweilen waren christliche Kaufleute nach ihrem Lande gekommen und schwedische Männer hatten auf ihren Handelsreisen christliche Länder besucht und daselbst den Gottesdienst angesehen, der nicht ohne tiefen Eindruck auf manches Gemüth geblieben sein mag. Auch mußte durch Gottes Führung selbst die rohe Gewalt jener Zeiten eine Brücke werden, auf welcher der christliche Glaube hinüberschritt zum schwedischen Volke. Die Bewohner der skandinavischen Halbinsel waren damals gefürchtete Seeräuber, welche unter dem Namen der Normannen oder auch der Wikinger auf dem Meere Schiffe wegnahmen, unvermuthet an den Küsten landeten und eine Strecke weit in's Land drangen, wo sie sengten und brannten und die Bewohner als Gefangene fortführten. Unter diesen befanden sich oft auch Christen. Der Umgang mit den heidnischen Eingebornen blieb nicht ohne segensreiche Folgen. So war denn in manchen Herzen das Verlangen nach einer nähern Kenntniß des Evangeliums entzündet worden, von welchem man so viel Herrliches gehört hatte. Darum hatten sich auch die schwedischen Gesandten mit jener Bitte an Kaiser Ludwig gewendet.

Der fromme Ludwig erfüllte gern das Verlangen der Schweden. Und weil Ansgar mit der Sprache und den Sitten der nordischen Völker vertraut war wie kein Anderer, so sandte der Kaiser Botschaft an ihn, hinüberzugehen nach Schweden. Mit hoher Freude sah Ansgar ein neues Feld der christlichen Predigt sich öffnen. Mehrere Mönche vereinigten sich voll frommen Eifers mit Ansgar zu gemeinsamer Thätigkeit für das Reich Gottes. Einem von ihnen, Gislemar genannt, übergab Ansgar die Leitung des Erziehungshauses zu Haddeby; mit einem andern, Wittwar, schiffte er selbst sich nach Schweden ein. Auf einem Theil des Weges wurden sie von einem Wikingerschiff überfallen und rein ausgeplündert. Es entstand großer Jammer unter den Reisenden und nur Ansgar blieb ruhig, obgleich ihm auch alle seine Bücher, vierzig an der Zahl, genommen wurden. Ohne weitern Unfall erreichten die Reisenden die schwedische Küste und landeten bei Birka am Mälarsee, in der Nähe der schwedischen Hauptstadt Sigtuna. Ansgar begab sich nun an den Hof des schwedischen Königs

Berno oder Björn und überbrachte demselben ein von werthvollen Geschenken begleitetes Schreiben des Kaisers. Der König nahm den christlichen Missionär wohlwollend auf und gestattete ihm, überall ungehindert zu lehren und zu taufen. Vorzüglich erfreut über Ansgar waren die christlichen Gefangenen, welche als Knechte unter den Schweden lebten. Die erste christliche Kirche erbaute Ansgar auf dem Landgute eines vornehmen schwedischen Hofbeamten, Herigar mit Namen, welcher sogleich im Anfang zum christlichen Glauben übergetreten war. Viele seiner Landsleute folgten seinem Beispiele. Rasch und segensreich schien das Christenthum in Schweden sich entfalten zu wollen. Ansgar kehrte ein Jahr nach seiner Ankunft in Schweden nach Deutschland zurück, um sich mit dem Kaiser Ludwig über die Schritte zu besprechen, die nun zur weitern Ausbreitung und Befestigung des Christenthums in den nordischen Ländern zu thun wären.

Der Kaiser beschloß, in der kurz zuvor gegründeten Stadt Hamburg ein Bisthum zu gründen, zu dessen Erzbischof Ansgar ernannt wurde. Diese Erhebung erfüllte den unermüdlichen Missionär mit neuem Eifer. Während er den fränkischen Mönch Gauzbert nach Schweden sandte, übernahm er selbst das unendlich schwierigere Werk der Heidenbekehrung unter den Dänen. Doch wie früher hinderte ihn auch jetzt der wilde, christenfeindliche Sinn des Volkes an dem Gelingen seines Werkes; selbst der König Horik war feindlich gegen Ansgar und das Christenthum gesinnt. Die Schule zu Haddeby ging ein und Ansgar sah sich mit tiefem Schmerz auf den Unterricht einzelner Knaben und Jünglinge beschränkt, die er aus der Leibeigenschaft loskaufte. Aber er sollte noch härter geprüft werden.

5.

Unter den Söhnen Ludwig's des Frommen brach ein Krieg aus, der Deutschland verheerte und zertheilte; die raubgierigen Schaaren der Normannen verstanden es trefflich, die allgemeine Verwirrung zu benutzen. Sie drangen verheerend in die blühendsten Landstriche ein, überfielen und verbrannten auch die Stadt Hamburg. Die von Ansgar erbaute schöne Kirche, das von ihm gegründete Kloster und die Bibliothek, ein Geschenk des Kaisers, gingen in jenen Schreckenstagen in Flammen auf. Ansgar und seine Gefährten flohen nach dem Gute der frommen Ida, einer vornehmen holsteinischen Edelfrau, wo sie gastliche Aufnahme und eine willkommene Zufluchtsstätte fanden. Mit tiefem Schmerze gedachte Ansgar des zerstörten Heiligthums zu Hamburg, mit welchem ihm zugleich so manche selige Hoffnung untergegangen war. Sein ganzes Wirken schien ja jetzt gestört und in Frage gestellt. Aber doch tröstete er noch seine verzagenden Genossen und sprach voll christlicher Ergebung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Und als in dem ausgeplünderten Lande die Noth immer höher stieg, da sandte er den größten Theil der ihn begleitenden Mönche in ihre deutschen

und französischen Klöster zurück. Er selbst blieb aber voll heldenmüthiger Ausdauer auf seinem schwierigen Posten.

Durch den Vertrag zu Verdun ward der fränkische Erbfolgestreit beendigt und Ludwig, der über Deutschland herrschte, schützte sein Reich vor den Einfällen der Normannen und sorgte für Ruhe und Sicherheit. So nahm er sich denn auch des vertriebenen Ansgar an, indem er dessen bischöflichen Sitz von Hamburg nach dem sicheren Bremen verlegte. Ansgar war nun aus aller Bedrängniß befreit. Mit um so größerem Eifer widmete er sich ganz der Fürsorge für die weitere Verbreitung des Christenthums. Vorzüglich lag es ihm am Herzen, den Dänenkönig Horik zu bekehren, da dann auch das Volk das Christenthum annehmen würde. Darum suchte er Horik von Angesicht zu Angesicht zu sehen und mit ihm zu verkehren. Ansgar erschien mehrmals als kaiserlicher Gesandter am Hofe des dänischen Königs. Wunderbar fühlte sich Horik ergriffen von der ruhigen Klarheit, die über Ansgar's Wesen ausgebreitet war, von der liebevollen Milde, die aus den Augen wie aus den Worten des christlichen Missionärs ihm entgegenleuchtete. Aller Haß und Argwohn gegen Ansgar schwand aus der Seele des Königs und Liebe und Verehrung trat an ihre Stelle. Und wenn auch Horik sich nicht entschließen konnte, dem väterlichen Götterglauben zu entsagen, so hinderte er doch nunmehr die Predigt des Evangeliums in seinem Lande nicht und gestattete sogar dem Ansgar den Bau einer christlichen Kirche in der Stadt Schleswig, welche damals Sliaswik genannt wurde. Diesen Ort hatte Ansgar gewählt, weil er ein ansehnlicher Handelsplatz war. Viele der daselbst zusammenströmenden Kaufleute lernten nun die christliche Lehre kennen, erzählten davon in ihrer Heimath und dadurch fand das Christenthum Eingang in vielen Herzen. So war endlich durch Ansgar's unermüdete Thätigkeit das dänische Land dem Christenthum geöffnet worden.

Um so ungünstigere Nachrichten liefen dagegen aus Schweden ein. Der Segen, der die Bemühungen des Missionärs Gauzbert begleitete, reizte den Zorn der heidnischen Priester und Derer, die noch fest an ihren Götzen hingen. Eines Tages rotteten sie sich zusammen und überfielen die christlichen Priester. Einer der Letztern fand seinen Tod; Gauzbert selbst aber und seine übrigen Genossen wurden in Fesseln geworfen, dann in ein Schiff gesetzt und über das Meer nach der deutschen Küste geführt, wo man sie an das Land setzte. Doch das Christenthum hatte schon zu sehr die Herzen ergriffen, als daß es so leicht wieder ausgerottet hätte werden können. Herigar wurde jetzt das Haupt und der Schutz der schwedischen Christen. Neben ihm zeichnete sich vorzüglich eine fromme Wittwe, Friedberg geheißen, durch die Festigkeit und Wärme ihres Glaubens aus. So blieben die schwedischen Christen mitten unter dem Haß und der Verfolgung ihrer heidnischen Landsleute beständig im Glauben und in brüderlicher Gemeinschaft. Doch trauerten sie, daß sie in ihrer Mitte keinen christlichen Priester hatten, der ihnen das Wort des Herrn auslegen und das heilige Abendmahl reichen konnte.

Einige Jahre waren vergangen. Ansgar glaubte, in Schweden werde sich der Haß der Heiden gegen die Christen wohl etwas gelegt haben. Auf sein Suchen fand er einen frommen Klausner, Adgar, der nach Schweden hinüberging und von den Christen mit hoher Freude, von den Heiden aber mit finsterm Mißtrauen empfangen wurde. Aber ihm fehlte der unerschütterliche, glaubensstarke Heldenmuth, der das erste Erforderniß eines Heidenboten ist. Als Herigar und Friedberg gestorben waren, kehrte er nach Deutschland zurück, die schwedischen Christen in großer Bedrängniß lassend. Dazu trat unter den Heiden ein schwärmerischer Mann auf, welcher ein Gesandter der Götter zu sein vorgab, als solcher die Heiden gegen die Christen aufwiegelte und in ihnen den Glauben zu ihren Götzen neu stärkte.

6.

Auf die Kunde von diesen Ereignissen reiste Ansgar mit einem Begleiter, Namens Erimbert, nach Schweden. Auf seine Bitte hatte ihm Horik ein Empfehlungsschreiben an den schwedischen König Olof und als Schutz einen Hofbeamten mitgegeben. Ansgar und sein Gefährte langten glücklich in Schweden an, durch den dänischen Gesandten gegen alle Beleidigung des Volkes geschützt. Alsbald suchte er mit dem Könige näher bekannt zu werden und lud ihn darum zu einem Gastmahl ein. Olof erschien, schon im Voraus durch Horik's Brief gegen die Missionäre freundlich gestimmt. Er faßte auch wirklich bald große Zuneigung gegen Ansgar. Als dieser aber um die Erlaubniß zur Predigt des Evangeliums bat, antwortete ihm Olof bedenklich, daß er zuerst das Volk befragen müsse; er wolle darum die Entscheidung dem Reichstag überlassen.

Nun flehte Ansgar im brünstigen Gebet zu Gott, er möge doch das Herz des Volkes zum Heile lenken, und sah nun mit freudiger Zuversicht dem Tage der Entscheidung entgegen.

Die Zeit der Volksversammlung kam. Der König versammelte zuerst die Edlen, welche sich für die Zulassung der christlichen Predigt erklärten. Hierauf begab sich der König in die Volksversammlung und trug derselben die Bitte Ansgar's vor. Es erregte einen gewaltigen Sturm und viele Stimmen erhoben sich laut gegen die Duldung der neuen Lehre. Da trat ein ehrwürdiger Greis auf und erinnerte in kräftiger Rede die Versammelten, wie doch der Gott der Christen ein gar mächtiges Wesen sein müsse und schon Viele, die an ihn geglaubt und ihn angerufen hätten, gar wunderbar in allen Nöthen geschirmt und erhalten habe. Ein Wort gab nun das andere und endlich erhielt Ansgar doch noch die Erlaubniß zur ungehinderten Ausbreitung des Christenthums.

Ansgar verweilte nur noch einige Zeit bis zur vollständigen Herstellung einer Missionsanstalt in Schweden, übergab dann die weitere Leitung derselben dem Erimbert und kehrte zu seinem bischöflichen Sitze zu Bremen zurück.

In Bremen hätte jetzt Ansgar in Ruhe und Bequemlichkeit leben

mögen. Die Früchte seiner jahrelangen, unausgesetzten Bemühungen fingen an zu reifen. Die Aufmerksamkeit der christlichen Völker war durch ihn auf den Norden hingelenkt, der Widerstand des dortigen Heidenthums gebrochen worden und weiter und weiter begann der Strahl des Evangeliums zu leuchten. Ansgar konnte sich sagen, daß dieß sein Werk sei; mit Zufriedenheit mochte er auf seine Vergangenheit zurückblicken. Aber noch gönnte er sich keine Ruhe. Die Sorge für die nordischen Missionäre war sein erstes und liebstes Geschäft. Um ihnen in ihrer nicht selten bedrängten Lage recht reichliche Unterstützung gewähren zu können, legte er — hierin zugleich der klösterlichen Strenge jener Zeit folgend — sich selbst die härtesten Entbehrungen auf. Ein härenes Gewand war sein Kleid, Brod und Wasser seine tägliche Nahrung.

Ein überaus mühevolles und beschwerliches Leben hatte Ansgar's Kräfte frühzeitig erschöpft. Noch hatte er kein hohes Alter erreicht, als die Vorboten eines nahen Todes sich einstellten. Da schrieb er noch einmal an den König Ludwig den Deutschen und legte demselben in beredten Worten die Fürsorge für die nordische Mission an's Herz. Eine schmerzliche Krankheit warf ihn darauf auf das Siechbett. Mit Sanftmuth und Geduld ergab er sich in den Willen Gottes und wiederholte oft das Wort der Schrift! „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Nur das betrübte ihn, daß er nicht gewürdigt worden war, als Märtyrer in das Reich Gottes einzugehen, wie es immer sein Lieblingswunsch gewesen war. Als er die Nähe seiner Todesstunde fühlte, ließ er alle Mönche und Priester seiner Umgebung rufen und bat sie, das Lied „Herr Gott, dich loben wir!“ anzustimmen. Darauf empfing er das heilige Abendmahl und verschied. Seine letzten Worte waren: „Herr, gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit! Herr, sei mir Sünder gnädig! In deine Hände befehl' ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott!“

Ansgar's Tod erfolgte am 3. Februar 865.

Der heilige Adalbert*).

Preußen war schon im hohen Alterthum Gegenstand vielfacher Sagen. In dem unbekannten fabelhaften Lande wohnten nach der Meinung der Griechen die glücklichen Hyperboräer, die ihr tausendjähriges Leben in stetem Frohsinn und ununterbrochener Gesundheit zubrachten. Von den Göttern geliebt und ihres Umganges gewürdigt, hatten sie von Schmerz und Angst keine Ahnung, lebten nur in Unschuld und patriarchalischem Frieden und endeten endlich als hochbejahrte Greise freiwillig ihr Leben, um fern von den Gebrechlichkeiten des Alters die innigste Gemeinschaft mit den Göttern zu suchen. Nach Preußen versetzte die Mythe den mächtigen Fluß Eridanos, in welchen, vom Blitze des Donnerers Jupiter ge-

*) Friedrich Henning, vaterländische Geschichtsbilder.

troffen, Phaëton zurückgeschleudert wurde, als er, vermessen in des Vaters Amt greifend, den Sonnenwagen lenken wollte und, zu schwach dazu, der Erde zu nahe gekommen war. In Preußen standen die Schwestern des gestürzten Jünglings, die Heliaden, aus Schmerz über den Tod des Bruders in Pappeln verwandelt und selbst in dieser Verwandlung noch schmerzliche Thränen weinend, die, zu Elektron (Bernstein) verhärtet, ein kostbarer Schmuck reicher Männer und Frauen waren. So war Preußen schon in den ältesten Zeiten ein berühmter Boden und der Schauplatz der anmuthigsten und sinnreichsten Mythen der Vorwelt. Kühne Seefahrer wagten es, an die Küsten des Landes vorzudringen; aber nur dunkel war die Kunde, welche sie zurückbrachten; Preußen, von mancherlei Völkern bewohnt, blieb ein geheimnißvolles Land beinahe bis zur Einführung des Christenthums. Einst vielleicht völlig vom Meere bedeckt, wurde sein Boden wahrscheinlich nur allmälig von den überfluthenden Gewässern angeschwemmt. Ueberall, selbst auf den Höhen und oft tief unter der Oberfläche, finden sich Versteinerungen von Schalthieren und andere Erzeugnisse des Meeres. Die Erdoberfläche selbst deutet darauf hin, daß hier einst das Meer fluthete; denn es gebricht dem Lande gänzlich an bedeutenden Höhen und Thalgründen, während es mit einer Menge Seen bedeckt ist, deren Zahl sich einst auf 2000 belaufen haben soll. Eigenthümlich sind dem Lande die beiden Haffe, das frische und das kurische; sie bilden große Wasserbecken an der Küste von 10 bis 14 Meilen Länge und 3 bis 7 in der Breite und sind von der Ostsee durch sandige Landzungen, Nehrungen genannt, getrennt.

Es war im Jahre 995, als sich der heilige Adalbert, Bischof von Prag, mit zwei Freunden und 30 Bewaffneten zu Krakau einschiffte, um, die Weichsel hinabfahrend, in das Land der heidnischen Preußen zu gelangen und dort das Christenthum zu verkündigen. Er kam in die Gegend von Danzig. Kaum war er gelandet, so strömte das Volk herbei, um das Begehren der sonderbaren Fremdlinge zu erfahren. Von der begeisterten Rede des Apostels ergriffen, stiegen Viele hinab in die Weichsel, um die Taufe zu empfangen und dadurch aller der Wohlthaten theilhaftig zu werden, von denen der Bischof gesprochen hatte.

Nach diesem glücklichen Anfange bestieg er wieder das Schiff, um, wie er es sich ursprünglich vorgenommen hatte, das unbekannte östliche Preußen, das Bernsteinland, zu besuchen. Er kam in's frische Haff und daselbst an eine kleine Insel, an der Küste von Samland gelegen. Hier landete er mit seinen beiden Freunden. Die Bewaffneten hatte er zurückgelassen, um nicht durch ihren Anblick die Bewohner zu reizen, sondern ihnen vielmehr auch äußerlich als ein Bote des Friedens zu erscheinen. Die Insulaner aber, ahnend, daß es sich darum handle, ihnen ihre Götter und damit auch ihre Freiheit zu rauben, strömten tobend herbei, um die Fremdlinge zu vertreiben. Der heilige Adalbert fing nun an, mit lauter Stimme einen Psalm zu singen, hoffend, er werde durch die Klänge des heiligen Liedes die Gemüther der Aufgebrachten zu besänftigen vermögen. Umsonst.

Schreiend dringen sie auf ihn ein. Ein Ruderschlag auf die Schulter streckt ihn zu Boden. Gott lobend, daß er würdig gewesen war, um seines Namens willen Schmach zu leiden, erhebt er sich wieder, begiebt sich wieder in's Fahrzeug und schiffte nach Samland hinüber.

Es war ein Sonntag, als er die Küste des Landes betrat. Gegen Abend kam er in ein Dorf, wo er von dem Herrn desselben freundlich aufgenommen wurde. Ehe es indeß völlig dunkel geworden war, eilten die Leute herbei, umgaben das Haus und verlangten zu wissen, warum die Fremdlinge gekommen seien? Adalbert geht hinaus, um es ihnen zu sagen. Kaum aber haben sie den Sinn seiner Rede vernommen, so erheben sie ein wüthendes Geschrei, schwingen ihre Keulen und drohen, ihn zu tödten, wenn er am Morgen nicht das Dorf verlassen hätte.

Noch in der Nacht brach er auf und kam nach einem andern Orte der samländischen Küste. Hier verweilte er fünf Tage an einem Dorfe. Alles, was er hier sah und hörte von den Bewohnern, von ihrem festen Sinne, mit welchem sie beharrten bei den Göttern ihrer Väter, war keineswegs geeignet, ihn zum weitern Vordringen zu ermuntern. Auch einige Träume, die er hatte, schienen ihm das Gefährliche seiner Unternehmung zeigen und ihm die Rückkehr gebieten zu wollen. Allein der fromme Apostel achtete nicht auf solche Zeichen und der Gedanke, daß er vielleicht dem gewissen Tode entgegen gehe, ohne seinen heiligen Beruf erfüllt zu haben, vermochte seinen regen Eifer nicht zu erkalten.

Demnach zog er mit seinen Freunden mehr landeinwärts. Ein dichter Wald nahm sie auf. Tiefe Stille herrschte unter dem Schatten der gewaltigen Bäume, heilige Schauer durchbebten die einsamen Wanderer. Adalbert stimmte einen Psalm an. Von neuem Muthe belebt, schritten sie unerschrocken vorwärts und erreichten gegen Mittag einen vom Wald umkränzten freien Platz. Hier machten sie Halt. Einer der Freunde las die Messe und Adalbert nahm das Abendmahl. Darauf genossen sie einige Speise und legten sich in die Schatten der Bäume, um neue Kräfte zur Fortsetzung der Reise zu sammeln. Bald senkte sich der Schlaf auf ihre müden Augen und die vorige Stille trat wieder ein.

Die Armen! Sie waren, ohne es zu wissen, durch den heiligen Wald auf das geheiligte Feld der Preußen gekommen, welche geweihten Oerter der Fuß des Fremden ungestraft nicht betreten durfte. Wildes Geschrei schreckte die müden Schläfer aus ihrem Schlummer. Mit geschwungenen Keulen stürzten die Heiden herbei, um die Entweihung zu rächen. Die Wanderer werden ergriffen, gefesselt, gegeißelt und zum Tode bestimmt.

„Trauert nicht, liebe Freunde!" rief der heilige Adalbert. „Ihr wißt, daß wir dieß Alles nur leiden für den Namen Gottes, welcher allein Herr ist über Leben und Tod."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Führer des Haufens, ein Priester, herbeistürzt und ihm den Wurfspieß in die Brust stößt. Die zunächststehenden Heiden folgten seinem Beispiele. Von sieben Lanzen durchbohrt, stand Adalbert noch aufrecht, Augen und Hände betend gen

Himmel gerichtet. Jetzt löste man seine Bande. „Vater, vergieb ihnen!" lallt er sterbend und stürzt leblos nieder.

Neue Volkshaufen strömen herbei. Wüthend fallen sie über den Leichnam her, verstümmeln ihn und stecken den Kopf auf eine Stange. Die beiden Freunde des Gemordeten werden fortgeführt und dann freigelassen. Sie eilen zurück und bringen dem Herzog Boleslaw von Polen die traurige Kunde. Dieser sandte zu den Preußen, um wenigstens den theuren Leichnam wieder zu erhalten. Für so viel Geld, als derselbe schwer war, ward er endlich verabfolgt, Boleslaw ließ ihn nach Gnesen bringen und in der dortigen Domkirche beisetzen.

Fünfter Abschnitt.

Staatenbildung.

Franken, Sachsen und Normannen*).

1. Chlodwig (500).

1. Chlodwig's Kampf gegen Syagrius und der Kirchenkrug zu Soissons.

Die Franken wohnten ursprünglich ostwärts vom Rheine, drangen dann über diesen Strom und zerstörten die blühenden Städte des römischen Reichs, Mainz, Köln und Trier. Sie wählten sich nach den einzelnen Gauen langgelockte Könige (denn die Franken schnitten ihre Haare am Hinterkopfe ab), deren Haar lang über Schultern und Nacken niederwallte. Der erste König, welcher die kleinen Reiche in ein großes vereinigte, war Chlodwig, Sohn des Childerich.

Sobald Chlodwig zur Regierung gelangt war, sann er darauf, wie er seine Herrschaft ausbreiten möchte. Es war nach dem Sturze des römischen Reichs in Italien (Odoaker 476) noch eine römische Herrschaft in Gallien übrig geblieben unter Syagrius, der sich zum Könige aufwarf. Chlodwig schickte ihm seine Herausforderung zu und überließ es ihm, Ort und Zeit des Kampfes zu bestimmen. Syagrius nahm den Fehdebrief an, ward aber von den Franken gänzlich geschlagen und (486) floh nach Toulouse, der Hauptstadt der Westgothen, wo Alarich II. herrschte. Der Westgothenkönig fürchtete aber den Krieg mit Chlodwig, und als fränkische Boten anlangten, lieferte er diesen den Syagrius gebunden aus. Chlodwig ließ den Gefangenen in einen Kerker werfen und bald darauf erwürgen.

*) Nach O. Klopp (Geschichten ꝛc. der deutschen Volksstämme. 2 Theile. Leipzig 1851).

Der König Chlodwig aber haßte die Christen, weil er dem alten Heidenthum treu bleiben wollte; darum zerstörte er viele Kirchen. Einstmals hatten seine Franken aus einer Kirche nebst anderen kostbaren Gegenständen einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit geraubt. Der Bischof dieser Kirche sandte darauf einen Boten an den König und ließ ihn bitten, daß, wenn er auch alles Andere behielte, seiner Kirche nur der Krug zurückgegeben werden möchte. Der König aber erwiederte dem Boten: „Folg' uns nach Soissons, denn dort soll die ganze Beute vertheilt werden. Wenn mir das Loos den Krug zuspricht, so soll er deinem Bischof wieder zugestellt werden." Als nun in Soissons alle Beute auf einen Haufen zusammengebracht war, sprach der König: „Ich bitte euch, meine tapferen Kämpfer, daß ihr mir außer dem mir zukommenden Antheile auch noch jenen Krug abtretet." Darauf erwiederten Einige: „Ruhmvoller König, was du erblickst, ist dein. Nimm dir heraus, was du willst; denn es ist vergeblich, sich deiner Macht zu widersetzen." Als diese so sprachen, erhob aber ein anderer Franke seine Stimme und sprach: „Du sollst nichts bekommen, als was dir das Loos zuspricht!" Und damit schlug er mit seiner Streitaxt an den Krug. Alle erstaunten; aber der König verbarg seinen Zorn über die Beleidigung und übergab dem Boten des Bischofs den Krug.

Ein Jahr darauf berief Chlodwig zur gewöhnlichen Zeit der großen Volksversammlung im Monat März sein Volk zu einer Heerschau, um ihre Waffen zu prüfen. Als er die Reihen durchschritt, kam er auch zu dem, welcher an den Krug geschlagen hatte, und sprach zu ihm: „Keiner hat so ungeschickte Waffen hergebracht, wie du; denn weder dein Speer, noch dein Schwert, noch deine Streitaxt sind etwas nütze!" Mit diesen Worten warf er die Streitaxt jenes Mannes auf die Erde. Dieser bückte sich, um sie wieder aufzuheben, im selben Augenblick aber erhob der König seine Streitaxt und schlug ihn an den Kopf, indem er sprach: „So hast du es in Soissons mit dem Kruge gemacht!" Der Mann war todt; da entließ der König die Andern. Alle aber fürchteten sich vor den Gewaltthätigkeiten des Königs.

2. Chlodwig's Bekehrung zum Christenthum.

Nach einigen Jahren seiner Herrschaft schickte Chlodwig Abgesandte nach Burgund an den König Gundobald, um dessen Schwester Chlotilde zu werben, welche man ihm als eine sehr schöne und kluge Jungfrau geschildert hatte. Gundobald hatte alle seine Geschwister übel behandelt, wagte indeß nicht, sich mit dem Frankenkönig zu verfeinden, und schickte ihm seine Schwester. Chlotilde aber bat ihren Gemahl inständigst, er möchte sich taufen lassen. Chlodwig wollte nicht, gestattete aber, daß sein Sohn getauft würde. Doch der Sohn starb bald nach der Taufe; da sprach Chlodwig erzürnt: „Wenn der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden wäre, so wäre er nicht gestorben." Chlotilde wußte ihren

Mann wieder zu trösten; da gab dieser zu, daß auch sein zweiter Sohn getauft würde. Auch dieser ward krank, doch starb er nicht.

Dennoch konnte die Königin nicht von Chlodwig erlangen, daß auch er sich taufen ließ, bis einmal ein Krieg mit den Alemannen ausbrach. Als ein heftiges Treffen geliefert wurde, begannen die Franken zu weichen, und es war vorauszusehen, daß ihr ganzes Heer vernichtet werden würde. Als Chlodwig das sah, erhob er weinend die Hände zum Himmel und sprach: „Jesus Christus, den Chlotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, der du den Unglücklichen helfen willst, wenn sie auf dich vertrauen, ich flehe dich an um deine Hülfe. Wenn du mir den Sieg gewährst und wenn du so mächtig bist, wie die Christen sagen, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen. Denn ich habe meine Götter vergeblich angerufen und nun rufe ich dich an, daß du mich errettest von meinen Feinden!" Als er so gesprochen hatte, wandten sich die Alemannen zur Flucht. Ihr König war gefallen und die Vornehmsten der Alemannen kamen jetzt zu Chlodwig und sprachen: „Laßt jetzt des Mordens genug sein, wir wollen dir gehorchen!" Da gebot Chlodwig, dem Kampfe Einhalt zu thun, kehrte heim und erzählte der Königin, wie der Christengott ihm zum Siege verholfen habe.

Die Königin ließ sofort den Bischof Remigius kommen, der den König im Christenthume unterrichten sollte. Als nun der Bischof dem Könige von Christi Leiden und Tod erzählte, ward dieser zornig und rief: „Wäre ich nur mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte alsbald seine Schmach gerächt!" Da forderte ihn Remigius auf, daß er nun mit seinem ganzen Volke sich zur Lehre Christi bekennen sollte. Aber der König antwortete: „Ich würde gern deine Lehren hören, heiliger Vater, aber mein Volk wird seine heimathlichen Götter nicht verlassen wollen. Jedoch will ich gehen und deinem Rathe gemäß mit ihm reden." Als der König zu dem Volke sprach, antworteten Viele: „Wir lassen ab von unsern vergänglichen Göttern und wollen dem unsterblichen Gotte folgen, den Remigius predigt." Alsbald war das Taufbad bereitet und die Kirche reich geschmückt. Chlodwig schritt zuerst in das Bad und der Bischof Remigius segnete ihn ein mit den Worten: „Beuge dein Haupt, wilder Sicamber, bete an, was du früher mit Brand verheertest, und verbrenne, was du früher anbetetest." Auch die Schwester Chlodwig's ward getauft und außer dieser noch viele Franken. So war Chlodwig der erste katholische König unter den deutschen Stämmen, denn die andern Könige waren alle Arianer. Später ging die Sage, daß zur Taufe Chlodwig's eine Taube vom Himmel eine Flasche mit heiligem Oel gebracht habe, mit welchem dann alle französischen Könige gesalbt wurden, durch alle Jahrhunderte hindurch, bis zu Ende des bourbonischen Königsgeschlechts.

Jenes Treffen ward geschlagen im Jahre 496 bei Tolbiakum, das jetzt Zülpich heißt und ungefähr sechs Stunden von Bonn entfernt ist. Die Alemannen wurden durch diese Schlacht theils den Franken unterworfen, theils baten sie den Ostgothenkönig Theodorich um Schutz, der sich

für sie bei Chlodwig verwendete und einen großen Theil derselben dem Ostgothenreiche hinzufügte. Diese Alemannen trat später der gothische König Vitiges an die Franken ab, als er sich diese zu Freunden machen wollte, um nicht gegen sie und Belisar zugleich kämpfen zu müssen.

3. Chlodwig's Treulosigkeit gegen Siegbert und dessen Sohn.

Als Chlodwig schon Paris zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, schickte er von dort aus Boten an Chloderich, den Sohn des Frankenkönigs Siegbert in Köln, und ließ ihm sagen: „Dein Vater Siegbert ist alt und schwach und hinkt auf dem einen Fuße. Wenn er todt wäre, so würde dir sein Reich zufallen und meine Freundschaft dich schützen!" Die Worte Chlodwig's erweckten in dem jungen Mann die Begierde und er stand seinem Vater nach dem Leben. Eines Tages ging der Vater über den Rhein, um sich an dem andern Ufer im Walde zu ergehen. Als er da des Mittags in seinem Zelte schlief, sandte sein Sohn Mörder über ihn, welche ihn tödteten. Dann schickte der böse Sohn Boten an Chlodwig und ließ ihm sagen: „Mein Vater ist todt, seine Schätze und sein Reichthum jetzt mein. Darum schicke einige von deinen Leuten zu mir und ich werde ihnen geben, was du von dem Reichthum meines Vaters zu haben wünschest. „Chlodwig schickte seine Gesandten.

Als diese anlangten, ward ihnen Alles gezeigt. Der junge König führte sie zu einer Kiste und sprach: „In diese Kiste pflegte mein Vater die Geldmünzen hineinzulegen." Da antworteten jene! „Stecke deine Hand hinein und hole vom Boden herauf, was du dort findest!" Der König bückte sich tief vorn über, da erhob einer von ihnen eine Streitaxt und schlug sie ihm in's Haupt, daß er todt niederfiel. Chlodwig aber eilte sogleich nach Köln, rief das Volk zusammen und sprach: „Höret, was geschehen ist. Während ich auf der Schelde schiffte, verläumdete Chloderich, der Sohn meines Vetters Siegbert, mich bei seinem Vater und sagte, daß ich ihn tödten wollte. Und nun, da sein Vater einsam im Walde schlief, hat er selbst die Mörder gegen ihn gesandt und ihn getödtet. Er selbst ist dafür, als er seine Schätze besah, von einem mir unbekannten Manne erschlagen worden. Aber ich bin unschuldig daran; ich kann ja nicht das Blut meiner Verwandten vergießen, denn das wäre gottlos. Weil es nun einmal so gekommen ist, so biete ich euch meinen Rath an: wendet euch zu mir und kommt in meinen Schutz!" Als die Kölner das vernahmen, klatschten sie mit den Händen und riefen Beifall, hoben Chlodwig auf den Schild und begrüßten ihn als König.

4. Chlodwig besiegt die Westgothen.

Während Chlodwig sich ein Reich nach dem andern unterwarf, wurden die Westgothen besorgt um sein weiteres Vordringen und deshalb ließ der westgothische König Alarich den Frankenkönig Chlodwig zu einer Besprechung auf der Grenze ihres Gebietes einladen. Auf einer Insel im Loirestrom, nahe bei Amboise, kamen die beiden Könige zusammen, umarmten sich und

aßen und tranken miteinander, so daß Allen schien, als wäre ein Freundschaftsbund geschlossen. Aber dieser Schein währte nicht lange; denn kurz nachher berief Chlodwig eine Versammlung seiner Getreuen nach Paris. Der Frankenkönig als katholischer Fürst sprach zu den Seinen: „Es schmerzt mich, daß diese Arianer noch einen so großen Theil Galliens inne haben. Laßt uns gegen sie ausrücken und wenn wir mit Gottes Hülfe diese Ketzer besiegt haben, wollen wir ihre Länder unter uns theilen!" Da stimmten Alle bei; auch die Königin Chlotilde ermunterte ihren Gemahl zu dem Unternehmen, denn sie meinte, Gott würde ein Wohlgefallen daran haben. Der kriegerische Chlodwig faßte mit starker Hand seine Streitaxt und schleuderte sie weithin mit den Worten: „Wo meine Franziska (so hieß die Streitaxt) niederfällt, will ich eine Kirche zur Ehre der heiligen Apostel erbauen!"

Die Katholischen im Reiche der Westgothen wollten lieber dem Chlodwig als dem Alarich unterthan sein und erwarteten mit Freude die Annäherung des fränkischen Königs. Als Chlodwig in das Gebiet von Tours kam, gebot er, aus Ehrfurcht vor dem heiligen Martin von Tours, daß Niemand etwas Anderes als Gras und Wasser daselbst nehmen sollte. Einer von den Franken fand einen Haufen Heu und sprach: „Wir sollen nur Gras nehmen, aber dieß ist auch Gras und ich übertrete das Gebot des Königs nicht, wenn ich es nehme!" Darum entriß er es mit Gewalt dem armen Manne, der sein Eigenthum schützen wollte. Die Kunde davon gelangte zum König, welcher zornig sprach: „Wo bleibt die Hoffnung des Sieges, wenn der heilige Martin beleidigt wird?" Mit diesen Worten schlug er den Franken nieder.

Alsdann schickte er einige seiner Begleiter voraus, gab ihnen Geschenke mit für die Kirche, in welcher die Gebeine des heiligen Martin begraben lagen, und sprach zu ihnen: „Gehet voraus, ob ihr vielleicht eine Weissagung des Sieges in dem heiligen Gebäude vernehmet." Als die Diener des Königs in die Kirche traten, vernahmen sie die Worte des Psalms: „Du, o Herr, hast mich mit Kraft zum Kriege umgürtet, du hast die Feinde mir unter die Füße gethan, ihren Rücken hast du mir preisgegeben und die mich hassen, hast du zu Falle gebracht!" Da freueten sie sich über diese Worte von glücklicher Vorbedeutung und kehrten wieder um, dem Könige die frohe Botschaft zu verkünden. Voll Vertrauen auf den Sieg zog dieser weiter fort, bis er an den Fluß Vienna kam; dieser aber war angeschwollen und die Franken wußten nirgend eine Fuhrt. Sie verweilten die Nacht am Ufer; am andern Morgen erblickten sie einen Hirsch von wunderbarer Größe, der zum Wasser herabstieg. Das Thier wadete durch den Fluß und daran erkannten die Franken die Fuhrt.

Als sie in die Nähe von Poitiers kamen, sahen sie von fern auf der Kirche des heiligen Hilarius ein Licht leuchten und schrieben das dem Heiligen zu, der ihnen den Sieg über ihre Feinde verleihen wollte. Chlodwig bedrohete aber auch hier das fränkische Heer, daß Niemand es wagen sollte, irgend Etwas zu nehmen, was ihnen nicht zukäme. Die Bewohner

der ganzen Gegend hielten es mit den Franken und begünstigten das Heer derselben auf alle Weise. Die Westgothen waren unter sich nicht einig, was zu thun wäre, ob sie lieber sich zurückziehen und die Ostgothen erwarten sollten, welche Theodorich ihnen zu Hülfe zu schicken sich erboten hatte, oder ob sie da den Feinden ein Treffen liefern sollten. Nach langen vergeblichen Berathungen entschlossen sie sich, die Ankunft der Ostgothen zu erwarten; aber während sie sich zurückzogen, holte Chlodwig sie ein und zwang sie zu einem Treffen. In diesem Kampfe trafen die beiden Könige aufeinander, aber Chlodwig tödtete den Alarich. Als die Westgothen ihren König fallen sahen, rannten sogleich zwei von ihnen auf Chlodwig los, aber ihre Speere vermochten nicht, durch seinen Panzer zu dringen, und das schnelle Roß, welches Chlodwig ritt, trug ihn eilig aus der Gefahr.

Die Westgothen wurden geschlagen und dieser eine Kampf entschied das Schicksal des gallischen Landes. Von der Loire bis an die Pyrenäen und von der Rhone bis an's atlantische Meer wurde nun alles Land den fränkischen Königen unterthan und die Westgothen behielten nur im Süden einen schmalen Landstrich, welcher Septimanien genannt wurde. Aber dafür machten sie ihr Reich in Spanien größer und unterwarfen sich die Sueven, die bis dahin ein eigenes Reich in Spanien gehabt hatten.

Als Chlodwig siegesfroh von diesem Zuge zurückkehrte, empfing er zu Tours eine Gesandtschaft des Kaisers von Konstantinopel, der es immer gern sah, wenn die Gothen Schaden litten. Der Kaiser Anastasius sandte ihm die Zeichen der Königswürde, den Purpurmantel und das Diadem, ernannte ihn auch zum Patricius. Obwohl Niemand so recht wußte, was dieser Name bedeutete, ward er doch immer als eine hohe, nur vom Kaiser zu verleihende Würde betrachtet, die hernach auch Pipin und Karl der Große bekleideten. Der König Chlodwig machte die Annahme dieser Würde zu einem hohen Festtage. In der Abtei von St. Martin legte er das Purpurgewand an und setzte die Krone auf; dann ritt er in feierlichem Aufzuge durch die Stadt bis zum Dom. Unterwegs streute er nach beiden Seiten hin Geld aus.

---

2. Fränkische Sitten.

1. Beschreibung des Aufzugs eines fränkischen Großen an seinem Hochzeitstage (um 600 n. Chr.).

Ein fränkischer Großer, Namens Sigismer, wollte eine westgothische Prinzessin heirathen. Den Hochzeitstag desselben sah ein Römer mit an und machte in seinem Briefe an einen Freund folgende Beschreibung.

„Da du so gern Waffen und Waffenkleidung betrachtest, so wäre es dir eine Freude gewesen, wenn du den königlichen Jüngling Sigismer, nach der Sitte seines Volkes als Bräutigam angethan, nach der Wohnung

seines Schwiegervaters hättest einherschreiten sehen. Sein Pferd war mit glänzendem Brustschmuck geziert, ja es gingen ihm Pferde voraus und folgten andere, die von Edelsteinen glänzten. Aber der Bräutigam saß nicht auf seinem Pferde, sondern es ward für anständiger gehalten, daß er mitten unter seinen Begleitern zu Fuße einherschritt, angethan mit flammendem Purpur, mit röthlich glänzendem Goldschmuck und weißer Seide, während sein Haar, seine Gesichtsfarbe und die übrige Haut diesem Schmucke entsprachen. Das Ansehn seiner Genossen war aber im Frieden noch furchtbar; ihr Fuß bis an die Knöchel war von einem rauhen Stiefel umhüllt, die Schienbeine, die Kniee und die Schenkel über ihnen waren unbedeckt. Außerdem umgab sie ein eng anschließendes Gewand von verschiedenen Farben, welches aber nicht bis an die Kniekehlen niederreichte. Die Aermel umhüllten nur den obern Theil des Armes, der grünlich schimmernde Mantel stach ab von den röthlichen Gliedern. Die Schwerter hingen an Bändern von der Schulter nieder und schlossen dicht an die mit Pelz umhüllten Weichen an. Dieselbe Kleidung, die ihnen zum Schmuck dient, dient ihnen auch zur Wehr. In der rechten Hand trugen sie Lanzen mit Widerhaken versehen und Streitäxte, die auch zum Werfen geeignet sind; in der linken dagegen ein Schild, dessen Rand schneeweiß, dessen Buckel gelb ist. Dieser Schild beweist sowohl den Reichthum seines Besitzers als die Kunst seines Verfertigers. Ueberhaupt war Alles so beschaffen, daß das Ganze nicht bloß ein Hochzeitszug, sondern zugleich ein Kriegszug zu sein schien."

2. Die Behandlung der Sklaven.

Im sechsten Jahrhundert lebte ein fränkischer Großer, Namens Rauching, ein stolzer und grausamer Mann, der seine Sklaven sehr mißhandelte. Wenn er zu Abend saß, so mußte ihm ein Sklave das Wachslicht halten. Vorher jedoch befahl er ihm, seine Schenkel zu entblößen und dann mußte der Sklave das Licht so nahe an seinen Körper halten, bis es erlosch, und wenn es wieder angezündet war, so geschah dasselbe und wurde so lange wiederholt, bis die Schenkel verbrannt waren. Wenn aber der Unglückliche einen Laut des Schmerzes von sich gab oder sich von der Stelle bewegen wollte, so bedrohete ihn Rauching mit dem entblößt daliegenden Schwerte, und jemehr der Sklave vor Schmerz weinte, desto mehr freuete sich sein Heer.

Einstmals wollten sich unter seinen Sklaven ein Mann und eine Frau heirathen, da sie sich schon zwei Jahre hindurch Zuneigung bewiesen hatten. Deshalb gingen sie in die Kirche und der Priester segnete ihren Bund ein. Als Rauching das erfuhr, eilte er schnell hinzu und forderte von dem Priester, er sollte ihm sogleich seine Sklaven herausgeben. Der Priester aber sprach: „Du weißt, welche Verehrung der Kirche Gottes gebührt. Du kannst die Leute nicht eher wieder erhalten, als bis du mir versprichst, sie nicht wieder zu trennen und sie nicht mit einer Strafe zu belegen." Rauching schwieg eine Weile, um darüber nachzudenken; alsdann legte er

die beiden Hände auf den Altar und schwur: „Ich will sie nie von einander trennen, sondern sie sollen immer zusammen bleiben. Zwar haben sie unrecht gethan, daß sie ohne meine Einwilligung zu dir gegangen sind; aber doch willige ich ein.“ Der Priester glaubte gutmüthig dem Versprechen und entließ sie.

Rauching nahm die beiden Sklaven mit nach Hause. Dort ließ er einen dicken Baum fällen, die Zweige und Aeste abhauen und dann den Stamm mit einem Keil auseinander spalten. Dann ließ er die Hälfte desselben aushöhlen und in eine Grube legen. In diese Grube wurden auf dieß Holz die beiden Sklaven gelegt und dann befahl er Erde aufzuschütten und das Paar lebendig zu begraben. „Ich habe meinen Eid nicht gebrochen,“ sprach er, „denn die Beiden sind nicht getrennt.“ Als das dem Priester angesagt wurde, eilte dieser schnell herbei, schallt den Rauching über diese That und verlangte von ihm, daß sie wieder ausgegraben würden. Der Mann wurde noch lebend herausgezogen, aber die Frau war schon erstickt.

3. Die Blutrache bei den Franken.

Zwar war im sechsten Jahrhundert bei den Franken die Blutrache bereits abgeschafft und an ihrer Statt längst das Wehrgeld eingeführt, aber in den Zeiten der Verwirrung und des Kampfes zwischen den beiden Königinnen Fredegunde und Brunhilde kehrten sie noch oft zu der alten rohen Sitte der Vorfahren zurück. Davon zeigt folgende Geschichte, welche zu Tournay im Frankenlande geschah.

Ein Ehemann wurde seiner Gattin oftmals ungetreu und deshalb machte ihm ihr Bruder Vorwürfe und schalt ihn, daß er sich bessern möge. Als dieß aber dennoch nicht geschah, wurde der Schwager so zornig, daß er mit einer Anzahl seiner Freunde auf den Beleidiger losging und ihn erschlug. Aber auch die Freunde des Erschlagenen eilten herbei und es entspann sich ein allgemeiner Kampf, der mit dem Tode Aller endete, bis auf Einen, der übrig blieb. Nun standen aber auch alle Verwandte der Erschlagenen gegen einander auf und wollten ihre Todten rächen. Die Königin Fredegunde ermahnte zum Frieden, damit nicht der Brand der Feindschaft immer größer würde; aber alles ihr Zureden war vergebens. Deshalb gedachte sie den Streit dadurch zu beenden, daß sie die Urheber vernichtete. Sie lud die hervorragendsten Führer beider Parteien zu einem Gastmahle ein und bewirthete sie gut. Als das Mahl abgetragen war, blieben die Eingeladenen nach fränkischer Sitte ruhig auf ihren Sitzen und tranken weiter. Allmälig wurden sie trunken und auch ihre Gefolgsleute verliefen sich einer nach dem andern in dem königlichen Palaste und schliefen ihren Rausch aus, wo sie gerade einen Platz fanden. Als Fredegunde glaubte, daß Alles ihrer Absicht günstig sei, ließ sie Einige von ihrer Leibwache mit ihren Streitäxten bewaffnet hinter die Stühle der Männer treten, welche noch da saßen und mit einander stritten. Auf ein gegebenes Zeichen schlugen die Diener der Königin zu und die Franken fielen tödtlich

getroffen von ihren Stühlen. So glaubte die Königin den Frieden gewahrt zu haben; aber die Freunde der Getödteten hätten gern wieder Rache an der Königin genommen, wenn sie es nur vermocht hätten.

4. Strafgesetze und Gottesurtheile.

Wir finden bei den Franken schon uralte Gesetze und Gerichtstage, zu denen sich das Volk auf einem freien Platze versammelte. Der König selber saß zu Gericht und in den Gauen thaten es die Herzöge und Grafen. Die meisten Verbrechen, welche vorkamen, waren Diebstahl, Verletzung des Körpers und Mord. Für jede Art des Vergehens war eine Geldstrafe bestimmt (Wehrgeld), die oft, wenn der Verurtheilte sie nicht erschwingen konnte, in Leibeigenschaft verwandelt wurde. Es ist merkwürdig, wie genau in den fränkischen (salischen) Gesetzen die einzelnen Fälle bestimmt sind. Da ist genau ausgemacht, wie viel ein abgehauener erster, zweiter, dritter, vierter, fünfter Finger kosten soll; ferner, wie viel ein Hieb, der einen blauen Fleck hinterlassen, ein anderer, nach welchem Blut geflossen, noch ein anderer, welcher den Knochen beschädigt hat; ferner, wie viel für eine gequetschte Nase, für eine beschädigte Lippe, für ein abgehauenes Ohr und für einen ausgebrochenen Zahn gezahlt werden müsse. Der Todtschlag eines freien Franken ward mit 200 Schillingen, eines Leibeigenen mit 35, der Diebstahl eines Hengstes aber mit 45 Schillingen gebüßt.

Die Unbeholfenheit der Richter machte es oft sehr schwierig, von einem Angeklagten ein eigenes Geständniß herauszubringen. Man legte ihm dieselbe Frage ein paar Mal nacheinander vor und wenn er im Leugnen beharrte, so war der Richter mit seinem Scharfsinn zu Ende. Die abscheuliche Folter ward damals nur bei Knechten angewendet; für freie Männer wählte man eine andere Auskunft, den Zweikampf. Wer siegte, der hatte Recht, der Andere ward für schuldig erklärt. Für die Frauen, besonders für solche, die der Verletzung ihrer weiblichen Ehre angeklagt waren, galt ein anderer Erweis der Unschuld, die Feuerprobe. Glühende Eisenstangen oder Pflugschare wurden entweder auf die Erde gelegt und die angeklagte Person mußte mit bloßen Füßen darüber hingehen, oder sie mußte dieselben eine Strecke weit in den Händen tragen. Bei einer andern Probe mußte der Angeklagte den aufgestreiften Arm in einen Kessel voll siedenden Wassers tauchen; sodann verband eine Gerichtsperson den wunden, geschwollenen Arm und drückte ein Siegel auf den Verband. Nach einigen Tagen besichtigte man die verbrannten Glieder und fand man sie schon in der Heilung begriffen, so ward der Beklagte freigesprochen. Es soll bei solchen Fällen nicht immer ganz ehrlich zugegangen sein. Personen, welche der Hexerei beschuldigt waren und nicht bekennen wollten, wurden krumm zusammengebunden in's Wasser geworfen. Schwammen sie oben, so wurden sie für schuldig erklärt, sanken sie unter, so sprach man sie frei. Die Kreuzprobe bestand darin, daß die Parteien in der Kirche vor einem Kreuze mit ausgebreiteten Armen unbeweglich stehen mußten, während der Priester eine Messe las. Wessen Arm zuerst ermüdet

sich senkte, der hatte den Prozeß verloren, denn den Unschuldigen, so meinte man, hatte Gott gestärkt. Daher der Name: Gottesurtheile.

5. Das Asylrecht der Kirche.

Der König Chilperich wurde von seiner Gemahlin Fredegunde gegen ihren Stiefsohn Meroväus aufgehetzt und deshalb ließ er ihm die Haare abschneiden und steckte ihn in ein Kloster. Als Meroväus da verweilte, gab ihm einer seiner Freunde den Rath, er solle entweichen und sich nach Tours in die Kirche des heiligen Martinus flüchten. Dieß that Meroväus und kam eines Tages in der Martinskirche zu Tours an, als der Bischof Gregor, der uns dieß berichtet hat, selber die Messe las. Meroväus bat den Bischof um seinen Segen und dieser gab ihn auf vieles Bitten; dadurch nahm er den Königssohn in seinen Schutz. Alsdann schickte er Boten zum König Chilperich und ließ ihm sagen: „Siehe, dein Sohn ist hier!“ Fredegunde aber sprach: „Das sind Kundschafter, sie wollen sehen, wie es mit dem Könige steht,“ und sie bat ihren Gemahl, er solle die Boten gefangen setzen. So wurden die Gesandten des Bischofs in einen Kerker geworfen. Alsdann schickte Chilperich Boten an den Bischof und ließ ihm sagen: „Wirf den abtrünnigen Menschen aus der Kirche; wo nicht, so will ich das ganze Gebiet von Tours verheeren.“ Der Bischof Gregor aber war entschlossen, das alte Recht der Kirche zu wahren und entgegnete deshalb: „Was zur Heidenzeit nicht geschehen ist, soll wahrlich auch zur Christenzeit nicht geschehen!“ Denn auch in heidnischen Zeiten hatte ein Tempel oder Altar den Bedrängten Schutz verliehen; darum behielt Gregor den Meroväus bei sich im Schutz der Kirche.

Der König Chilperich kam nun mit einem großen Heeresgefolge heran und wollte doch seinen Sohn gern ausgeliefert haben; aber er wagte es nicht, Gewalt zu brauchen. Deßhalb ließ er durch einen Diener auf das Grab des heiligen Martin einen Brief niederlegen, der die Bitte enthielt, daß der heilige Martin ihm wieder schreiben möchte, ob er ihm erlauben wollte, den Meroväus aus der Kirche hervorzuholen oder nicht. Der Diakonus, welcher auf Befehl des Königs den Brief auf das Grab gelegt hatte, hatte noch ein unbeschriebenes Blatt dazu gelegt, worauf der Heilige seine Antwort schreiben sollte, und wartete drei Tage lang auf Antwort. Als das Blatt noch immer unbeschrieben blieb, brachte er es dem Könige zurück und der König sah ein, daß der Heilige ihm nicht antworten wolle. Meroväus versuchte aber auch sein Heil auf dem Grabe des heiligen Martin und legte den Psalter, das Buch der Könige und ein Evangelienbuch darauf nieder. Dann durchwachte er eine ganze Nacht im Gebet und flehte den Heiligen an, daß er ihm eine Weissagung möchte zu Theil werden lassen, was noch sein Schicksal sein würde. Er erwachte und fastete drei Tage lang und am dritten Tage öffnete er die Bücher, zuerst das Buch der Könige und dann den Psalter. Beide Sprüche, auf die zuerst sein Auge fiel, schienen ihm Unglück zu bedeuten, und als er das Evangelienbuch aufschlug, las er die Worte: „Ihr wisset, daß wir nach zween Tagen das

Passahlamm essen werden und des Menschen Sohn wird in die Hände seiner Feinde gegeben, daß sie ihn kreuzigen." Da überfiel ihn Schrecken und er suchte zu entfliehen; aber unterwegs wurde er von einer Schaar des Königs Gunthram gefangen, der ihn bei sich behielt. Chilperich war sehr ergrimmt auf die Bewohner von Tours und auf den heiligen Martin, er überfiel das Gebiet der Stadt und plünderte sogar die Kirche des heiligen Martin.

6. Kolumban.

Als Kolumban und Gallus im Jahre 612 in Alemannien wanderten, um für die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums zu predigen, kamen sie auch nach Bregenz am Bodensee. Sie traten aus dem Schiff und gingen in die Kirche. Alsdann wanderten sie umher, um Alles zu besehen, und die Gegend erschien ihnen so schön und so lockend, daß sie beschlossen, sich Wohnungen zu bauen und dort zu bleiben. Da fanden sie in einem Tempel drei eherne, aber vergoldete Götterbilder, die an der Wand befestigt waren, und sie vernahmen bald, daß das Volk jener Gegend sich wenig um den Gottesdienst der christlichen Kirche kümmerte, sondern diesen Bildern Opfer darbrachte, sie anbetete und sprach: „Das sind unsere alten Götter, die uns hold sind und unter deren Schutz und Schirm wir noch bestehen, bis auf den heutigen Tag." Als das Fest jenes Tempels begangen wurde, strömte eine große Menschenmenge von verschiedenem Alter und Geschlecht herbei, nicht bloß um der Festlichkeit willen, sondern auch um die Fremdlinge zu sehen, von denen in der Gegend schon viel geredet wurde. Kolumban befahl darauf dem Gallus, zu predigen, und während dieser predigte, ergriff Kolumban im Angesichte Aller die Götzenbilder, schlug sie mit Steinen in Stücke und warf sie in den See. Als das die Leute sahen, wandten sie sich auf's Neue wieder zum Christenthum.

Die Worte dieser christlichen Sendboten drangen aber auch mahnend an das Herz der Fürsten. Vor allen Andern bewies Kolumban seinen festen Muth gegen die Königin Brunhilde. Nachdem diese Frau schon viele aus dem fränkischen Königsstamm um's Leben gebracht hatte, führte sie im Namen ihres Enkels Theodorich die Herrschaft. Als sie mit diesem einstmals in der Nähe des Klosters verweilte, in welchem der heilige Kolumban sich aufhielt, besuchte der junge König den Prediger des Christenthums oft und unterredete sich mit ihm. Der ernste und strenge Kolumban aber redete dem König in's Gewissen und ermahnte ihn, daß er doch allen Ausschweifungen entsagen und eine Ehe eingehen möge, wie sie einem Könige gezieme. Theodorich gab den Ermahnungen des frommen Mannes nach und versprach ihm, daß er also thun wolle. Aber das war seiner Großmutter nicht recht, denn sie sah wohl ein, daß der König dann selbst regieren und ihrer Leitung nicht mehr bedürfen würde, und darum wollte sie lieber, daß er sich durch Ausschweifungen zerstreuen sollte.

Einige Tage nachher geschah es, daß Kolumban zur Königin Brun-

hilde kam und sobald diese ihn in die Halle treten sah, faßte sie die Söhne Theodorich's und seiner Buhlerinnen an der Hand und führte sie dem heiligen Kolumban entgegen. Dieser sprach: „Was sollen die Kinder für unsere Unterredung?" und die Königin Brunhilde erwiederte ihm: „Es sind die Kinder des Königs und ich habe sie dir entgegengebracht, daß du sie segnen mögest." Aber Kolumban antwortete: „Nimmermehr werde ich sie segnen, denn es sind die Söhne der Buhlerinnen und nicht berufen, auf dem fränkischen Königsthrone zu sitzen." Erzürnt ließ die Königin die Kinder sogleich wegbringen und auch Kolumban ging von dannen. Als der fromme Mann die Schwelle des Palastes überschritt, ertönte ein gewaltiger Donnerschlag; aber das machte die Königin nicht irre, vielmehr verbot sie zugleich den Umwohnern des Klosters, worin der heilige Kolumban wohnte, daß keiner von ihnen die Mönche bei sich aufnehmen, noch ihnen sonst irgend eine Unterstützung geben sollte; aber Kolumban ging zu ihnen und ermahnte sie, daß sie durch die Drohungen der Königin sich nicht möchten abschrecken lassen. Der König Theodorich erfuhr auch das Verbot seiner Großmutter und schickte den Mönchen köstliche Speisen und Vorrath in Menge. Als Kolumban dieses sah und erfuhr, daß es vom Könige käme, sprach er: „Fort damit, denn es ziemt uns nicht, die Gaben Derer zu genießen, welche den Dienern Gottes das Obdach versagen." Auf diese Worte hin zerschlugen die Mönche des heiligen Kolumban die Schüssel und die Geräthe; die Diener des Königs aber standen bestürzt und kehrten zu ihrem Herrn zurück, um ihm das Geschehene zu verkünden. Theodorich ward betroffen, er trat zu seiner Großmutter und sie beschlossen, den Kolumban aus dem Lande zu vertreiben. Dieß geschah und Kolumban wanderte nach Italien und gründete dort das berühmte Kloster Bobbio.

In damaliger Zeit waren die Geistlichen fast die einzige Schutzwehr des Volkes gegen den Eigenwillen der Herrscher.

3. Die fränkischen Hausmeier an Statt der schwachen Könige.

1. Pipin von Heristall.

Während die Könige aus Chlodwig's Stamm immer schwächer und träger wurden, erhoben sich ihre Hausmeier zu immer größerer Macht. Dem mannhaften Pipin aber war es vorbehalten, das Ansehen dieses Amtes und seines Hauses für immer zu befestigen. Im Jahre 687 gewann er die Herrschaft über das ganze östliche Frankenreich. Im westlichen Frankenreich (Neustrien) herrschte jener Theodorich, welcher die Kirchen plünderte und die Unterthanen drückte. Viele von den Beraubten flohen zu Pipin und dieser schickte Boten zu Theodorich, welche den König baten, er möchte doch die Flüchtlinge wieder bei sich aufnehmen. Aber die Ant-

wort war: „Ich will meine entlaufenen Sklaven schon selber von Pipin holen.“ Da versammelte Pipin die Vornehmsten seines Volkes und der Krieg gegen den übermüthigen Theodorich ward beschlossen. Bei Tostri, einem Dorfe nicht weit von St. Quentin, stießen die feindlichen Heere auf einander. Pipin wählte mit kluger Vorsicht seine Stellung auf einem Hügel und beim Anbruch der Morgenröthe führte er sein Heer aus dem Lager, stellte sich dann gegen Theodorich so, daß dessen Heer die aufgehende Sonne im Gesicht hatte. Die Westfranken erlitten eine große Niederlage und flohen in wilder Flucht auseinander.

Pipin betrat als Sieger das Lager der Feinde und erlangte reiche Beute, die er unter seine Genossen vertheilte. Die entflohenen Feinde aber hatten sich in die Kirchen und Klöster geflüchtet und in den nächsten Tagen kamen nach einander die Aebte und Priester der Gegend und baten Pipin um Schonung des Lebens dieser Unglücklichen. Das gewährte ihnen Pipin und verfolgte dann weiter den Theodorich. Er kam nach Paris und nahm die Stadt ein und da kam auch Theodorich wieder. Pipin war zu klug, sich selbst zum Könige zu machen; er ließ dem Theodorich den Namen; aber er selbst nahm die Zügel der Regierung in seine Hand. So ward Pipin alleiniger Hausmeier des ganzen Frankenreichs.

2. Karl Martell.

Auf Pipin folgte Karl und zu dessen Zeit wurde Abderrahman Anführer der Mauren in Spanien. Dieser faßte nach den Wünschen seines Volkes den Plan, das Reich der Araber auch im Norden der Pyrenäen siegreich zu verbreiten und dann von Westen her durch Europa ostwärts vorzudringen, also daß er auf diesem Wege das Reich der Araber im Osten wieder erreichte. Mit einem gewaltigen Heere zog er zerstörend über die Pyrenäen, schlug den Herzog Eudas von Aquitanien (Südfrankreich) und warf Alles vor sich nieder. Dann zog er an die Rhone, um Arles einzunehmen und hier trat ihm Eudas wieder entgegen, doch vergebens; die Fluthen der Rhone wälzten die Leichen der erschlagenen Franken zu Tausenden in's Meer. Noch einmal sammelte Eudas ein Heer; aber seine Niederlage war so gewaltig, daß die Franken trauernd sagten, nur Gott habe die Gefallenen zählen können. Die Kirchen und die Klöster lagen in Asche, die Felder verwüstet; es war Keiner mehr im großen Frankenreiche, der helfen und retten konnte, als Karl der Hausmeier.

Zu ihm gingen deshalb die fränkischen Edeln und selbst Eudas vergaß der Feindschaft, die er früher mit Karl gehabt hatte, und bat, er möchte doch jetzt helfen. Karl antwortete den Bittenden: „Laßt die Mauren erst ungestört ziehen und übereilt euch nicht mit einem Angriffe, denn sie gleichen einem Strom, den man nur mit Gefahr in seinem Laufe aufhalten kann. Mögen sie erst ihren Durst nach Reichthümern sättigen und sich mit Beute überladen; dann werden sie uneinig sein und euch den Sieg leichter machen!“

Diese Worte sprach Karl auch mit Vorbedacht auf die Schwierigkeit, ein großes Heer schnell zusammen zu bringen, denn Austrasien, der östliche Theil des Reiches, war säumig in der Stellung des Heerbannes, weil es die Gefahr nicht kannte, welcher Neustrien fast unterlag. Aber als das Heer mit vieler Mühe endlich zusammengebracht war, rückte Karl mit festem Muthe gegen die Räuber vor, deren Schaaren in der Nähe von Tours und Poitiers mit Plündern beschäftigt waren. Da trafen die Völker des fernen Ostens und Westens aufeinander, es war ein harter, gewaltiger Kampf und er dauerte sieben Tage. Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenschützen; die deutschen Stämme dagegen hatten festere Körper und kräftigere Glieder und waren im Vortheil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feste Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Seite seines Heeres und machte es den Mauren schwer, von dort her mit Reiterei einzubrechen. Nachdem aber schon sechs Tage lang der Kampf gewährt hatte, rückten sie sich näher und die Araber erschraken vor den breiten Gliedern und zornigen Blicken der Deutschen. Abderrahman selbst fiel am siebenten Tage und die Mauren zogen sich am Abend in ihr Lager zurück.

Noch spät am Abend vernahmen die Franken großes Getümmel im maurischen Lager; doch wußten sie die Ursache nicht und rüsteten sich für den folgenden Tag wieder zum Kampfe. Der Morgen brach an und die Sonne stieg höher und höher am Himmel; aber Alles blieb still im Lager der Mauren. Darüber verwunderten sich die Christen und Karl vermuthete eine Kriegslist. Aber die Kundschafter berichteten, daß das ganze Lager leer und verlassen sei; da drangen die Franken vor. Sie fanden in dem Lager eine Menge der erbeuteten Schätze und Kostbarkeiten. Die Araber selbst aber ließ Karl ungestört entfliehen, denn sein Heer war so sehr ermüdet von dem siebentägigen Kampfe. Dreihundert und fünfzig Tausend Leichen erschlagener Mauren sollen das Feld bedeckt haben und der Ruhm Karl's erscholl durch die Christenheit, die er mit seinen Franken durch diesen Sieg gerettet hatte. Von dieser Schlacht bekam er den Zunamen „Martellus“, weil er wie ein Hammer die Macht der Mauren zertrümmert hatte. (732 n. Chr.)

3. Pipin der Kurze.

Des Helden Karl Martell tapferer Sohn war Pipin, von seiner kleinen gedrungenen Gestalt „der Kurze“ genannt. Das Volk hatte die schwachen Könige nicht mehr lieb und bekam sie nur zu der großen Heerschau zu sehen, die jedes Frühjahr gehalten wurde, wo die geistlichen und weltlichen Großen ihre Zustimmung gaben zu den Beschlüssen des Hausmeiers. Dahin kam nun der König auf einem von Ochsen gezogenen Wagen gefahren, ein Knecht ging nach Bauernsitte nebenher und trieb das Gespann. Und wenn der König sich dann auf den Thron setzte, sah er, umwallt von seinen langen Haaren, blöd' aus wie ein scheues Kind, sprach auch nur

einige Worte, die man ihm eingelernt hatte. Neben einem solchen König, der gebeugt und furchtsam da saß, als könnte er sich nicht auf eigenen Füßen erhalten, sah das Volk den Hausmeier, aufrecht, das Kriegsschwert in der Faust, Feuer im Blick, das Siegel der Kraft im Antlitz. Darob freuete sich das kriegslustige Volk und das wußte Pipin. Da er nun bei dem Papste anfragte: „Sprich, o Vater der Christenheit, wer soll König der Franken sein, der den Namen trägt, oder der sein Volk durch Rath und Kraft groß gemacht?" antwortete der heilige Vater: „Nur der soll die Krone tragen, welcher sie verdient." Als Pipin dieß gehört, berief er einen Reichstag in die Stadt Soissons; da kamen die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs und das Volk zusammen und erfuhren die Antwort des Stellvertreters Jesu Christi. „Das ist des Himmels Stimme!" riefen Alle und hoben Pipin empor, trugen ihn dreimal feierlich herum und setzten ihn dann auf den Thron der Merowinger. Pipin aber kniete in der Kirche vor dem Altare nieder und Bonifacius, als Gesandter des Papstes, salbte ihn im Namen Gottes zum König der Franken. Der schwachsinnige König Childerich wird in ein Kloster gesteckt, wo ihm die Mönche seine langen Haare abschnitten.

Bisher war das Königthum aus freier Volkswahl hervorgegangen, nun aber machte sich die Ansicht geltend, daß der Papst Zacharias die Krone des fränkischen Reichs verschenkt und Pipin sie auf seinen Befehl angenommen habe. Noch mehr wurde diese Ansicht befestigt, als im Jahre 800 Papst Leo III. dem Sohne Pipin's, dem mächtigen Karl, die Kaiserkrone aufsetzte. Nunmehr sollte das Königthum von „Gottes Gnaden" durch die Kirche geheiligt werden, um bei dem Volke Geltung zu erlangen.

4. Die Kraft Pipin's.

Als der König Pipin einmal erfuhr, daß die Großen seines Reichs ihn um seiner kleinen Gestalt willen heimlich verhöhnten, befahl er, als sie Alle versammelt waren, daß man einen wilden ungezähmten Stier herbeibringen und einen starken Löwen auf dieses Thier loslassen sollte. Der Löwe stürzte sich mit einem heftigen Sprunge auf den Stier, faßte ihn beim Nacken und warf ihn so zu Boden. Als die Thiere übereinander lagen, wandte sich der König zu den umstehenden Höflingen und sprach: „Wer entreißt dem Löwen seine Beute?" Sie sahen einander stumm und betroffen an, endlich murmelten sie: „Herr! Wer möchte Solches wagen?"

Pipin erwiederte nichts, sondern stieg schweigend von seinem Thronsessel und trat in die Schranken. Mit gezücktem Schwerte ging er auf den Löwen los; ein kräftiger Hieb — und der Kopf des Löwen lag zu seinen Füßen; und wiederum mit einem Streiche trennte er auch den Kopf des Stiers von dem starken Halse. Als der König zurückkehrte, sprach er bloß die Worte: „Ich bin zwar klein, aber starken Armes!" Niemand hat seitdem mehr über seine kleine Gestalt gespottet.

4. Karl der Große (800 n. Chr.).

1. Was Karl wollte?

In Karl war der Geist seines Vaters Pipin und die Kraft seiner heldenmüthigen Ahnen, so daß er das Werk, welches sie klug und tapfer begonnen hatten, vollendete. Die Macht der Kirche war mit ihm und drückte seinen Thaten das Siegel der göttlichen Weihe auf. Sein Zweck war aber die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem christlichen Reiche. Diesen Zweck verfolgte er mit eisernem Willen und zermalmend schritt er über Jeden, der ihm in den Weg trat; für diesen Zweck schlachtete er das Theuerste der Völker, die Freiheit, zum Opfer. Für das deutsche Volk aber ward er der Schöpfer einer neuen Zeit und er machte es zum Mittelpunkt, von welchem wie von einer Sonne die übrigen Völker Licht und Wärme empfangen sollten.

Das erste Werk, das ihm gelang, war die Vereinigung des longobardischen Reichs mit dem fränkischen; davon ist bereits erzählt in der Sage vom eisernen Karl. Ein zweites Hauptwerk war die Bekehrung und Unterwerfung der Sachsen.

2. Die Irmensul.

Im Jahre 772 hielt Karl eine große Reichsversammlung zu Worms und stellte allem Volke vor, wie verdienstlich es wäre, die Sachsen zu zwingen und sie zu Christen zu machen. Die Reichsversammlung rief seinen Worten Beifall zu und es ward alsbald der Heerbann des Frankenreichs aufgeboten. Mit diesem Heere drang Karl in's freie Sachsenland ein und eroberte zuerst die Eresburg, die da gelegen haben soll, wo jetzt Stadtberg an der Diemel liegt. Dann drangen die Franken weiter in einen heiligen Wald der Sachsen und fanden da eine Säule, welche die Sachsen ehrfurchtsvoll verehrten. Das war ein Stamm von Holz, der sich unter freiem Himmel zu bedeutender Höhe erhob und in der Sprache der Sachsen irmin-sûl genannt wurde, d. i. Alles tragende Säule. Denn der Name irmin bedeutet so viel wie „allgemein“. Vielleicht haben die Sachsen bei dieser Säule, die das Weltall trägt, an einen Gott oder Halbgott gedacht. Diese Irminsäule wurde zerstört. Siegreich drang Karl bis an die Weser vor; dort machte er Frieden mit den Sachsen und diese mußten Geiseln geben.

3. Sieg der Sachsen über Geilo und Adalgis.

Unterdessen war Wittekind, einer aus den Ersten des Stammes der Westphalen und der angesehenste Mann in seinem Volke, der früher zu den Normannen geflohen war, in sein Vaterland heimgekehrt und reizte auf's Neue die Gemüther der Sachsen zum Abfall. Karl wußte davon noch nichts; aber er erhielt die Nachricht, daß die Sorben und andere Slaven, welche an der Elbe und Saale wohnten, in das benachbarte

Land der Thüringer eingebrochen wären und Alles mit Feuer und Schwert verheerten. Darum berief er sogleich seinen Kämmerer Adalgis, seinen Stallmeister Geilo und seinen Pfalzgrafen Worad und trug ihnen auf, im östlichen Franken und im Sachsenlande den Heerbann aufzubieten und sofort die Verwegenheit der räuberischen Slaven zu züchtigen. Als diese Feldherren mit ihren Mannen das sächsische Gebiet betreten hatten, vernahmen sie, daß auf Wittekind's Anstiften die Sachsen zum Kampfe mit den Franken sich bereiteten. Deshalb gaben sie ihren Zug gegen die Slaven auf und zogen mit ihrem Frankenheer derjenigen Gegend zu, wo die Sachsen versammelt sein sollten. Unterwegs vereinigte sich mit ihnen noch Dietrich, ein Verwandter Karl's.

Nicht weit von Rinteln, nördlich von der Weser und dem Gebirg Süntel, hatten die Sachsen ein Lager aufgeschlagen. Am südlichen Abhange des Gebirges lagerte sich Dietrich mit seinem Heerhaufen und die andern Feldherren setzten nach der Verabredung über die Weser, damit sie um so leichter den Berg umgehen könnten, und schlugen an der rechten Seite des Flusses ihr Lager auf. Dann hielten die drei Feldherren einen Kriegsrath und sprachen unter einander die Besorgniß aus, daß, wenn sie in Gemeinschaft mit Dietrich etwas unternähmen, diesem allein die Ehre des Sieges zufallen würde. Darum beschlossen sie, ohne seine Mitwirkung die Sachsen anzugreifen. Ihre Krieger nahmen die Waffen in die Hand und gingen auf die Sachsen los, nicht wie auf einen Feind, der in fester Schlachtordnung steht, sondern als wenn sie den fliehenden Feind verfolgten und die Beute erjagten. Ohne alle Ordnung eilte Jeder gegen die Sachsen, wohin ihn sein Roß tragen wollte. So wurde ohne Vorbedacht angegriffen und auch ohne Vorbedacht weiter gekämpft; denn während man sich schlug, schickte Wittekind eine Heeresabtheilung ab, welche die Franken umging, so daß sie beinahe alle getödtet wurden. Die, welche entfliehen konnten, retteten sich nicht in ihr eignes Lager, sondern in das des Dietrich, welcher an der andern Seite des Berges stand. Aber nicht allein die Mannschaft war verloren, sondern auch zwei von den Feldherren, Geilo und Adalgis, fielen in dem Treffen.

Als der König Karl diese Nachricht vernahm, brach er sogleich mit einem starken Heere nach Sachsenland auf, wo Alle schon wieder in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Da ließ Karl die Vornehmsten des Volks vor sich fordern und forschte von ihnen nach dem Urheber dieser That. Alle gaben einstimmig Wittekind an; doch dieser war längst wieder zu den Normannen entflohen. Von den Uebrigen aber, die auf Wittekind's Anstiften Theil genommen hatten an dem Kampfe wider Karl, wurden ihm viertausend fünfhundert ausgeliefert und diese ließ Karl sammt und sonders an Einem Tage enthaupten. — Diese Blutthat geschah zu Verden an der Aller.

4. Wittekind geschlagen.

Im folgenden Jahre erhob sich das ganze Sachsenland einmüthig gegen Karl; denn Wittekind eilte überall hin durch das ganze Land und

forderte alle Kämpfer auf, um der Freiheit, um des Vaterlandes, um der Götter und alles dessen willen, was ihnen lieb und theuer wäre, noch einmal den Kampf gegen den Frankenkönig zu wagen. Die Ostphalen und die Engern rückten ihm zuerst entgegen und im Monat Mai traf Karl sie bei Detmold in derselben Gegend, wo einst Hermann die Römer geschlagen und vernichtet hatte. Karl lagerte sich an den Höhen, die Sachsen standen im offenen Felde. Es wurde mit großer Erbitterung gekämpft, nur mit Mühe vermochte Karl Stand zu halten und er war so geschwächt, daß er sich erst nach Paderborn zurückziehen mußte, um hier Verstärkungen zu erhalten. Alsdann aber brach er wieder auf gegen das Sachsenheer, das nicht weit von Paderborn an der Hase gelagert war und unter Wittekind's Anführung stand. Die Franken hatten den Vortheil größerer Kriegserfahrung und besserer Bewaffnung, denn viele von ihnen waren mit eisernen Helmen und Panzern bewehrt. Bei den Sachsen dagegen war dieß nur den Vornehmen gestattet, denn ihr Land war nicht reich an Eisen. Aber mehr als auf Eisen vertrauten sie auf ihre Sache und ihre Liebe zum Vaterlande. Sechstausend Sachsen lagen erschlagen; da flohen die Uebrigen.

5. Sage von der Wittekindsburg.

Karl zog nun mit seinem Heere ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle und wollte sie einnehmen. Allein Wittekind war listig und wußte die Franken zu täuschen. Diese wollten nicht gern die Hauptmacht der Sachsen in ihrem befestigten Lager angreifen, zumal wenn Wittekind dabei war, den sie sehr fürchteten. Das sächsische Lager war nämlich in zwei Burgen vertheilt, in die eine bei Rulle und in die andere bei Schagen, und die Franken konnten niemals erfahren, in welcher Burg die Hauptmacht wäre. Denn Wittekind ließ seinen Rossen die Hufeisen verkehrt unterschlagen und ritt so des Nachts hin und her zwischen den beiden Burgen, und wenn die Franken meinten, die Spuren der Hufschläge führten nach der andern Seite und nach der andern Burg, so kamen sie in die verkehrte und wurden heimgeschickt mit blutigen Köpfen.

Darüber waren die Franken wieder in großer Bekümmerniß, denn dem großen Heere fing die Nahrung bald an auszugehen, da ringsumher Alles verwüstet war. In dieser Noth ersann ein Priester aus Osnabrück eine List. In der Burg zu Schagen waren zwei Schwestern und Verwandte Wittekind's, die man wohl gewinnen konnte. Deshalb ließ man diesen beiden Frauen sagen, sie sollten in Osnabrück alle ihre Tage bis an ihr Lebensende wohl verpflegt werden und es gut haben, wenn sie einmal offenbaren wollten, wann Wittekind weggeritten wäre nach der andern Burg. Das schien den Frauen lockend und sie versprachen, es den Franken kund zu thun. Eines Morgens in aller Frühe erblickten die Franken auf der Burg zu Schagen das verabredete Zeichen, woraus sie ersahen, daß Wittekind fortgeritten wäre, und sofort begannen sie diese Burg mit aller Macht zu berennen und zu stürmen. Ihren Anstrengungen gelang

es endlich, und als Wittekind dieser Burg zuritt, um zu sehen, wie es stünde, erkannte er bald verdächtige Zeichen und wandte sein Roß um zur Flucht. Die Franken, die ihn erblickt hatten, verfolgten ihn und kamen immer näher. An einer Stelle des Weges, den er auf seiner Flucht passiren mußte, hatten sie einen Verhau gemacht und an diesen kam Wittekind, da waren ihm die Franken an den Fersen. Sein braves Pferd hieß Hans und Wittekind sprach zu ihm:

Hensken spring aver,
dann krigstu 'n spint haver,
springstu nich aver,
freten mi un di de raven.

Da sprang Hans hinüber und Wittekind war gerettet. Aber er sah, daß nun Alles verloren und nicht mehr seines Bleibens im Sachsenlande sei, darum floh er weiter und begab sich zu Siegfried, dem Dänenkönig.

6. Wittekind wird Christ.

Das Sachsenvolk unterwarf sich aber noch immer nicht dem mächtigen Karl, sondern kämpfte muthig fort für seine Freiheit, während die Franken unablässig das Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Endlich erkannte der König Karl aber doch, daß er mit aller seiner Macht nicht im Stande sei, ein freies Volk zu zwingen, und er gab den Vorsatz auf, den Glauben an Jesum Christum durch Menschenopfer zu erzwingen. In Paderborn hielt er einen feierlichen Reichstag und behandelte hier Alle, die sich ihm unterworfen hatten, sehr milde und gnädig; auch die beiden Sachsenherzoge, Wittekind und Albion, ließ er einladen und versprach ihnen sicheres Geleit; ja er stellte sogar Geiseln zu dessen Bürgschaft. Da kam der Held Wittekind (785) und freuete sich, den Mann von Angesicht zu schauen, gegen welchen er so lange gekämpft hatte. Karl aber empfing ihn mit hohen Ehren, reiste mit ihm und andern Edeln des Sachsenlandes nach Attigny in Frankreich und sprach ihm von der Lehre des Heils so eindringlich und weise, daß Wittekind's Herz von der göttlichen Kraft derselben überwältigt ward. Er nahm die Taufe an und Karl selbst war Pathe. Auch Albion und viele Freie, die auf Wittekind als ihr Vorbild schaueten, thaten desgleichen.

Eine Legende aber erzählt von Wittekind's Taufe also: Als Wittekind am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkischen Heeres umherstreifte, ward er von Sehnsucht ergriffen, einmal zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Das Weihnachtsfest nahte heran; da hüllte sich Wittekind in Bettlerkleider und schlich sich beim ersten Morgenroth in's fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten; dann betrat er die Kirche. Da wurden nicht Pferde noch Rinder geopfert, sondern andächtig kniete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare, um das Sacrament zu empfangen. Der Weihrauchduft wallte empor und die Gesänge der Priester verherrlichten die geweihte Nacht, in welcher die Herrlichkeit des

Heilandes sich den Menschen offenbarte. Da wurde Wittekind tief ergriffen von dem christlichen Gottesdienste, seine Augen füllten sich mit Thränen und stumm faltete er die Hände. Es war ihm, als wenn das Christuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm zuwinkte und spräche: „Komm her zu mir!“ Er warf sich vor dem Altare nieder auf die Kniee und als Alle erstaunt und verwundert ihn umringten, sprach er: „Ich bin Wittekind, der Sachsenherzog, gebt auch mir die Taufe, daß ich Christ werde, wie ihr!“ Da umarmte ihn Karl und lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer.

7. Friede mit den Sachsen.

Dreiunddreißig Jahre lang hatten die Sachsen mit Karl gestritten, da endlich nahmen sie dessen Friedensbotschaft an, worin ihnen versprochen ward, sie sollten in Allem mit den Franken gleichgestellt werden und hinfort mit diesen nur Ein Reich unter Einer Herrschaft ausmachen. In Selz an der Saale (803) kamen die Gesandten aus Ostphalen, Engern und Westphalen zusammen, um mit Karl den Frieden abzuschließen. Da versprachen die Sachsen, sie wollten ihren Göttern entsagen und Christum bekennen; den Geistlichen wollten sie den Zehnten entrichten, aber sonst keinen Zins und keine Abgaben bezahlen. Den Geboten der Priester wollten sie gehorchen und ebenso den Richtern folgen, welche der König ihnen setzen würde, aber die alten Sitten und Gewohnheiten der Sachsen sollten bleiben.

Hierauf bestätigte Karl diejenigen Bischofssitze, die er bereits im Sachsenlande eingerichtet hatte, und gründete neue dazu. In Allem waren es sieben und ihre Namen sind: Osnabrück, Bremen, Paderborn, Münster, Minden, Verden, Hildesheim. Die Taufformel, mit welcher die heidnischen Sachsen ihrer Religion entsagten und sich zum christlichen Glauben bekannten, lautete nach einer bereits von Karl Martell 742 auf einer Kirchenversammlung angenommenen Fassung:

F r a g e d e s P r i e s t e r s! Forsachistu diobole? Entsagst du dem Teufel?

A n t w o r t d e s T ä u f l i n g s: Ec forsachu diobole. Ich entsage dem Teufel.

F r a g e: End allum diobol gelde? Und aller Teufelsgilde?

A n t w o r t: End ec forsachu allum diobol gelde. Und ich entsage aller Teufelsgilde.

F r a g e: End allum dioboles uercum? Und allen Teufelswerken?

A n t w o r t: End ec forsachu allum dioboles uercum end uordum. Thuner ende Wodan ende Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, Thunar (Thor) und Wodan und allen Unholden, die ihre Genossen sind.

F r a g e: Gelôbistu in Got almechtigun fadaer? Glaubst du an Gott den allmächtigen Vater?

Antwort: Ec gelôbu in Got almechtigun fadaer. Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.

Frage: Gelôbistu in Crist, Godes suno? Glaubst du an Christ, Gottes Sohn?

Antwort: Ec gelôbu in Crist, Godes suno. Ich glaube an Christ, Gottes Sohn.

Frage: Gelôbistu in hâlogan Gâst? Glaubst du an den heiligen Geist?

Antwort: Ec gelôbu in hâlogan Gâst. Ich glaube an den heiligen Geist.

Es wurden nun viele Kirchen und Klöster im Sachsenlande angelegt und eine neue Zeit begann für das Volk. Dieses erkannte wohl die Ueberlegenheit des Christengottes, aber von manchen heidnischen Ansichten und Gebräuchen konnte es sich doch nicht sobald trennen. Was die Juden und ersten Christen von dem Teufel geglaubt hatten, wurde nun bei den Deutschen auf Wodan, Thor und die andern heidnischen Götter übertragen. Wir sehen dieß z. B. aus der Benennung Meister Hämmerlein, welche der Teufel in einigen Gegenden Deutschlands führt. Der Name kommt von dem Hammer, dem gewöhnlichen Abzeichen Thors. Auch entspricht diesem Gotte unser „Donnerstag," sowie der Name „Freitag" der lieblichen Göttin Freia.

An ein Leben nach dem Tode hatten die Sachsen schon früher geglaubt, aber das wollte ihnen schwer in den Sinn, daß alle Menschen sich der Unsterblichkeit freuen sollten. Sie hielten dafür, nur den Tapferen, in der Schlacht Gefallenen, gebühre es, in die Halle der Gefallenen (Walhalla) zu kommen und dort ein frohes Leben zu führen.

8. Karl erobert die spanische Mark.

Der Reichstag zu Paderborn, der in der ersten Zeit des Sachsenkrieges gehalten wurde, war einer der glänzendsten. Es erschien da in Karl's Hoflager eine sonderbare Gesandtschaft, die außerordentliches Aufsehen erregte sowohl bei den Franken, als bei den Sachsen. Araber aus Spanien waren es in ihrer vaterländischen Tracht mit langen Kaftans und mit buntgeschmückten Turbanen auf dem Kopfe. Sie waren von zwei unterdrückten spanischen Emiren nach Paderborn gesandt, um den mächtigen Frankenkönig, dessen Ruf schon über die Pyrenäen gedrungen war, gegen ihren Unterdrücker, den Kaiser Abderrahman, um Hülfe zu bitten. Der fromme Karl vernahm in der Bitte der Fürsten aus dem muhamedanischen Spanien den Ruf des Himmels, das Kreuz Christi auch dort aufzupflanzen. Auch lockten jenseits des Pyrenäengebirges so reizende Provinzen. Er brach daher im Jahre 778 an der Spitze seines Heeres auf und stieg mit unbeschreiblicher Anstrengung über die steilen Pyrenäen nach Spanien hinab. Die Mauren wurden geschlagen; Karl bemächtigte sich in kurzer Zeit der wichtigsten Städte und des ganzen Landstrichs, von dem Gebirge bis zum Ebro. Dieser Strich ward von nun an unter dem Namen „spanische Mark" ein Theil des fränkischen Reichs.

Auf dem Rückwege war der König Karl nicht so glücklich. Während sein Heer mit Beute beladen, zerstreut, langsam, in fröhlicher Sorglosigkeit durch die engen Gebirgsschluchten von Ronceval daherzog, ward der Nachtrab von den auflauernden Bergbewohnern überfallen, beraubt und größtentheils niedergehauen. Hier fiel nebst vielen andern Helden der berühmte Markgraf Roland, der Liebling des Kaisers, ein Held, von dessen wunderbaren Waffen und Thaten aller Orten erzählt und gesungen wurde. (Vgl. Abschnitt 7.)

9. Karl's Krieg gegen Thassilo, Herzog von Baiern.

In Baiern, über welches sich die fränkischen Könige schon lange die Oberherrschaft anmaßten, herrschte zur Zeit Wittekind's Thassilo, der Schwiegersohn des Desiderius. Dieser wollte den Frankenkönig nicht als seinen Herrn anerkennen. Als aber Karl drei Heere gegen den kühnen Herzog anrücken ließ, gab dieser der Uebermacht nach und unterwarf sich der Gnade des Siegers. Karl verfuhr jedoch großmüthig; er begnügte sich, ihn auf's Neue zur Huldigung zu zwingen und entzog ihm sein Herzogthum nicht.

Jedoch war diese Huldigung nur scheinbar und das Werk augenblicklicher Noth. Denn Thassilo empörte sich von Neuem und reizte sogar die Avaren, ein Volk in Ungarn, zu wiederholten Einfällen in das fränkische Gebiet. Da ergrimmte Karl gegen den Undankbaren, nahm ihn bei Ingelheim am Rhein gefangen und verurtheilte ihn, wie einst den Desiderius, zur ewigen Gefangenschaft im Kloster; denn damals dienten die Klöster zugleich zu Staatsgefängnissen. Auch die räuberischen Avaren blieben nicht ungestraft. Karl griff sie in ihrem eigenen Lande an, besiegte sie im Jahre 799 und vereinigte ihr Land bis jenseits der Raab unter dem Namen „östliche Mark" mit seinem Reiche. Zum Behuf der leichteren Kriegszufuhr hatte der umsichtige König den Plan zur Verbindung des Rheins mit der Donau mittelst des Mains, der Rednitz und Altmühl. Schon war ein Kanal eröffnet, doch natürliche Hindernisse und Ungeschicklichkeit der Arbeiter hemmten das Geschäft; nach Beendigung des Krieges ward es ganz vergessen. Erst in unserer Zeit ist dieser großartige Plan wieder aufgenommen worden.

10. Karl, römischer Kaiser.

Der Papst Hadrian, Karl's Freund, war gestorben. Ihm folgte Leo III. Als dieser nach alter Sitte am St. Georgentage des Jahres 799 in feierlicher Prozession aus dem Lateran nach der St. Lorenzkirche zog, wurde er plötzlich von einem Haufen Uebelgesinnter überfallen, vom Pferde gerissen und gemißhandelt. Nur mit genauer Noth ward er von dem herbeieilenden Herzoge von Spoleto gerettet. Da wandte sich Leo an den mächtigen Frankenkönig und begab sich selbst mit einem glänzenden Gefolge nach Paderborn, wo Karl gerade sein Hoflager hielt. Der König empfing nach seiner frommen Weise den heiligen Vater mit aller Ehrerbietung und ver-

sprach ihm, bald selbst nach Rom zu kommen, um die Frevler zu bestrafen. Dann ließ er den Papst auf das Feierlichste nach Rom zurückgeleiten. Gegen Ende des Jahres kam Karl, seinem Versprechen gemäß, selbst nach Rom und hielt Gericht, doch auf Fürbitte des Papstes mit großer Milde. Die Ruhe war bald wieder hergestellt und ungestört konnte man jetzt das Weihnachtsfest feiern, mit welchem damals das neue Jahr und dieß Mal noch dazu ein neues Jahrhundert anfing.

Die Anwesenheit des mächtigen Frankenkönigs und der vielen Großen des Reichs erhöhte den Glanz des Festes und zog eine unbeschreibliche Menschenmenge nach Rom. Angethan mit einem Purpurmantel kniete Karl an den Stufen des Hochaltars nieder, um sein Gebet zu verrichten. Dann, als er wieder aufstehen und sich entfernen wollte, siehe, da nahete sich ihm der heilige Vater, im feierlichen Gefolge der hohen Geistlichkeit mit einer goldenen Krone in der Hand, die setzte er dem Frankenkönige auf's Haupt und salbte ihn mit dem heiligen Oel zum römischen Kaiser und weltlichen Oberherrn der gesammten katholischen Christenheit. Das Volk aber jauchzte und rief dreimal laut auf: „Leben und Sieg Karl dem Großen, dem von Gott gekrönten friedbringenden Kaiser der Römer!" Sogleich schmetterten die Trompeten und Posaunen; helle Musik ertönte in den tausendfachen Jubel des Volks und ein zahlreicher Chor stimmte den Krönungsgesang an. Unaufhörliches Entzücken durchströmte die Stadt. Seit 324 Jahren, nachdem Odoaker den Romulus Augustulus entthront, hatte diese Würde geruhet. Wie damals das Kaiserthum der Römer durch Deutsche gestürzt worden war, so wurde es jetzt durch Deutsche neu gegründet, zum großen Verdruß der oströmischen Kaiser, die man jetzt bloß die „griechischen" nannte.

11. Karl's des Großen Einrichtungen.

Wäre Karl nur Eroberer gewesen, so würde sein Verdienst gering gewesen sein; denn schon bald nach seinem Tode zerfiel das aus so viel fremdartigen Theilen zusammengesetzte Gebäude seines Reichs. Sein Streben war aber auf etwas Höheres und Edleres gerichtet. Wen er als Held mit dem Schwerte unterworfen hatte, den wollte er als Vater mit Liebe beglücken. Unabläßig war er bemüht, seine Völker zu bilden, sie weiser und besser zu machen. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit lebten an seinem Hofe und genossen seine Achtung und Freundschaft. Durch sie stiftete er viele Schulen, um der Jugend eine bessere Erziehung zu verschaffen. Er achtete mehr auf erworbene Kenntnisse, die auch den Aermsten adeln, als auf ererbte Standesvorzüge. Einst fand er bei einem Schulbesuche, daß die Söhne der Vornehmen den gemeinen Bürgerkindern an Fleiß und Sittsamkeit weit nachstanden. Da ließ er die Fleißigen zu seiner Rechten, die Faulen zu seiner Linken stellen und sprach zu den armen, aber geschickten Kindern also: „Ich danke euch, meine Kinder, ihr habt nach meinem Wunsche gehandelt, euch zur Ehre und bleibendem Nutzen!" Zürnend wandte er sich hierauf an die Vornehmen: „Ihr aber, ihr Söhne

der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr träg und meinen Befehlen ungehorsam gewesen seid, trotzet nur nicht auf den Stand und Reichthum eurer Eltern. Wenn ihr euch nicht bessert, soll keines mir wieder vor die Augen kommen. Beim Könige des Himmels, ich werde euch strafen, wie ihr es verdient."

Mit ganzer Seele hing er am Christenthum. Deshalb sorgte er für gute Geistliche und untersagte ihnen Alles, was sich mit der Würde ihres Berufes nicht vertrug, z. B. das Jagen. Die Klöster wurden reichlich begabt, denn sie beförderten in ihren stillen Mauern nicht bloß die Bildung der Jugend, sondern sorgten auch für Arme und Kranke und nahmen Fremde gastfreundlich auf, indem man dazumal von Gasthöfen noch wenig wußte. Die Kirchen wurden mit Heiligenbildern geschmückt, denn Karl sah es gern, daß das Leben und die Thaten frommer Männer bei der christlichen Gemeinde in frommem Andenken erhalten würden. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten eine so rohe und unbeholfene Stimme, daß ihr Gesang fast dem Gebrülle wilder Thiere glich. Die feineren Römer verglichen diese Töne mit dem Dahinrollen eines Lastwagens über einen Knüppeldamm.

Auch liebte Karl seine Muttersprache über Alles. Er arbeitete selbst mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik und ließ auch eine Sammlung altdeutscher Heldenlieder veranstalten. Uns ist leider von diesen ehrenwerthen Bestrebungen des großen Mannes nichts übrig geblieben, als die deutschen Namen, die er den Winden und Monaten gab*).

Vorzügliche Sorgfalt verwandte er auf die Rechtspflege. Für diese ernannte er angesehene, durch Alter und Erfahrung ausgezeichnete Männer, die den Namen „Grafen," d. i. Graue, führen, weil sie ihres Alters willen meist schon graues Haar trugen. Diese Grafen hatten verschiedene Namen. Die, welche über einen Gau gesetzt waren, hießen Gaugrafen, über eine Burg, Burggrafen. Die Pfalzgrafen waren über die kaiserlichen Schlösser gesetzt; denn Pfalz bedeutet so viel als Schloß. Die Markgrafen bewachten die Marken oder Grenzen. Dabei forschte er fleißig nach, ob seine Diener auch ihre Pflichten treulich erfüllten. Deshalb sandte er von Zeit zu Zeit noch besondere Sendgrafen in die Provinzen und ließ sich von Allem genauesten Bericht erstatten. Und über den großen Angelegenheiten des Reichs vergaß er nicht die kleinen seines Hauses. Er durchsah mit der größten Genauigkeit die Rechnungen seiner Verwalter über Einnahme und Ausgabe. Es ist noch eine schriftliche Anweisung übrig geblieben, welche er für diese entworfen hatte. Er bestimmte darin ganz genau, wie ein erfahrener Landwirth, wie Butter und Käse,

*) Den Januar nannte er den Wintermonat; Februar, Hornung (vielleicht weil in demselben die Hirsche ihr Gehörn [Geweih] ablegen); März, Lenzmonat; April, Ostermonat; Mai, Wonnemonat; Juni, Brachmonat; Juli, Heumonat; August, Erntemonat; September, Herbstmonat; Oktober, Weinmonat; November, Windmonat; Dezember, Christmonat.

Honig und Wachs bereitet, wie der Wein gekeltert, das Bier gebrauet, wie viel Eier, wie viel Gänse, Enten und Hühner verkauft werden sollten.

Eine bestimmte Residenz hatte Karl nicht. Er war bald hier, bald dort; am liebsten jedoch zu Aachen — wegen der warmen Bäder, die schon von den Römern geschätzt wurden — dann zu Ingelheim bei Mainz und endlich zu Nymwegen.

12. Karl's Persönlichkeit.

Karl war ein ächt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große lebendige Augen, die dem Freunde und Hülfesuchenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach fränkischer Sitte seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und beste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war die Jagd und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde ein Treibjagen angestellt. Alles setzte sich zu Pferde und dann ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle unzähliger Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo dann die jungen Edeln sich durch Muth und Geschicklichkeit zu übertreffen suchten. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Karl hatte einen starken Appetit, aber er war nicht üppig weder im Essen noch im Trinken. Ein Wildpretbraten, vom Jäger am Spieße auf die Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Die Trunkenheit war ihm verhaßt. Des Nachts stand er öfters von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der früher versäumten Schreibkunst zu üben; oder er betete, oder er stellte sich auch an's Fenster, um mit Ehrfurcht und Bewunderung des Schöpfers den gestirnten Himmel zu betrachten. Die einfache Lebensweise erhöhete außerordentlich die Körperkraft des gewaltigen Mannes und er soll so stark gewesen sein, daß er einen geharnischten Mann aufhob wie ein Kind.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Sein Gewand war von der fleißigen Hand seiner Gemahlin selber verfertigt; er trug Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweis umwunden, ein leinenes Wamms und darüber einen einfachen Rock mit seidenem Streife, seltener einen viereckigen Mantel von weißer oder grüner Farbe. Aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Griff und Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, der mit goldenen Bienen besetzt war.

13. Karl's Tod und Begräbniß.

Karl genoß bis in sein spätes Alter einer dauerhaften Gesundheit. Erst vier Jahre vor seinem Ende fing dieselbe zu wanken an; beständige Fieberanfälle erschütterten ihn. Schmerzlich berührte ihn der Tod seiner beiden Lieblingssöhne, Pipin und Karl, die in Jahresfrist starben. Gleich-

wohl fuhr er fort, für das Beste seines Reiches zu sorgen. Als er sich immer schwächer fühlte, berief er den einzigen noch lebenden Sohn, Ludwig, seitherigen König von Aquitanien, zu einer Reichsversammlung nach Aachen (813). Hier ermahnte er die Großen seines Reichs, seinem Sohne Treue zu beweisen, und dann fragte er sie, von dem Größten bis zum Kleinsten, ob sie einwilligten, daß er ihm die Mitregentschaft und den Kaisertitel übertrage? Einmüthig antworteten sie: „das sei Gottes Wille."

Hierauf zog Karl am nächsten Sonntag mit seinem Sohn in die von ihm erbaute Marienkirche zu Aachen. Er selbst erschien im königlichen Schmucke, mit der Krone auf dem Haupte; eine andere Krone ließ er auf den Altar hinlegen. Vor demselben beteten Beide, Vater und Sohn, lange Zeit in stiller Andacht. Darauf erhob sich der ehrwürdige Greis und ermahnte im Angesicht des ganzen Volkes seinen Sohn, „Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in Allem zu halten, für die Kirche zu sorgen und sie gegen Frevler zu schützen, sich gegen die Verwandten immer gütig zu beweisen, die Priester als Väter zu ehren, die ihm anvertrauten Völker als Kinder zu lieben, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen und Niemand der Lehen und Ehrenstellen ohne genügende Ursache zu entsetzen." Nach solchen Ermahnungen fragte Karl seinen Sohn, ob er entschlossen sei, dem Allen nachzuleben? „Gern," antwortete Ludwig, „gern will ich gehorchen und mit Gottes Hülfe vollbringen, was du mir geboten hast." Nun befahl ihm Karl — gleichsam zum Zeichen, daß er das Reich nur Gott verdanke — die Krone mit eigenen Händen vom Altar zu nehmen und sich aufzusetzen. Ludwig that, wie ihm geboten war.

Nach geendigter Feierlichkeit zog Karl, auf seinen Sohn gestützt, in die kaiserliche Burg zurück. Hier ertheilte er ihm prächtige Geschenke und entließ ihn dann wieder nach Aquitanien. Beim Abschied umarmten und küßten sich Beide und weinten Thränen der Liebe und Wehmuth. Sie fühlten, daß dieß ihr letztes Zusammensein war; sie sahen sich nie wieder.

Im Januar des folgenden Jahres (814) wurde Karl abermals von einem heftigen Fieber überfallen. Er wollte sich, wie er gewohnt war, durch Fasten heilen; aber umsonst; sein Körper war schon zu sehr geschwächt, er ging seiner Auflösung entgegen. Am siebenten Tage seiner Krankheit ließ er seinen Vertrauten, den Bischof Hildbald, zu sich kommen, um von ihm das heilige Abendmahl zu empfangen. Als er dasselbe genossen hatte, nahm seine Schwäche zu. Am folgenden Morgen merkte er, daß sein Ende nahe sei. Da bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände über der Brust, schloß seine Augen und betete mit leiser Stimme: „Herr! In deine Hände befehle ich meinen Geist!" Und so entschlief er, sanft und selig, am 28. Januar 814, nachdem er sein Leben auf 72 Jahre gebracht und 47 Jahre sein großes Reich ruhmvoll regiert hatte.

5. Ludwig der Fromme und seine Söhne.

1. Ludwig's Frömmigkeit.

Voll guten Willens ergriff Karl's des Großen Sohn, Ludwig, die Herrschaft. Aber mit dem guten Willen allein ist eines Fürsten Pflicht und Amt noch nicht erfüllt; Verstand muß er dazu haben, immer das Rechte zu erkennen, und Kraft, es durchzuführen. Gerade diese beiden Eigenschaften gingen dem Sohne Karl's des Großen ab; und so ward Ludwig's Milde zur Schwäche und diese Schwäche ihm selbst wie dem Volke zum Verderben.

Als er zu regieren anfing, erschrak er, wie ihm von allen Seiten das Nothgeschrei des Volkes zu Ohren scholl. Da kamen viele Klagen, wie untreu die Beamten gewaltet hätten! So hatte selbst der gewaltige Herrscher Karl das Volk nicht immer vor den Bedrückungen der Großen zu schützen vermocht, wie viel weniger konnte es ein Schwächling, wie Ludwig. Dennoch strengte dieser im Anfange alle seine Kräfte an; er schickte Männer, die er für rechtschaffen hielt, als Sendboten in alle Marken des Reichs, um das Recht wieder herzustellen; er gab auch den Adeligen und Freien der Sachsen die Erbgüter wieder, die ihnen der Vater genommen hatte. Ueberdieß sicherte er die Grenzen des Reichs gegen die slavischen Völker und gegen die Basken in Spanien, zwang auch den Herzog von Benevent zum Gehorsam.

Ueber Italien herrschte Bernhard, seines verstorbenen Bruders Pipin Sohn, unter Oberhoheit Ludwig's, und zu Rom, nach dem Tode Leo's, der Papst Stephan IV. Dieser ließ, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, sein Volk dem Kaiser schwören und kam im Jahre 816 selber zu ihm nach Deutschland, um ihm zu huldigen. Da gewahrte er mit großen Freuden Ludwig's Frömmigkeit und Demuth und beredete ihn, daß er sich die Kaiserkrone, die er einst selbst vom Altare genommen, nun von der Hand des Papstes auffetzen ließ. Dieß geschah zu Rheims. Von der Zeit an ergab sich Ludwig immer mehr dem Einflusse der Geistlichkeit und bald sehnte er sich nach einem zurückgezogenen, frommen, beschaulichen Leben, zumal als er auf wunderbare Weise aus einer Todesgefahr gerettet ward. Denn als er einst nach vollendetem Gottesdienste aus der Kirche nach Hause zurückkehren wollte und über eine hölzerne Gallerie ging, deren Balken verfault waren, stürzte diese zusammen und mehr als zwanzig Menschen stürzten mit hinab, auch der Kaiser, aber der nahm keinen Schaden. Um nun ungestörter mit religiösen Dingen sich beschäftigen zu können, theilte er das Reich unter seine drei Söhne, Ludwig, Pipin und Lothar. Lothar, dem ältesten, gab er den Kaisertitel und nahm ihn zum Reichsgehülfen, dem Pipin verlieh er die Herrschaft über Aquitanien und Ludwig das Regiment über Baiern, die avarischen und slavischen Länder.

Dadurch schuf er aber überall Mißvergnügen, besonders in Italien.

Dort stellten die Bischöfe und Großen dem König Bernhard vor, wie arg ihn sein Oheim, der Kaiser, bei der Theilung übervortheilt habe, und reizten ihn, sich von dem Frankenreich unabhängig zu machen. Aber bevor noch Bernhard zu solchem Endzweck seine Heeresmacht gesammelt hatte, zog Ludwig gegen ihn aus, und nun verließen die Wälschen zaghaft ihren König. Da warf sich dieser zutrauensvoll seinem Oheim zu Füßen und gab sich dessen Gnade anheim. Aber Irmengard, die Kaiserin, wollte Italien einem von ihren Söhnen verschaffen und lag ihrem schwachen Gemahl an, daß er seinen Neffen blenden ließ. Als dieser nun drei Tage nach dem Verlust des Augenlichts an den Folgen der Mißhandlung starb, hatte Ludwig nicht mehr Rast und Ruh', und als die Kaiserin bald darauf starb, zitterte er vor dem Strafgericht Gottes. Da schenkte er mit vollen Händen an die Kirche und an die Armen, um Gottes Barmherzigkeit für seine Sünde zu erwerben. Seinem Sohn Lothar aber gab er das Reich Italien, welches der verstorbene Bernhard bisher verwaltet hatte.

2. Der Kampf mit den Söhnen.

So bußfertig nun der verwittwete Kaiser auch war, so widerstand er doch der Begierde nicht und hielt gar bald Rundschau über die schönsten Frauen seines Reichs. Am besten gefiel ihm Judith, die Tochter des Welf, aus einem edlen Geschlecht, das in Schwaben und Baiern gar reich an Gütern war. Und er nahm die schöne Judith zur Gemahlin. Diese hatte ihn bald so sehr durch Liebe gefangen, daß er ihr Alles zu Willen that, was sie verlangte. Nur an ihr und an der Geistlichkeit hingen alle seine Gedanken und darüber vergaß er sein weltliches Reich. Da merkten die Völker, die an der Grenze wohnten, daß Karl's des Großen Schwert in der Scheide roste, und sie stürmten von allen Seiten her wider das Reich. Die Normannen kreuzten in den Küsten Flanderns, im Süden schweiften die Araber mit Mord und Brand durch die spanische Mark und im Osten droheten die Slaven. Zu gleicher Zeit unterdrückten und mißhandelten daheim die Grafen und Edeln das Volk, rissen das Land an sich, trieben Zölle für sich selber ein, schlugen eigne Münze und thaten, als wären sie die Herren und kein König und Kaiser mehr über ihnen. Bei solcher Willkür kam Jeder darauf, sich selber Recht zu verschaffen; da ward das Land voll Raub und wilder Gewalt. Der Kaiser aber griff nicht zum Schwert, sondern suchte den Zorn Gottes durch Buße und Gebet zu versöhnen.

Im Jahre 823 hatte ihm seine zweite Gemahlin einen Sohn geboren, Karl (der Kahle zubenannt), den liebte er nun über Alles und Judith beredete ihn, daß er zu Gunsten ihres Söhnleins die Theilung zwischen den drei Söhnen aus erster Ehe umstieß. Da ergrimmten die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig und vergaßen, daß der, welcher ihr Recht beugen wollte, ihr Vater sei. Sie zogen als Feinde wider ihn aus; das Volk entsetzte sich über den Frevel, aber die Großen frohlockten im Stillen. Der Kaiser brachte auch ein Heer zusammen, aber die Söhne

hatten es ihm abtrünnig gemacht und als er losschlagen wollte, gingen alle seine Truppen zu den Söhnen über und diese nahmen den Vater gefangen. Nun ward die Judith in ein Kloster verstoßen und Lothar, der ruchloseste von den Brüdern, übergab seinen Vater den Geistlichen, daß sie ihn überreden sollten, dem Reiche zu entsagen und Mönch zu werden. Aber die Geistlichen dachten, wie der Kaiser ihnen immer ergeben gewesen war und es auch künftig sein werde; darum bewegten sie die Herzen der zwei andern Brüder, Pipin und Ludwig, und auch das Mitleid des Volkes für den unglücklichen Kaiser, und also kam dieser wieder auf den Thron. Da verbannte er den Lothar von seinem Angesichte nach Italien und gönnte ihm wohl dieß Reich, doch nicht mehr den Kaisertitel.

Doch die Noth hatte ihn nicht klug gemacht und die Liebe zu seinem jüngsten Sohne Karl verführte ihn bald wieder zu neuer Ungerechtigkeit gegen Pipin und Ludwig; er theilte ihre Reiche, um Karl ausstatten zu können. Darüber vereinigten sich nun Pipin und Ludwig plötzlich wieder mit Lothar und der Papst Gregor IV. heiligte den Bund. Bei Colmar erwarteten die drei feindlichen Söhne ihren Vater, den Kaiser Ludwig. Dieser aber stand mit seinem Heere bei Worms. Dorthin kam der Papst, um den Vater zu bereden, sich den Söhnen zu unterwerfen. Zugleich wichen alle seine Krieger treulos von ihm, bis auf wenige, welche noch Ehre und Gewissen hatten. Zu diesen sprach er in seinem bittern Herzeleid: „Warum harret ihr noch aus bei mir altem verlassenen Mann? O, geht zu den Glücklichen, damit euch die Treue nicht verderbe!“ Darauf ging er selbst zu seinen Söhnen hinüber und sie nahmen ihn wieder gefangen. Das geschah auf einem Felde im Elsaß, nicht weit von Thann, das wird das „Lügenfeld“ genannt zum ewigen Andenken der Untreue. Der ruchlose Lothar führte seinen Vater nach Soissons und sperrte ihn da wieder in ein Kloster. Dort drängten sich nun, auf Lothar's Geheiß, viele Geistliche an den tiefgebeugten Kaiser und bestürmten Tag und Nacht sein schwaches Gewissen und seinen schwachen Verstand so lange, bis daß er endlich zerknirscht dem Willen seines Sohnes sich fügte.

Im Gewande eines Büßers schritt er in die Kirche, dort knieete er auf einem härenen Sacke und las unter heißen Thränen ein Verzeichniß seiner Sünden vor allem Volke ab. Hierauf ward er des Waffenschmucks entkleidet und damit er ganz der Herrschaft verlustig werde, wollte ihm Lothar sogar das Haupthaar scheeren lassen und ihn zum Mönche machen. Da flammte die Scham in dem herabgewürdigten Kaiser noch einmal auf und die Liebe zu seinem Sohne Karl, um dessentwillen er dieß Alles gelitten hatte, gab ihm Kraft, sich des Ansinnens zu erwehren. Auch fürchteten seine zwei anderen Söhne, Ludwig und Pipin, daß ihr Bruder Lothar, wenn dieß Aeußerste vollbracht sei, die Alleinherrschaft ergreifen möchte, denn sie kannten sein treuloses Gemüth. Darum kamen sie jetzt zur Rettung ihres Vaters und das Volk, über Lothar's Frevel empört, stand ihnen bei. So wurde der alte Kaiser abermals befreit und Herr im Reich.

Doch sein erstes Geschäft war abermals — das Reich wieder zu theilen; und hieran dachte der thörichte Greis, nicht an die Araber und Normannen, nicht an die treulosen Sendboten, welche das Volk bedrückten, anstatt es vor den Bedrückungen der Großen zu schützen. Er dachte nicht daran, wie die geistliche Macht der weltlichen über den Kopf wuchs, befreiete vielmehr die Güter der Geistlichkeit von allen Abgaben und bewilligte auch dem Klerus eigne Gerichtsbarkeit. Dafür empfing er den Beinamen „des Frommen," aber Karl der Große, der auch fromm war, hätte doch sein Recht besser gewahrt.

Im Jahre 838 starb Ludwig's Sohn Pipin. Da wollte der Kaiser, von seiner Gemahlin verführt, zwischen Lothar, dem er Alles verziehen hatte, und seinem Liebling Karl theilen; Pipin's Söhne sollten ausgeschlossen sein und Ludwig, der Sohn, bloß Baiern erhalten. Aber die Aquitanier erhoben sich für den Sohn ihres gestorbenen Königs Pipin und Ludwig zog gegen seinen Vater ins Feld (840). Da ward der alte Kaiser plötzlich krank und starb auf einer Insel im Rhein, Ingelheim, so kläglich, wie er gelebt hatte. Im Irrsinn glaubte er den bösen Feind vor seinem Todtenbette zu sehen und wollte ihn verscheuchen. Der böse Feind war aber die Zwietracht, die goß an seiner Leiche den Fluch der Ohnmacht aus über sein Geschlecht dafür, daß er Land und Leute wie ein Stück Ackerland zerstückelte und selber nicht zu regieren wußte.

3. Der Kampf der Brüder.

Nach dem Tode Ludwig's des Frommen kam die Treulosigkeit Lothar's erst recht an den Tag und dessen Bruder Karl erkannte, daß Lothar es mit ihm eben so falsch meine, wie mit seinem andern Bruder Ludwig, welcher „der Deutsche" hieß. Lothar, weil er den Kaisertitel führte, wollte auch alle Länder weiland Karl's des Großen für sich haben. Darum verbanden sich nun die Brüder Karl und Ludwig gegen Lothar, dieser aber schloß mit seinem Neffen, dem jungen Pipin von Aquitanien, Bundfreundschaft. So standen sich die Könige eines Blutes feindlich gegenüber. Bei Fontenaille, im Jahre 841, ward eine große Schlacht gekämpft, da mußten 40,000 Menschen für die bösen Gelüste der Könige ihr Leben lassen. Lothar ward geschlagen, floh aber nach Deutschland, welches Ludwig beherrschte, um diesen in seinem eigenen Reiche zu verderben. Zum Deckmantel seiner Bosheit mißbrauchte Lothar die Freiheitsliebe des Sachsenvolkes und erklärte, daß alle Adeligen dort im Lande keine Güter mehr haben, die Freien und Freigelassenen (Frilinge und Lite), welche zur Zeit Karl's des Großen meist hörige (dienstbare) Leute geworden waren, ihre alten Rechte jetzt wieder bekommen sollten. In heller Freude erhoben sich nun jene und es ward ein großer Bund geschlossen, der Bund der „Stellinger," d. i. der Wiederhersteller der alten sächsischen Stammverfassung und der Unabhängigkeit von den Franken. Diese vertrieben nun die wegen des Zehnten ihnen verhaßten christlichen Priester und auch viele Edelinge (Adelige). Darüber wurden die Bischöfe und der Adel dem Lo-

thar feind, denn dieser hielt es mit dem Volke, und so gingen sie von seiner Partei zu seinen Brüdern Ludwig und Karl. Diese Beiden kamen mit ihren Heeren bei Straßburg zusammen; die Deutschen, unter Ludwig, standen am rechten Ufer des Rheinstroms, die Westfranken, unter Karl dem Kahlen, am linken Ufer, und die Fürsten und Völker schwuren sich wechselweis einen Bundeseid zum Kampfe gegen den Kaiser Lothar. Als nun dieser einsah, daß er allein einer solchen vereinigten Macht nicht widerstehen konnte, bat er um Frieden. Um diesen aber zu erhalten, verließ und verrieth jetzt der ehrlose Mann das Sachsenvolk. Nun brach König Ludwig gegen dasselbe auf und flugs zogen die Edelinge freudig mit ihm, um die Freien wieder zu unterdrücken. Leider gelang's auch ihrer Uebermacht und Ludwig verfuhr mit unmenschlicher Strenge gegen die Besiegten. Einhundertundvierzig von den Stellingern wurden hingerichtet, viele andere grausam verstümmelt. So büßten sie es, daß sie, auf ein Fürstenwort vertrauend, ihre alte Verfassung und Unabhängigkeit herzustellen unternommen hatten.

4. Der Vertrag zu Verdün.

Nun erst vereinigten sich Ludwig und Karl mit Lothar zum Frieden und in der Stadt Verdün schlossen sie 843 einen Theilungsvertrag. Ludwig bekam alle Länder diesseits des Rheinstroms, wo Deutsch geredet ward, des guten Weines willen aber auch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gebieten jenseits des Rheins und das Alles als ein eigenes, selbstherrliches Königreich. Die Länder am andern Ufer des Rheins, nämlich Burgund und die Niederlande, dazu Italien mit der Kaiserwürde, empfing Lothar. Alles westfränkische Land aber, das hinter Lothar's Reich lag, fiel dem Karl zu, welcher „der Kahle" hieß, und dessen Reich zwischen Rhone, Saone, Maas und Schelde, dem Mittelmeere und den Pyrenäen, ward später Frankreich genannt. Seitdem schieden sich die Deutschen von den Westfranken (Franzosen) mehr und mehr, und Deutschland ging seinen eigenen Weg.

---

6. Angelsachsen und Normannen.

1. Alfred der Große (880 n. Chr.).

1. Alfred's Jugend.

Egbert, der zuerst alle Königreiche Englands unter seiner Herrschaft vereinigte, hatte zwei Söhne, von denen Ethelstan zum Könige, Ethelwolf aber für die Kirche erzogen wurde. Als aber der ältere Bruder starb, mußte doch der milde und friedliebende Ethelwolf die Regierung übernehmen. Er hatte mit seiner Frau Osburga fünf Söhne, deren jüngster der Liebling beider Eltern war. Sein Name war Alfred und er war im Jahre 849 geboren. Weil Ethelwolf den Knaben um der herrlichen Ga-

ben seines Leibes und seiner Seele willen über Alles liebte, so gedachte er ihm schon im zarten Alter diejenige Segnung zuzuwenden, welche man damals über Alles hoch schätzte, als sich Karl der Große vom Papste in Rom zum Kaiser hatte krönen lassen, nämlich die Salbung durch den Papst. Mit dem erst fünfjährigen Knaben fuhr der Vater über das Meer und zog mit ihm weiter bis über die Alpen nach Rom. Dort hatte der Papst Leo seine Freude an dem herrlichen Knaben und salbte und krönte ihn auf die Bitte seines Vaters.

Dann kehrte Ethelwolf mit seinem Sohne wieder heim und verweilte auf der Rückkehr längere Zeit am Hofe Karl's des Kahlen in Frankreich. Er verheirathete sich zum zweiten Male mit dessen Tochter Judith und nahm diese mit nach England. Aber Osburga, die Mutter Alfred's, lebte noch und hatte nach wie vor Einfluß auf seine Erziehung. Sie liebte sehr die alten Lieder und Heldengesänge des Volkes der Angelsachsen und lehrte sie ihrem kleinen Alfred, der sie mit großer Aufmerksamkeit vernahm. Einst traten alle ihre Söhne zu ihr und fanden ihre Mutter lesend, da sprach sie zu ihnen: „Demjenigen von euch will ich dieß Buch schenken, der es zuerst auswendig lernt!“ Da erwachte in dem Knaben Alfred die Begierde, lesen zu lernen, und als er das Buch besah, lockten ihn die schönen großen Anfangsbuchstaben und er hätte das Buch um jeden Preis gern das seinige genannt. Darum fragte er noch einmal, ob es denn wirklich Ernst sei, daß derjenige das Buch erhalten sollte, der es zuerst ihr vorlesen könnte, und als ihm solches bejaht wurde, entschloß sich Alfred rasch und lernte nicht allein lesen, sondern auch noch manche andere Kenntnisse, wodurch er sich später über alle seine Zeitgenossen erhob.

2. Raubzüge der Dänen.

Nicht minder aber übte sich Alfred in den Waffen, und es kam die Zeit heran, wo diese Uebung ihm Früchte tragen sollte. Denn alljährlich brachen die Normannen in's Land, die man in England „Dänen“ nannte, und verheerten Alles mit entsetzlicher Grausamkeit. Ihre Schiffe waren nur klein, aber desto zahlreicher, so daß oft eine Flotte von 300 Schiffen zusammen auf einen Raubzug ausging. Denn Rauben und Plündern war für sie die ehrenvollste Beschäftigung, sie verachteten den Mann, der auf dem Bette starb; „nur der Tod durch's Schwert“ — sagten sie — „ist des Mannes würdig,“ und ihre größte Kraft zeigten sie darin, unter quälenden Wunden lachend zu sterben. Dieselbe Grausamkeit, die sie standhaft zu erdulden vermochten, zeigten sie auch gegen Andere, und nicht zufrieden damit, ihre unschuldigen Opfer zu berauben und zu morden, quälten sie dieselben auch auf martervolle Weise.

Sie drangen tief hinein in die Länder; denn ihre Schiffe waren klein und wie sie mit ihnen auf der stürmischen See der Gewalt der Wellen trotzten, so fuhren sie mit eben denselben Fahrzeugen die Ströme hinauf bis tief in das Land und wenn sie an eine Stelle kamen, wo das seichte Wasser sie nicht mehr tragen konnte, so hoben sie ihre Schiffe auf den

Rücken und trugen sie hinüber. Dasselbe geschah auch, wenn sie aus einem Flusse in den andern wollten, auch dann trugen und schleppten sie ihre leichten Fahrzeuge über das Land. Wo sie nahten, da ging Schrecken vor ihnen her; denn ihre Wuth war nicht zu versöhnen. Sie wollten nicht herrschen, nicht Land erwerben, wie es doch vordem die wandernden Stämme gewollt hatten; nein, sie wollten nur rauben und nach dem Raube auch noch zerstören. Darum bewahren noch bis auf den heutigen Tag alle Küsten der westeuropäischen Länder grauenvolle Erinnerungen an die Normannen, und nicht bloß die Küsten, sondern auch die Städte, wie Paris und Köln, wurden von ihnen heimgesucht. Darum betete man in allen Kirchen: a furore Normannorum libera nos, domine! Beschütze uns, Herr, vor der Wuth der Normannen!

3. Feindseligkeit gegen das Christenthum.

Zur Zeit von Alfred's Jugend brachen diese Normannen alljährlich in England ein und verheerten, was sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Wenige Jahrhunderte wareu erst vergangen, als auch die nach England eingewanderten Sachsen durch ihre Räubereien den Küstengegenden sich furchtbar gemacht hatten. Aber sie hatten in ihrer neuen Heimath bald den Einfluß erfahren, welchen der Ackerbau auf die Gesittung der Menschen ausübt, und zugleich hatte das Christenthum ihre Sitten gemildert und ihnen zum Bewußtsein gebracht, wie unrecht Raub und Plünderung sei. Freilich verschwindet mit der wachsenden Gesittung auch gar leicht die Kraft und Lust zum Kampfe, und so griffen die Angelsachsen nicht mehr an, sondern vertheidigten sich nur nothgedrungen gegen die Angriffe der Dänen. Besonders grausam und unternehmend war der Dänenkönig Inguar, der bekam sogar den angelsächsischen König Edmund in seine Gewalt. Da forderte er von diesem, daß er sich vom Christenthume lossagen sollte. Aber Edmund weigerte sich standhaft. Da ließ ihn Inguar an einen Baum binden und mit Pfeilen auf ihn schießen. Auch da noch blieb Edmund standhaft und unerschüttert, bis Inguar, durch solche Festigkeit aufgebracht, ihm das Haupt abschlagen ließ. Dafür wurde Edmund in der Sage und im Liede verherrlicht und seine Verehrung hat viele Jahrhunderte überdauert.

4. Alfred wird König.

Alfred's vier ältere Brüder stritten muthig gegen diese entsetzlichen Feinde; aber einer nach dem andern erlag in diesem Kampfe, bis zuletzt Alfred im Alter von 22 Jahren nach dem Wunsche des gesammten Volkes auf den Thron berufen wurde. Denn wenige Monate vor dem Tode Ethelred's, des letzten seiner Brüder, hatte sich Alfred in einem Treffen die Liebe und Achtung aller Sachsen erworben. Es war an einem Sonntage und die Heiden rückten schon in ihre Schlachtordnungen, da ging Ethelred noch in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Vergebens baten ihn seine Anführer, daß er doch für dießmal den Besuch der

Kirche aufgeben möchte. Ethelred erwiederte, daß nichts ihn vom Gottesdienste abhalten solle und daß er nicht eher lebendig den Ort verlassen würde, bis die Messe geendigt sei. Da warf sich Alfred, der die andere Heeresabtheilung anführte, mit kühnem Jugendmuthe auf die Feinde, die den Angriff noch nicht erwarteten, und brachte sie in Verwirrung. Zwar leisteten sie noch einige Zeit Widerstand, weil Alfred's Haufe zu klein war; aber als nun auch Ethelred nach Beendigung der Messe mit seiner Schaar anrückte, konnten die Dänen das Feld nicht mehr behaupten, sondern suchten in wilder Flucht ihr Heil. Bald darauf wurden sie noch einmal geschlagen, aber Ethelred starb in diesem Treffen 871. Nun ward Alfred König.

Trotz seines Jugendmuthes schlug Alfred die Gefahr, welche von den Dänen her das Land bedrohete, nicht geringer an, als sie wirklich war; auch gedachte er wohl seiner Krankheit, die ihn oft unerwartet faßte. Die Aerzte wußten gegen das Uebel — man vermuthete einen innern Krebs — keinen Rath und als er sich in seinem zwanzigsten Jahre verheirathete, brach gerade am Hochzeitstage die Krankheit wieder aus. Von da an kehrte der Schmerzanfall fast täglich wieder, doch Alfred's mächtiger Geist überwand die Krankheit, so daß er an Leib und Seele der Erste seines Volks blieb, denn an Uebung in den Waffen kam ihm eben so wenig einer gleich, als an Wissenschaft und Kenntniß.

5. Alfred baut eine Flotte.

Während Alfred die Leiche seines Bruders nach Winburn in die Gruft begleitete, drangen wiederum die Dänen so vor, daß Alfred von diesem Zuge ablassen mußte, um ihnen mit einer kleinen Schaar entgegentreten zu können. Er besiegte die Feinde dennoch und sie mußten ihm mit einem Eide versprechen, daß sie fortan sich friedlich und ruhig verhalten wollten. Aber die Zügellosen kehrten sich weder an den Eid, noch an die Geiseln und brachen bald wieder hervor. Da kam Alfred auf den Gedanken, lieber mit den Dänen zu Wasser zu kämpfen, als sich ihnen erst nach der Landung entgegen zu stellen. Er erinnerte die Angelsachsen daran, daß auch ihre Vorfahren groß und mächtig zur See gewesen waren, und forderte sie auf, in allen Häfen Schiffe zu bauen, damit sie mit ihnen die Mündungen der Ströme bewachen und die Dänen vor ihrer Landung zurückschlagen könnten. Dieß ward ausgeführt und eine ganze Flotte der Dänen geschlagen.

Während dieß im Westen, in Westsex, geschah, fiel aber eine andere Dänenschaar unter ihrem Anführer Hubbas in's nördliche England ein, aber auch diese erlitt eine schwere Niederlage und verlor sogar ihre Fahne. In diese Fahne hatten die drei Schwestern des Inguar und Hubbas den Vogel Odin's gewebt, einen Raben, den die Dänen für lebend ansahen und auf den sie ihre Blicke richteten, wenn eine Unternehmung sie lockte. Schien der Rabe zu flattern oder seine Flügel zu heben, so bedeutete es Heil und Sieg für die Dänen; wenn er sie aber senkte, so stand ihnen Unglück bevor.

6. Alfred im Elend.

Aber dennoch kam das Unglück über Alfred's Haupt. Sein Heer wurde wiederholt geschlagen und er mußte mit wenigen Begleitern in den Sümpfen und Marschen der Grafschaft Somerset seine Zuflucht suchen. Viele der Angelsachsen flohen über's Meer in andere Länder, noch andere hielten es mit den Dänen und verließen ihren König, der mit der größten Noth kämpfte. Einmal hatte er bei einem Kuhhirten einen sichern Zufluchtsort gefunden und saß am Herde desselben und schnitzte Bogen und Pfeile. Die Hausfrau aber, welche nicht ahnte, wer ihr Gast sei, hatte ihm anbefohlen, auf das Brod zu achten, das sie buk und in den Ofen geschoben hatte. Aber Alfred's Gedanken blieben nicht beim Brode, sondern schweiften hinaus in's Weite, denn er sann auf Mittel, sein Volk zu schützen gegen die Dänen. Da verbrannte das Brod und als die Hausfrau herzu kam, rief sie zornig: „Du träger Mensch! Brod verschlingen kannst du, aber zum Backen bist du zu dumm!"

Ein anderes Mal, erzählt die Sage, saß Alfred allein im Hause, während seine Begleiter auf den Fischfang ausgegangen waren, und las in den Geschichten seines Stammes und Landes. Da klopfte ein Bettler an die Thür und bat ihn um einen Bissen Brod. Es war aber nur noch ein Stück da, das letzte; dieses nahm Alfred, zerbrach es in zwei Hälften und gab dem Bettler die eine Hälfte. Darauf schlief er ein und während des Schlafes hatte er ein Traumgesicht, das ihm verkündete, bald würde er sein Reich wieder erobern. Er theilte den Traum seiner treuen Mutter Osburga mit, die ihn auch in seiner Verbannung nicht verlassen hatte, und Beide schöpften neuen Muth.

Nachdem einige Zeit verflossen war und die Dänen in ihren Nachforschungen ermüdeten, ging Alfred mit seinen Begleitern aus seiner Zufluchtsstätte hervor und suchte sich eine andere. Diese lag in derselben Grafschaft Somerset und war durch zwei Flüsse, die sich dort vereinigten, zu einer völligen Insel gemacht. Alfred nannte sie „Ethelingsey," d. i. Insel der Edelinge oder Edeln. Nur eine einzige Zugbrücke führte zu ihr und diese war leicht zu beschützen. Ueber sie hinaus eilten oft die Angelsachsen, um sich Nahrung zu verschaffen, oder auch um kleine Trupps der Dänen anzugreifen und dann eiligst wieder in den sichern Versteck zu fliehen.

Wenn nun aber auch diese Angriffe gelangen, so halfen sie doch nicht gegen die große Macht der Dänen. Darum entschloß sich Alfred zu einem kühneren Schritte. Er war ein Meister im Gesange und Saitenspiele und die Kunst gedachte er zu nützen, sowohl um die Macht der Dänen zu erforschen, als auch im Lande selbst zu erkunden, wo er auf Hülfe zu rechnen habe. So machte er denn als Harfner verkleidet sich auf und ging in's Lager der Dänen, die sich gern an seinem Spiele und Gesange ergötzten, ja ihn selbst in das Zelt des Königs Guthrum führten. Da sah er die Beschaffenheit ihres Heeres, alle ihre Zurüstungen, er sah, wie sie

sorglos und fahrlässig an keinen Feind und keinen erheblichen Widerstand mehr dachten, sondern nur auf Raub und Plünderung ausgingen und selbst die Bewachung ihres Lagers versäumten.

7. Alfred gewinnt sein Reich wieder.

Dann erforschte Alfred auch die Stimmung der Bewohner der drei zunächst gelegenen Grafschaften und da er glaubte, sich auf ihren Eifer und Muth verlassen zu können, so kehrte er wieder in seine Wasserburg zurück. Sieben Wochen hatte sein Häuflein sich hier gehalten, da berief Alfred um die Pfingstzeit alle seine Getreuen nach dem östlichen Ende des Selwood, d. i. Weidenwald, in Somerset. Sie erschienen zahlreich und hießen mit Jubel ihren König willkommen. Nun rückten die Sachsen auf das Lager der Dänen los Es war ein heißer Kampf gegen den an Zahl überlegenen Feind; aber die Sachsen kämpften für ihr Vaterland und ihre Freiheit und wurden von einem Könige geführt, der an Muth, Klugheit und Tapferkeit es Allen zuvor that. Die Dänen wurden geschlagen und zogen sich in ihr festes Lager zurück. Aber Alfred rückte nach und umschloß sie eng von allen Seiten. Da gingen den Dänen die Lebensmittel aus und sie schickten zu Alfred und erboten sich, das Land zu verlassen und nimmer wieder zu kehren, wenn ihnen freier Abzug bewilligt würde. Alfred gewährte ihnen die Bitte und dießmal hielten die Dänen den Vertrag. Ja, ihr König that noch mehr. Alfred's herrlicher Sinn hatte tiefen Eindruck auf Guthrum gemacht und als dieser mehrmals mit dem Sachsenkönig sich unterredet hatte, gelobte er, ein Christ zu werden. Nicht lange darauf wurden mit Guthrum dreißig seiner Mannen getauft und Alfred selbst war Pathe. Dann beschenkte er den Dänenkönig mit reichen Gaben und gab ihm das Land Ostangeln zu Lehen.

Von da blieb dem Alfred immer der Sieg. Es kamen zwar noch neue Schaaren, aber der wackere König hatte für Schiffe gesorgt, ging ihnen schon auf dem Meere entgegen und schlug sie dort. Einmal traf er eine Dänenflotte, die er zur Hälfte aufrieb, so daß die Dänen in den übrigen Schiffen ihre Waffen weglegten, auf ihre Kniee fielen und um Gnade flehten. Die gewährte ihnen Alfred und von da an hatte England längere Zeit Ruhe. Denn die Dänen wandten sich nun lieber den anderen Küsten zu, wo sie nicht so tapfere Gegenwehr fanden, wie bei Alfred. Namentlich waren den Normannen auch die Schiffe Alfred's furchtbar, denn er hatte sie größer bauen lassen, als es damals Sitte war, mit sechzig Rudern, während die Fahrzeuge der Dänen nur klein waren. Auch die Angelsachsen konnten die neue Bauart Alfred's nicht gleich lieb gewinnen, darum ließ er Seeleute aus Friesland kommen, das schon damals seegeübte Bewohner hatte.

8. Schöpfungen im Frieden.

Nachdem Alfred sein Reich nach Außen gesichert hatte, war die ganze Sorgfalt des jungen Königs darauf gerichtet, es auch innerlich zu befesti-

gen und ihm eine neue Verfassung durch gute Gesetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung guter Gesetze veranstalten, welche bereits früherhin weise Könige hatten niederschreiben lassen; diese prüfte er nun mit seinen Räthen. Er änderte nicht viel darin, denn er sagte, er wüßte nicht, wie solche Abänderungen dem Volke gefallen würden, dem das Gesetz durch langen Brauch schon vertraut war. Namentlich lag ihm die Rechtspflege am Herzen und er prüfte deshalb die Urtheile der Richter, ob sie mit den Gesetzen und dem Herkommen seines Volkes übereinstimmten oder nicht. Einmal soll er in einem Jahre vierundvierzig Richter mit dem Tode bestraft haben, weil ihnen bewiesen war, daß sie falsches Urtheil gesprochen hatten. Darum verlangte er auch von den Richtern, daß sie fleißig in den Gesetzen ihres Volkes forschen sollten. Als wichtigsten Rechtsgrundsatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutsche Ueberlieferung fest, daß Jedermann nur von seines Gleichen gerichtet werden dürfe. Darum sollten zwölf Männer, die Volks- und Standesgenossen des Angeklagten wären, den Wahrspruch fällen, ob schuldig oder nicht. Dieses Gesetz, das ursprünglich auch bei den andern deutschen Völkerschaften galt, ist nun Jahrhunderte lang der Stolz des englischen Volks gewesen, weil es in ihm die sicherste Schutzwehr gegen alle Willkür erblickt, und es ist Alfred's unsterblicher Ruhm, dieses Gesetz bei seinem Volke ausgebildet zu haben.

Aber Alfred wollte auch Ruhe und Sicherheit schaffen, ohne daß der Angelsachse zum Gericht seine Zuflucht nehmen müßte, und darum sann er darüber nach, wie er am besten allen Gewaltthätigkeiten und Räubereien steuern könnte. Das sicherste Mittel schien ihm zu sein, wenn er seine Angelsachsen selbst verantwortlich machte, und dieß geschah auf folgende Weise. Er theilte England in Grafschaften ein, diese Grafschaften wieder in Hundertschaften (hundreds) und die Hundertschaften wieder in Zehnschaften. Zehn bei einander liegende Häuser machten eine Zehnschaft aus und ihre Bewohner waren zusammen verantwortlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie richteten auch unter einander über kleine Dinge; aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertschaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, seinen Namen in eine Zehnschaft einschreiben zu lassen, so wurde er als einer betrachtet, der außerhalb dem Gesetze stand, er ward für vogelfrei erklärt. Von dem Gerichte der Hundertschaft ging man weiter an das Gericht der Grafschaft und von diesem an den König. So kam es dahin, daß man sagte, der Reisende, welcher seine Börse auf der Straße verloren hätte, könne sich ruhig schlafen legen, weil er sie sicher wiederfinden würde. Alfred selber — erzählt man — ließ goldene Armbänder am Scheidewege aufhängen und Niemand wagte, sie hinwegzunehmen. Aber nicht genug, daß Alfred so den innern Frieden sicherte, er begründete durch diese Eintheilung auch die beste Wehr gegen den Feind nach Außen. Denn jede Zehnschaft und jede Hundertschaft mußte ihre bestimmte Anzahl Krieger stellen und der Graf oder Alderman der Grafschaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann, der auf den ersten Ruf die Seinen bald versammeln konnte.

Ferner sorgte Alfred für die Bildung seines Volkes und leuchtete auch darin wieder als das erhabenste Muster eines guten Königs seinem Volke voran. Vor allen Dingen hielt er auf seine Muttersprache, das Angelsächsische, und sorgte dafür, daß die Jugend seines Volkes die alten Heldenlieder lernte und sich am Gesange derselben erfreute. Dann berief er die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit zu sich und sie kamen willig und gern zu dem Könige, der wie kein anderer die Wissenschaften ehrte und liebte. Alfred erlernte noch in seinem 36sten Lebensjahre die lateinische Sprache, um aus den guten Schriften der Römer seinem Volke das Zweckmäßigste auswählen und in der Muttersprache vorführen zu können. Er stiftete Schulen, wie und wo er nur konnte, und auch die Söhne der Adeligen mußten Lateinisch lernen. In einem Briefe, den Alfred an die Bischöfe Englands schrieb, als er ihnen seine Uebersetzung der Rede des heiligen Gregor schickte, heißt es: „Die Gelehrsamkeit war bei meiner Thronbesteigung so in Verfall gekommen, daß es nördlich vom Humberflusse wenig Priester gab, welche die Gebete so weit verstanden, daß sie ihre Bedeutung in angelsächsischer Sprache wiedergeben konnten, oder welche überhaupt einen lateinischen Satz übersetzen konnten. Auch im Süden waren nur sehr Wenige. Gott dem Allmächtigen sei aber Dank, daß es jetzt doch einige Bischöfe gibt, die sogar im Stande sind, selbst Latein zu lesen!"

9. Other aus Norwegen.

Auch in andern Dingen wirkte Alfred für die Bildung seines Volkes. Einmal kam zu ihm ein Mann, Namens Other, und erzählte dem Könige, daß er im nördlichen Theile des Landes Norwegen wohne, dort wo das Eismeer die norwegische Küste im Westen bespült. Er beschrieb dem Könige das Land, wie es öde und verlassen sei und wie nur hier und da zerstreut einige Finnen wohnten, die sich mit Jagd und Fischerei beschäftigten. Er selbst habe aber einmal erforschen wollen, wie weit sich das Land noch nach Norden und Osten ausdehne, und darum sei er nordwärts gefahren, wobei zur rechten Hand ihm immer Land geblieben sei. Dann aber habe er wieder abwarten müssen, bis der Wind von Nordwest geweht habe, und zuletzt habe er völligen Nordwind haben müssen. Alsdann habe er einen großen Fluß gesehen, der sich dort in's Meer ergieße; aus Furcht vor den Anwohnern habe er jedoch nicht gewagt, diesen Fluß hinaufzuschiffen; er habe die Fahrt nur eingeschlagen, um Walroßzähne zu holen. Solche brachte er auch dem Könige Alfred zum Geschenk. Other war ein sehr reicher Mann in seiner Heimath; denn er besaß 600 Rennthiere und unter ihnen sechs Lockrennthiere zum Fangen der wilden; aber nur zwanzig Rinder, zwanzig Schafe und zwanzig Schweine. Dagegen bestand sein hauptsächlichster Reichthum in dem Tribute, den ihm die Finnen bezahlten, nämlich in Pelzwerk, Flaumfedern der Vögel, Walfischbarden und Stricken, die aus der Haut der Walfische und Seekälber gemacht wurden.

Dieser Bericht Other's von seiner Heimath war dem König Alfred sehr lieb und als er wieder ein lateinisches Geschichtsbuch in's Angelsäch-

sische übersetzte, erzählte er darin auch das, was er von Other vernommen hatte. Aber er selbst war auch angeregt zu neuen Forschungen und entsandte deshalb einen Seefahrer, Namens Wulfstan; dieser schiffte ostwärts, bis er durch das Kattegat und den kleinen Belt in die Ostsee kam. Dort suchte er die Völker und ihre Sitten zu erforschen, um seinem Könige darüber Bericht erstatten zu können. Er fuhr bei der Insel Burgundaland (Bornholm) vorbei bis zum Ausfluß der Weichsel. Was er erkundete, schrieb Alfred für sein Volk nieder.

10. Staatshaushalt.

Wahrlich, wir müssen staunen ob der rastlosen Thätigkeit dieses Mannes. Er konnte aber viel mehr leisten, als andere Menschen, weil er mit seiner Zeit so sparsam und haushälterisch war. Da man noch keine Uhren hatte und der Gebrauch der Sonnenuhren wegen der häufigen Nebel in England nicht immer zweckmäßig ist, so war er selbst darauf bedacht, einen Zeitmesser zu erfinden. Er nahm dazu sechs Lichter, von denen jedes in einer vor Luftzug geschützten Kapsel brannte und zwar genau vier Stunden lang. Die Kapsel war von durchsichtigen Häuten eingeschlossen, denn der Gebrauch des Glases war in den Dänenkriegen untergegangen.

So haushälterisch wie mit seiner Zeit ging Alfred auch mit seinen Einkünften um. Denn obwohl diese nicht so groß waren und mancher Kaufmann in unserer Zeit viel mehr einnimmt, als dieser große König, so war doch Alles auf das Genaueste vertheilt, und dadurch wußte Alfred viel zu schaffen. Die eine Hälfte seiner Einnahmen war für weltliche, die andere für geistliche Zwecke bestimmt. Die erste zerfiel wieder in drei Theile, von denen einer für seine Krieger bestimmt war; denn abwechselnd mußten die Krieger seiner Leibwache je einen Monat im Vierteljahr bei ihm sein und während der beiden andern Monate konnten sie ihren Geschäften nachgehen. Das zweite Drittheil der ersten Hälfte war für die unzähligen Bauleute und Künstler, welche Alfred aus allen Gegenden zu sich her berief, damit sie sein Reich durch herrliche Gebäude verschönerten und seinem Volke die nöthige Anleitung gäben, sich selbst weiter fortzubilden. Das dritte Drittheil der ersten Hälfte war den Zwecken der Gastfreundschaft geweiht für alle diejenigen Fremden, welche aus weiter Ferne den König besuchten. Die andere Hälfte seiner Einkünfte war für geistliche Zwecke bestimmt und in vier Theile getheilt. Von diesen war das eine Viertel für die Armen bestimmt, das zweite für die beiden Klöster, welche er selbst gestiftet hatte, das dritte für die Schule für den jungen Adel seines Landes, welche er mit großer Mühe in's Leben gerufen hatte, das vierte Viertel war für die gelegentliche Unterstützung aller andern Kirchen und Klöster bestimmt, die sich bittend an ihn wandten.

11. Neuer Einfall der Dänen.

Lange Zeit hindurch genoß Alfred Frieden; aber noch am Abend seines Lebens drangen die Dänen wieder in's Land und hausten nach ihrer

alten Weise. Sie waren von dem kräftigen deutschen Könige Arnulf im September des Jahres 891 bei Löven auf's Haupt geschlagen worden und wie sie sich früher nach den Siegen Alfred's ganz auf das gegenüberliegende Festland von Frankreich und Deutschland geworfen hatten, so wollten sie nach dieser Niederlage umgekehrt wieder England heimsuchen. Aber Alfred empfing sie und nach manchem harten Kampfe kehrte die Mehrzahl der Dänen heim, die wenigen Zurückbleibenden konnten leicht abgewehrt werden. Nun war auch Alfred darauf bedacht, die alten Briten mit den Seinigen zu versöhnen. Von den britischen Ureinwohnern wohnten noch viele in dem gebirgigen Wales im Westen von England und von da aus machten sie nur zu oft gemeinschaftliche Sache mit den Dänen gegen die Angelsachsen. Aber der Charakter Alfred's gewann ihre Achtung und ihr letzter König kam freiwillig zu Alfred, der ihn ehrenvoll aufnahm und als seinen Sohn behandelte.

12. Alfred's Charakter.

Ein wahrhaft religiöser Sinn schmückte sein Leben. In früher Jugend war er, der kräftige Jüngling, von heftigen Versuchungen zu sinnlicher Lust heimgesucht; aber er wußte sie durch Wachen und Gebet zu bekämpfen. Oft stand er auf beim ersten Hahnschrei, eilte in eine Kirche, warf sich vor den Stufen des Altars nieder und flehete inbrünstig zu Gott, daß er ihm eine Krankheit senden wolle, durch welche die Gluth unreiner Begierden in ihm gedämpft werden möchte. Auch in seinem späteren Leben suchte er sich durch fleißiges Beten zur Ausübung seiner Pflichten zu stärken. Er widmete täglich einen Theil seiner Zeit frommen Andachtsübungen, nie versäumte er den öffentlichen Gottesdienst und immer trug er ein Büchlein bei sich, welches Gebete und Psalmen enthielt, an welchen er sich schon in seiner Jugend erbaut hatte. Er war wohlthätig gegen die Armen, ehrerbietig gegen die Bischöfe, doch sah er auch darauf, daß sie die Pflichten ihres heiligen Amtes gewissenhaft erfüllten.

Nicht unbemerkt darf es bleiben, daß Alfred's schöne Seele in einem schönen Körper wohnte. Die Würde seines Aeußeren, die Anmuth seines einnehmenden, offenen Gesichts und die Stärke seines Gliederbaues ließ leicht in ihm den großen Mann vermuthen; aber noch höher mußte die Achtung für ihn steigen bei Denen, die es fühlten, wie er Tapferkeit mit Wohlwollen, Gerechtigkeit mit Milde, Liebe zu den Wissenschaften und Künsten mit einem wahrhaft religiösen Leben verband.

Der Abend seiner Tage war ruhig. Seitdem er im Jahre 897 zuletzt mit den Dänen gekämpft hatte, störte kein neuer Krieg seine Anstalten für den inneren Wohlstand seines Reichs. Und so starb er im Glanze eines fleckenlosen Ruhmes und geliebt von seinem durch ihn beglückten Volke im dreißigsten Jahre seiner Regierung und im dreiundfunfzigsten seines Lebens, den 28. Oktober 901. Von seiner Gemahlin Ethelwithe, der Tochter eines Grafen in Mercien, hinterließ er drei Töchter und eben so viel Söhne, von denen der zweite, Eduard, ihm in der Regierung folgte. Aber keiner seiner Nachkommen hat ihn an Größe erreicht.

2. Edmund Ironside und Knut der Große.

1.

In dem Kampfe mit Knut dem Großen bewährte Edmund den gewaltigen und ausdauernden Muth, der ihm den Namen „Ironside“ oder „Eisenseite“ erwarb. Schon bei Lebzeiten seines Vaters, des feigen und ehrlosen Ethelred, übernahm er die Vertheidigung und Erhaltung der angelsächsischen Herrschaft und eifrig fuhr er in diesem Streben fort, als er nach Ethelred's Tode den angestammten Thron bestieg.

Höchst bedenklich war seine Lage. Seine ganze Herrschaft war eigentlich nur auf das damals feste London beschränkt, alles Uebrige lag in Knut's, des Dänenkönigs, Händen. Die Hülfsquellen zur Vertheidigung waren verstopft, der Muth der Engländer gebrochen. Nur er zagte nicht. Gleich seinem großen Ahnen Alfred, dessen Beispiel ihn begeisterte, brauchte er List und Gewalt, um den Dänen Abbruch zu thun. Fünfmal belagerte Knut London, aber vergebens; fünf Feldschlachten wurden in einem Jahre (1016) geliefert, ohne daß dadurch der Kampf um die Krone Englands entschieden wurde.

2.

Dem langen und vergeblichen Blutvergießen wollte der menschenfreundliche Edmund mit einem Mal ein Ende machen. Als die feindlichen Heere abermals einander gegenüberstanden, forderte er den Dänenkönig zum Zweikampf auf. Knut aber schlug den Zweikampf aus. „Es fehle ihm,“ ließ er zurücksagen, „keineswegs an Muth; allein er fühle sich nicht groß und stark genug, um gegen Edmund's Riesengestalt mit Erfolg zu kämpfen. Da sie aber Beide auf England, als das Erbe ihrer Väter, Ansprüche hätten [Knut's Vater, Swen, hatte eine Zeit lang über England geherrscht], so schlage er vor, dieses Reich zu theilen.“ Dieser Vorschlag ward von beiden Herren mit vielem Beifall aufgenommen.

Der Fluß Severn theilte die beiderseitigen Heere. Am westlichen Ufer stand Edmund mit den Seinen, Knut aber am östlichen, und zwischen beiden, mitten im Fluß, befand sich die kleine Insel Olanege. Dorthin kamen beide Helden zusammen, nachdem sie sich gegenseitig Geiseln zugeschickt hatten. Beide schwuren einander Friede und Freundschaft, umarmten und küßten sich und theilten darauf das Reich so, daß die nördlichen Gegenden, namentlich Mercia und Northumberland, dem Dänenkönig, die südlichen Gegenden, sammt der Stadt London, dem Edmund verbleiben, Beide aber unabhängig von einander regieren sollten. Hierauf vertauschten sie, gleich den homerischen Helden, ihre Waffen und Gewänder und trennten sich.

3.

Bald darauf ward Edmund auf Anstiften des schändlichen Grafen Edrick meuchlings ermordet. Nun nahm Knut dessen Gebietstheil auch noch in Besitz und ließ sich zum König von ganz England krönen. Demnach

vereinigte er auf seinem Haupte die Kronen von Dänemark und England und späterhin brachte er auch Norwegen und einen Theil von Schweden an sich, so daß er der mächtigste Monarch des Nordens wurde und den Beinamen „des Großen" erhielt.

Er verdiente sein Glück durch die Umsicht und Mäßigung, womit er besonders über England regierte. Um die Engländer für sich zu gewinnen, ließ er den verrätherischen Edrick, den das Volk haßte, hinrichten. An der alten Verfassung des englischen Reichs änderte er nichts. Engländer und Dänen behandelte er nach gleichen Gesetzen und den Nationalhaß unter ihnen suchte er auf alle Weise zu mildern. Deshalb heirathete er selbst die Wittwe Ethelreds, Emma, aus der Normandie gebürtig. Auch bezeigte er der Geistlichkeit sehr große Ergebenheit. Er hielt darauf, daß ihr der Zehent ordentlich entrichtet ward, erneuerte und beschenkte die Kirchen und Klöster, die in den vorigen Kriegen viel gelitten hatten, und gründete zu Assendon, wo zwischen ihm und Edmund die letzte Schlacht vorgefallen war, ein Kloster, in welchem für die Seelen der erschlagenen Angelsachsen und Dänen Messen gelesen werden mußten. Hiermit nicht zufrieden, unternahm er im funfzehnten Jahre seiner Regierung eine Pilgerreise nach Rom. Er zog durch Flandern, Frankreich und Italien und bezeichnete seinen Weg durch Büßungen und Wohlthaten. In Rom selbst betete er auf dem Grabe Petri um Vergebung seiner Sünden und errichtete ein Gasthaus für dänische und englische Pilger.

Die Andachtsübungen ließen ihn immer mehr das Eitle irdischer Herrlichkeit empfinden. Als einst einige seiner Schmeichler seine Größe rühmten und versicherten, daß ihm nun Alles unterworfen sei, setzte er sich an den Meeresstrand. Die Ebbe war zu Ende und er sprach zu dem anschwellenden Meere: „Die Erde ist mein, darum befehle ich dir, daß du nicht weiter vordringest und meine Füße benetzest." Aber das Meer kehrte sich nicht an diesen Befehl, kam näher und überschwemmte seine Füße. Da sprang er auf und sagte: „Es ist Niemand groß als der, welchem Erde und Winde und Meere gehorchen!"

3. Wilhelm der Eroberer (1066 n. Chr.).

1.

Wilhelm's Vater war Robert, vierter Herzog der Normandie, seine Mutter aber war eine Tänzerin, deshalb nannte man den Knaben einen Bastard, weil er keine fürstliche Mutter hatte und außer der Ehe erzeugt war. Doch schon früh begünstigte den Knaben das Glück und bahnte ihm den Weg zu seiner Erhebung, wovon die Geburt ihn auszuschließen schien.

Er war ungefähr sieben Jahre alt, als sein Vater, im Begriff, eine Pilgerreise nach Jerusalem zu unternehmen, die Großen des Herzogthums um sich versammelte und sie beredete, seinem natürlichen Sohne zu huldigen und ihn als Herzog anzuerkennen, falls er selber im Auslande sterben sollte. Wirklich starb Robert auf der Wallfahrt nach Jerusalem und nun

ward, wie er es gewünscht hatte, sein geliebter Sohn Wilhelm Herzog der Normandie. Aber die Minderjährigkeit desselben gab zu vielen Unruhen Veranlassung. Die großen Vasallen wollten sich Wilhelm's Herrschaft nicht unterwerfen und der damalige König von Frankreich, Heinrich I., suchte die furchtbare Macht der Normannen zu brechen. Doch wie sich unter Gefahren und Mühseligkeiten der Mann bildet, so reifte auch Wilhelm auf diesem Wege seiner künftigen Größe entgegen. Im Kampfe mit seinen Vasallen entwickelte sich sein Feldherrntalent und eben dadurch erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruhm und ein tapferes Heer für das große Unternehmen, das seinen Namen unsterblich gemacht hat.

2.

Eduard der Bekenner, der jüngere Bruder Edmund's Ironside, seit 1042 König von England, war dem Herzog Wilhelm in Liebe gewogen und da er keine Nachkommen hinterließ, versprach er ihm heimlich die Erbfolge, zumal da auch Wilhelm mit dem Königshause verwandt war. Noch näher dem Throne stand aber Graf Harald. Dieser, der angesehenste Mann unter den englischen Großen, besaß das Vertrauen der Nation, auch Reichthum, Ehrgeiz und Macht genug, um nach der Krone begierig zu sein. Fast ganz England stand unter seinem und seiner Freunde Einfluß und Eduard konnte sich ihm nicht entziehen. Aber auch hier schien das Glück für Wilhelm geschäftig, indem es ihm den Gegner zuführte. Einst war Harald durch Stürme an Frankreichs Küste verschlagen und in Räuberhände gefallen. Wilhelm, hiervon benachrichtigt, befreiete den Gefangenen und empfing ihn sehr ehrenvoll in seiner Hauptstadt Rouen. Während er nun hier in Freundschaft mit ihm lebte, entdeckte er ihm das Geheimniß seiner Aussicht auf den englischen Thron und beschwor ihn, mitzuwirken für die Erlangung desselben. Um ihn recht fest an sich zu ketten, versprach er ihm seine Tochter zur Gemahlin und zugleich ließ er ihn auf heilige Reliquien schwören, daß er unverbrüchlich treu Wilhelm's Thronbesteigung befördern wolle.

3.

Harald hatte den verlangten Eid geleistet, aber er war nicht der Meinung, ihn halten zu müssen. Sein Ehrgeiz sträubte sich dagegen, vielleicht auch seine Vaterlandsliebe, der es unerträglich sein mochte, daß England einer Fremdherrschaft anheimfallen sollte. Er vermehrte daher nach seiner Rückkehr die Zahl seiner Anhänger und verbreitete unter den Engländern Widerwillen gegen die Normänner. König Eduard, obwohl er wünschte, daß der Herzog der Normandie sein Nachfolger werde, hatte weder Muth noch Kraft, sich nachdrücklich für denselben zu erklären, und mitten in diesem Zögern ereilte ihn der Tod (1066). Kaum war er verschieden, so bestieg Harald, mit Genehmigung des englischen Volks, den Thron.

Da entbrannte Herzog Wilhelm von heißem Zorn, er schalt den Harald einen Eidbrüchigen und rüstete sich nun, mit den Waffen zu erringen,

was man ihm gutwillig nicht geben wollte. Aber auch Harald säumte nicht, ein großes Heer zu sammeln.

4.

Als Wilhelm mit seinem Heere an der Küste von Sussex landete, sprang er zuerst an's Ufer; aber er stolperte und fiel zu Boden. Doch mit schneller Fassung wußte er das üble Zeichen zu seinem Vortheile zu deuten. „Das Land," rief er, „das Land ist mein!" Einer seiner Krieger, der ihm zunächst stand, erwiederte: „Ja, Herzog und König, bald wirst du England in Besitz nehmen!" Und ein Anderer lief zu einer nahen Hütte, zog einen Strohreiß vom Dache und überreichte ihn dem Feldherrn als ein Zeichen der Besitznahme. Keiner aber der Krieger durfte plündern, denn Wilhelm sagte: „Wir müssen schonen, was unser ist." Alle hielten sich ruhig und sahen frohen Muthes das Heranrücken der Gefahr.

5.

Harald hatte soeben seinen aufrührerischen, mit den Norwegern verbündeten Bruder Tosti in Northumberland angegriffen und geschlagen; da vernahm er die Landung Wilhelm's. Sogleich eilte er gen Hastings, wo die Normannen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Stolz und Rachsucht verblendeten ihn gegen die Regeln der Klugheit. Sein Heer war geschwächt und doch wollte er nicht einmal eine Verstärkung abwarten. Seine Freunde riethen ihm, das aus vielerlei Völkern zusammengesetzte Heer seiner Feinde, dem es bald an Lebensmitteln fehlen müsse, in kleinen Gefechten zu ermüden und zu schwächen; er aber, entschlossen, zu siegen oder zu sterben, setzte alles Glück auf den Ausschlag eines einzigen Tages.

Verschieden waren die Vorbereitungen zu dieser Schlacht. Die Engländer verachteten den Feind, der ihnen als ein Haufen zusammengeraffter Abenteurer geschildert worden war. Das eben errungene Kriegsglück hatte sie übermüthig gemacht; sie glaubten den Herzog Wilhelm eben so leicht schlagen zu können, wie den Tosti und dessen Bundesgenossen, und brachten daher den Vorabend der Schlacht unter Schmausereien und Lustbarkeiten zu. Die Normannen dagegen, von Religiosität und Tapferkeit beseelt, stärkten sich durch Gebete und fromme Gesänge, blieben auch, um vor einem Ueberfalle gesichert zu sein, unter den Waffen. Wilhelm selbst, der vorher die Stellung der Feinde besichtigt hatte, berathschlagte sich mit den Häuptern seines Heeres und entflammte den Muth Aller durch begeisternde Anreden.

Die Engländer hatten eine gute, keilförmige Stellung auf einer Anhöhe gewählt. Harald erwartete den angreifenden Wilhelm und in der Frühe des Morgens entbrannte der Kampf an drei Orten unter Trompeten-, Zinken- und Hörnerschall. Vor dem Herzog ritt der im Schmieden wie im Handhaben der Waffen zugleich fertige Taillefer. Spielend warf er mehrere blanke Schwerter in die Luft und fing sie wieder; er

sang dabei das Heldenlied vom Roland und von dem großen Karl und das ganze Normannenheer sang mit. Aber plötzlich fiel auch eines seiner Schwerter nicht wieder in seine Hand und ein englischer Bannerträger, von ihm getroffen, stürzte nieder. Angriff und Abwehr wurde nun gleich heldenmäßig. Das Glück neigte sich auf die Seite der Engländer, die in ihren festen Reihen nicht zu erschüttern waren. Die Normannen wichen und ein Gerücht, Wilhelm sei gefallen, vermehrte die Unordnung in ihrem Heere. In diesem gefahrvollen Augenblick bewährte Wilhelm den Muth, der dem Helden eigen ist. Er stellte sich den Flüchtigen entgegen, riß den Helm ab und rief: „Ich lebe und werde siegen!" Sie standen und folgten ihm auf's Neue gegen den Feind, der wieder in seine vorige Stellung zurückgetrieben wurde. Aber der Angriff auf diese war abermals vergeblich. Da lockte Wilhelm durch verstellte Flucht den Feind hervor und umzingelte dann die übereilt und unvorsichtig Vordringenden. Eine schreckliche Unordnung verbreitete sich durch alle Haufen; sie wichen. Harald's beide Brüder und viele der angesehensten Engländer wurden getödtet und am Ende des Tages hatte Wilhelm den großen und entscheidenden Sieg gewonnen.

6.

Wie die Schlacht von Xeres ganz Spanien den Arabern überlieferte, ebenso unterwarf die einzige Schlacht von Hastings ganz England den Normannen. Die Engländer waren betäubt, dem Widerstand der Einzelnen fehlte es an Einheit und Nachdruck und durch ihre lange Unterthänigkeit unter die Dänen war ihre Anhänglichkeit an das angestammte Regentenhaus geschwächt. Aber auch Wilhelm säumte nicht, alle Früchte des gewonnenen Sieges zu sammeln. Sobald als möglich brach er vom Schlachtfelde auf, unterwarf sich Dover und andere benachbarte Orte; ganz Kent erkannte ihn als König. Von da rückte er gegen London, wohin sich die Reste des geschlagenen Heeres geflüchtet hatten. Seine Annäherung brach alle daselbst gepflogenen Verhandlungen ab. Hohe und Niedere kamen ihm mit Versicherung ihrer Ergebenheit entgegen und baten ihn, den erledigten Thron zu besteigen. Nach einigem Zögern willigte er in ihre Bitten. In der Westminsterabtei erfolgte die Krönung, vollzogen von dem Erzbischof von York. Alle Anwesenden wurden befragt, ob sie dem Herzog Wilhelm als ihrem neuen König treu sein wollten? Sie bejahten dieß mit lauter Stimme. Darauf schwur er selbst, Gerechtigkeit zu handhaben, die Kirche zu schützen und Engländer und Normannen wie ein Volk zu regieren. Das Volk jubelte ihm Beifall zu. Da ereignete sich ein Umstand von übler Vorbedeutung. Die Soldaten, die vor den Kirchenthüren Wache hielten, hörten das Geschrei im Innern der Kirche und bildeten sich ein, das Volk habe sich an ihrem Herzog vergriffen. Augenblicklich fielen sie über dasselbe her und steckten sogleich die benachbarten Häuser in Brand. Schrecken ergriff die Versammelten, überall war Flucht und Verwirrung und Wilhelm selbst konnte nur mit Mühe den Aufruhr stillen.

7.

Der Anfang der neuen Regierung entsprach den Wünschen der Engländer und dem geleisteten Krönungseide. Wilhelm hielt sein Heer in strengster Zucht, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit und zeigte sich seinen neuen Unterthanen voll Huld und Gnade. Er gewann die Geistlichkeit durch große Geschenke und suchte Engländer und Normannen durch Ehen und Freundschaftsbündnisse zu vereinigen. Zugleich sorgte er aber auch für Befestigung seiner Regierung. Er entwaffnete London und mehrere andere Plätze, erbaute da und dort Festungen und legte alle Gewalt in die Hände der Normannen, räumte auch seinen Landsleuten alle Güter der Engländer ein, die bei Hastings gekämpft hatten. Dieß erregte große Unzufriedenheit und als Wilhelm bald darauf nach der Normandie abreiste, brach ein Aufstand aus. Schnell aber war der König (der vielleicht schon vorher von Allem unterrichtet war) wieder in England und dämpfte mit Waffengewalt den Aufruhr. Nun verfuhr er mit der größten Härte. Dem Adel wurden die großen Güter entzogen und Wilhelm gab sie fortan seinen Anhängern, nicht zum Eigenthum, sondern als Lehen. Das ganze Reich wurde in 60,215 Ritterlehen getheilt, von welchen 28,215 den Geistlichen angehörten und 1422 königliche Kammergüter waren. Jeder Lehnsträger war verbunden, eine bestimmte Zahl Mannschaft zum Kriegsdienst zu stellen. Auch die reiche und mächtige Geistlichkeit wurde nun vom Könige abhängig und die wichtigsten Kirchenstellen wurden mit Normannen besetzt. Die angelsächsische (englische) Sprache mußte der französischen weichen, in allen Schulen des Reichs wurde fortan französisch gelehrt. Da aber die alte Landessprache sich nicht vertilgen ließ, bildete sich das Englische als ein Gemisch von Deutsch und Französisch, wie denn auch die britische Nation aus Briten, Angelsachsen und Normannen entstanden ist.

8.

Indeß verlor Wilhelm bei allen Anstalten, die er zur Unterjochung Englands traf, nicht seine Erbstaaten aus den Augen. Die Grafschaft Maine in Frankreich, die ihm durch Erbverträge zugefallen war, wollte sich seiner Herrschaft entziehen. Er zog daher nach Frankreich mit einem größtentheils aus Engländern bestehenden Heere. Hier wie anderwärts war er glücklich. Er vertrieb den Grafen von Anjou, der sich in Maine festgesetzt hatte, und verhieß die Verwaltung der Grafschaft seinem Sohne Robert.

Aber während seiner Abwesenheit brach abermals ein Aufstand in England aus, dieß Mal von normännischen Edeln selbst, die unzufrieden darüber waren, daß Wilhelm auch sie so herrisch behandelte. Doch das Glück war auch hier für Wilhelm geschäftig. Einer der Mitverschworenen, von Reue ergriffen, entdeckte die Verschwörung und so ward der König bald der Unzufriedenen Meister. Bald aber kam noch etwas Schlimmeres, Robert, Wilhelm's ältester Sohn, offen und kühn, forderte von seinem Vater, dem Versprechen gemäß, die Grafschaft Maine mit der ganzen

Normandie. Wilhelm zögerte und wies ihn endlich mit den Worten ab: „Ich werde meine Kinder nicht eher ausziehen, als bis ich zu Bette gehe!" Diese Antwort, sowie die parteiische Vorliebe, die Wilhelm für seine jüngeren Söhne zeigte, erbitterte den leicht aufbrausenden Robert. Unterstützt von Frankreich und vielen Großen der Normandie, ergriff er gegen seinen Vater die Waffen. Die unnatürliche Fehde dauerte zum größten Schaden des Landes drei Jahre (1077–1080) und Wilhelm mußte, um seinen Sohn zu bezwingen, eine starke Armee aus England herbeirufen. Dadurch kam der Prinz in's Gedränge; er ward aus der Normandie vertrieben und mußte auf einem französischen Schlosse Sicherheit suchen. Sein Vater folgte ihm, belagerte das Schloß und täglich fielen daselbst Streifereien vor. Da geschah es einst, daß Vater und Sohn auf einander stießen, ohne einander zu erkennen. Ein hitziger Kampf erfolgte, in welchem der Sohn den Vater verwundete und vom Pferde warf. Die Heftigkeit des Falles entpreßte dem Vater einen Schrei und nun erst wurde er, da ihn das heruntergelassene Visir unkenntlich gemacht hatte, an der Stimme erkannt. Schrecken und Reue ergriff den Sohn. Er sprang vom Pferde, richtete seinen Vater auf, warf sich ihm zu Füßen, bat ihn mit Thränen um Verzeihung und gelobte augenblicklich die Waffen niederzulegen. Wilhelm aber ward nicht so schnell erweicht. Selten Meister seines Zornes und jetzt vielleicht ärgerlich über seinen Fall, vergalt er Zärtlichkeit mit Härte. Sobald er wieder zu Pferde saß — der Prinz hatte ihn auf sein eigenes Pferd gehoben, — eilte er in sein Lager und machte neue Anstalten zur Fortsetzung des Krieges. Doch bald wählte er das Bessere. Aufgemuntert von seiner Gemahlin, söhnte er sich mit Robert aus. Zu Rouen kamen Beide zusammen. Wilhelm verzieh dem Sohn, nahm ihn dann mit nach England und übertrug ihm einen Streifzug gegen Malcolm, König von Schottland, den der Prinz mit glücklichem Erfolge ausführte.

9.

Um eben diese Zeit vertheidigte Wilhelm seine königlichen Rechte mit Nachdruck gegen Gregor VII. Dieser herrschsüchtige Papst verlangte von ihm, er möchte seinem Versprechen nachkommen und wegen England dem päpstlichen Stuhle huldigen und den gewöhnlichen Tribut — den Petruspfennig — übersenden. Diese Abgabe war Anfangs von den angelsächsischen Königen als Liebesgeschenk an den päpstlichen Stuhl entrichtet, dann aber von diesem als ein Zeichen der Unterwürfigkeit angesehen worden. Wilhelm antwortete, das Geld solle wie gewöhnlich abgesendet werden; aber er habe nie versprochen, dem päpstlichen Stuhle zu huldigen, oder seine Staaten von demselben abhängig zu machen. Ja, er ging noch weiter; er verbot allen Bischöfen seines Reichs, den Kirchenversammlungen in Rom beizuwohnen, und Gregor, sonst so hartnäckig gegen die Widerspenstigkeit anderer Fürsten, behandelte Wilhelm, der ihm zu weit entfernt war und zu muthvoll widerstrebte, mit Schonung. Erst als er sah, daß durch Schmeicheleien nichts zu gewinnen sei, schritt er zu Drohungen und untersagte

der englischen Geistlichkeit, ihre Stellen von Weltlichen anzunehmen. Doch Wilhelm lachte über diesen Befehl; er setzte, ohne sich an den päpstlichen Widerspruch zu kehren, Bischöfe und Aebte ein, die ihm huldigen und den Lehnseid leisten mußten. Indessen war er dem Gesetze der Ehelosigkeit nicht entgegen; auch gestattete er eine Trennung der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit.

10.

In der Nähe des Todes stellten sich seinem Geiste alle Thaten und Begebenheiten seines Lebens dar. Er fühlte die Eitelkeit aller menschlichen Hoheit und tiefe Reue über alle Gewaltthaten, die er verübt hatte. Hingerissen von diesen Gefühlen, ertheilte er an Kirchen und Klöster reiche Geschenke, gab mehreren Staatsgefangenen die Freiheit und befahl, allen längs der französischen Grenze verwüsteten Oertern den zugefügten Schaden zu ersetzen. Auch traf er Anordnungen über seine Hinterlassenschaft. Die Normandie nebst der Grafschaft Maine überließ er seinem ältesten Sohn Robert; seinen zweiten Sohn Wilhelm ernannte er zum König von England, mit der dringenden Bitte, England mild zu behandeln; dem dritten Sohn, seinem geliebten Heinrich, vermachte er nichts als eine Geldsumme und das Erbgut seiner Mutter, wobei er jedoch die Hoffnung hegte, Heinrich würde einst seine Brüder an Glanz und Macht überstrahlen.

Und so starb er in einem Kloster bei Rouen, den 9. September 1087, im dreiundsechzigsten Jahre seines Alters und im einundzwanzigsten seiner Regierung über England. — Er besaß große und seltene Eigenschaften. Sowie er sich durch Körpergröße und Körperkraft auszeichnete — gleich dem Ulysses konnte nur er und Niemand anders seinen Bogen spannen, — ebenso zeichnete er sich durch hellen Verstand, rastlose Thätigkeit, unerschrockenen Muth und seltene Gewandtheit des Geistes aus. Widerstand feuerte ihn an, Gemächlichkeiten verschmähete er, allen Ausschweifungen war er feind, vor Niemand in der Welt beugte er sich, immer ging er gerade auf sein Ziel los.

Aber bei aller Bewunderung seiner Größe kann man doch nicht das Gefühl unterdrücken, daß er mehr furchtbar als liebenswürdig war. Ihm fehlte der hehre Sinn und die zarte Gemüthlichkeit, wodurch sich Alfred auszeichnete. Herrschsucht, mit Strenge gepaart, machte den Grundzug seines Charakters; seine Gerechtigkeitsliebe war oft seiner Staatsklugheit untergeordnet und seine natürliche Heftigkeit ward oft schonungslose Härte. Indessen darf man nicht vergessen, daß er unter dem Geräusch der Waffen aufgewachsen war, daß ihn fast immer offenbar und heimliche Feinde umgaben und daß harte Maßregeln nothwendig waren, um seine Herrschaft über England zu befestigen.

Sechster Abschnitt.

Deutsche Kaiser und Könige.

1. Heinrich I. und Otto I.

Heinrich I., der Städteerbauer (933 n. Chr.)*).

1.

Die Nachfolger Karl's des Großen hatten weder den Muth noch die Geistesgröße ihres Ahnherrn, sein weitausgedehntes Reich in Ordnung zu halten. Da nun überdieß das Erbrecht der Erstgeburt noch nicht eingeführt war, so entstanden bald blutige Fehden unter den Söhnen der fränkischen Könige und diese Zersplitterung dauerte fort, als Deutschland als eigenes Reich sich von dem großen Frankenreiche abgelöst hatte. Die mächtigen Herzöge wollten dem deutschen Könige nicht gehorchen und bekriegten sich unter einander. Und zwei Feinde hatte der große Karl noch nicht besiegt, die Ungarn, welche man „Hunnen" nannte, und die Slaven, die jenseits der Elbe und Oder, in Mecklenburg, Pommern, Preußen und Polen wohnten. Beide Völker brachen oft über die Grenzen, besonders schrecklich aber hausten die Ungarn oder, wie sie sich selber nannten, die Magyaren. Das waren wilde Reiterhorden, wenn sie in das deutsche Land gleich Heuschrecken einfielen, zerstörten sie Alles, was sie fanden; Männer, Weiber und Kinder, die nicht schnell genug fliehen konnten, koppelten sie zusammen und trieben sie als Sklaven in's Ungarland heim. Rückte ein deutscher Heerhaufen in Reih und Glied gegen sie an, so flohen sie plötzlich auseinander; und hieß es dann: „Gott sei Dank, die Räuber sind fort!" so waren sie schon wieder da, den Deutschen im Rücken. In die Gotteshäuser und Klöster warfen sie die Brandfackeln, daß die Flammen hoch aufwirbelten. Der letzte Karolinger, der auf dem deutschen Königsthrone saß, war Ludwig das Kind. Der schwache

*) Nach Fr. Körner.

junge König weinte ob des Reiches Zerfall und Ungemach, konnte aber nicht helfen. Er starb 911, achtzehn Jahre alt, und Deutschland wäre wohl schon jetzt in lauter kleine Staaten zerfallen, hätten sich nicht die Franken und Sachsen mit einander vereinigt und einen König als Reichsoberhaupt gewählt. Ihre Wahl fiel auf den alten Sachsenherzog Otto; der lehnte sie aber ab und empfahl den Frankenherzog Konrad. Dieser war ein guter Mann, besaß aber nicht die Geisteskraft, ein so zerrüttetes Reich zusammenzuhalten. Ueberdieß kam er in Streit mit dem Sachsenherzog Otto und als dieser starb, wollte er dem Sohne Otto's, Heinrich, die Lehen des Vaters nicht bestätigen. Dieß empörte die Sachsen und sie schlugen alle Angriffe der Franken zurück. In diesen Wirren brachen wieder die Ungarn in Deutschland ein und plünderten, ohne daß Konrad es ihnen wehren konnte.

2.

Konrad starb voll tiefen Schmerzes über seine erfolglose Regierung, aber er beschloß sein Leben mit der edelmüthigsten That. Er ließ seinen Bruder Eberhard, Herzog der Franken, zu sich nach Limburg kommen, allwo er krank lag, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Fürsten und Herren: „Lieber Bruder! Ich fühle, daß mein Ende nahe ist, darum höre auf meinen Rath und laß dir deine Wohlfahrt und das Beste der Franken empfohlen sein. Wohl haben wir noch Heere und Waffen und die Zeichen königlicher Hoheit, nur Glück und die Kraft der Väter haben wir nicht. Das Glück, mein Bruder, und die edelsten Sitten sind im vollen Maße bei Heinrich; auf den Sachsen beruht die Wohlfahrt des Reichs. Darum laß die Feindschaft ruhen, nimm hier diese Kleinodien, die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone, gehe damit zu Heinrich und mache ihn dir zum Freunde und Friedensgenossen auf immer. Er ist bestimmt, der König und Hort vieler Völker zu sein!" Als Eberhard versprochen hatte, den letzten Willen des Königs zu erfüllen, starb Konrad im December 918 und ward im Kloster zu Fulda begraben. Eberhard aber stieg mit seinem Gefolge zu Rosse, ritt über Berg und Thal, bis hinaus in die schattigen Wälder des Harzes. Heinrich war eben auf dem Vogelherd, als die Ritter anlangten, denn die Jagd war sein Vergnügen. Eberhard spornte sein Roß, daß es im Nu neben dem Herzog Heinrich stand, und sprang ab, um seinem bisherigen Feinde freundlich die Hand zu reichen. „Ich komme als Freund," sprach er, „und bitte um deine Freundschaft. Laß uns des Haders vergessen um des Vaterlandes willen!" Gern schlug Heinrich in die dargebotene Rechte und schüttelte sie nach alter deutscher Art. Doch Eberhard sprach weiter: „Ich verlange noch ein größeres Opfer; Deutschland ist verwaist, nur Einer kann es schützen und dieser Eine bist du. Mein Bruder hat noch im Sterben dein gedacht und sendet dir hier die Krone des Reichs. Willst du sie tragen?" — „Ich weiß wohl," sprach Heinrich, „wie schwer eine Krone drückt; aber wenn so biedere Fürsten sie mir anvertrauen, will

ich sie in Gottes Namen tragen und zu des Vaterlandes Besten verwalten." Hierauf umarmten sich die beiden Männer und Alle, die es sahen, waren bis zu Thränen gerührt.

3.

Eberhard aber rief die deutschen Herzöge und Erzbischöfe nach Fritzlar zu einer Versammlung, wo er ihnen seines Bruders letzten Willen und Heinrich's Einwilligung zu dessen Befolgung mittheilte. Während er Heinrich's Heldenmuth, Hochherzigkeit und Vaterlandsliebe warm empfahl, wandten sich Aller Augen auf Heinrich, welcher gleichfalls anwesend war und bescheiden bei seinem Lobe schwieg. „Wer an seinem Feinde einen Lobredner findet," sprach da der Erzbischof Heriger von Mainz, „der muß ein edler Mann sein!" Die Fürsten stimmten bei, wählten Heinrich zum König und theilten ihren Völkern diesen Beschluß mit. Da erhob sich gewaltiger Jubel, der nie enden wollte: Es lebe unser König Heinrich! und Alle wußten, daß Deutschland von seinem Schwert am besten geschützt und von seiner Weisheit am sichersten geleitet werden konnte. Es lebe König Heinrich! rief es aus jedem Zelt, in manichfacher Sprachweise, Trompeten und Pauken fielen schallend ein in das Jubelgeschrei, Fahnen wurden geschwenkt und manches stille Gebet für des Reiches und seines Oberhauptes Wohl floß von den Lippen der Geistlichen.

Als der erste Freudensturm verbraust war, erhob Heriger von Neuem die Stimme: „Wohlan, laßt uns hinausziehen in den Münster, um den erwählten König zu salben vor dem Altar des Herrn!" — „Nicht doch," entgegnete Heinrich, „es genügt mir, daß ich, der Erste aus meinem Geschlecht, durch die Gnade Gottes und eure Liebe zum König berufen werde. Ein Würdigerer als ich empfange Salbung und Krone, solcher Ehre achte ich mich nicht für würdig." Solche Demuth gefiel dem Volke. Die Franken hoben nach altdeutscher Sitte den früheren Stammfeind Heinrich auf den Schild und zeigten ihn dem Volke mit dem Rufe: Sehet hier, euren König! Tausend Hände erhoben sich schwörend gen Himmel, tausend Lippen gelobten: Unserm König Heinrich Treue und Liebe! und in manchen grauen Bart rann die Thräne der Rührung.

Obschon die meisten deutschen Fürsten und das Volk sich von Herzen der Königswahl freueten, so gab es doch zwei eigennützige Männer, die nicht gern einen starken Herrn über sich haben mochten und denen die eigene Ehre höher stand, als die des Reichs. Dieß war Arnulf, Herzog von Baiern, und Burchard, Herzog von Schwaben. Beide entfernten sich eilig, um dem König nicht den Eid der Treue leisten zu müssen. Vergeblich sandte ihnen Heinrich Boten nach und ließ sie an ihre Pflicht erinnern; sie wollten lieber Bürgerkrieg als Ordnung und Obrigkeit im Lande. Da mußte Heinrich die kriegsmuthige Jugend Sachsens, Thüringens und Frankens unter die Waffen rufen, damit scharfe Schwerter dem königlichen Worte Gehorsam verschafften. Tief betrübt zog der 38jährige König gegen seine eigenen Vasallen in den Kampf; aber er wollte

nicht, daß um des Trotzes eines Einzigen willen Unschuldige das Leben verlieren sollten. Dem Schwabenherzog entfiel der Muth, als das Reichsheer in sein Land rückte, er erbat und erhielt Gnade und Vergebung im Jahre 920. Der Baier hingegen wollte sich nicht fügen, sondern warf sich in das feste Regensburg mit seinen Kriegern, wo er von Heinrich belagert wurde. Da hielt es der König für gut, noch einmal zu versuchen, den Streit mit den Worten zu schlichten und nicht mit scharfen Schwertern. Er bot Arnulf eine Zusammenkunft an. Dieser nahm das Anerbieten an und erschien vom Kopf bis zur Zehe schwer bepanzert, Heinrich dagegen hatte Helm, Panzer und Schild im Lager gelassen; denn er vertraute seinem Rechte und seiner Friedensliebe.

„Du widerstrebst mir," begann er ernst, „du erneuerst den Bürgerkrieg, gleich als ob du nicht wüßtest, daß der Ungar nur auf diese Uneinigkeit der deutschen Fürsten wartet, damit er sie einzeln überwältige! Siehe hinüber nach Frankreich, nach Italien! Wodurch sind diese Reiche so schwach, so voller Zerrüttung und Elend geworden? Wodurch anders als deshalb, weil keine Obrigkeit zu Kraft und Ansehen gelangen konnte, weil es den einzelnen Grafen und Herzogen zu schwer fiel, dem Gesetz eines Königs zu gehorsamen. Willst du die Unabhängigkeit Baierns mit dem Untergang Deutschlands erkaufen? Willst du es vor Gott verantworten, wenn wegen deines Ungehorsams gegen den Willen der Reichsfürsten auch nur Ein Tropfen deutsches Blut vergossen wird? Ich habe die Krone nicht gesucht," fuhr er nach einer Weile fort, „Gott hat sie mir durch die Stimme des Volkes gegeben. Wärest du zum Könige gewählt worden, ich würde dir als meinem Lehnsherrn gehorchen." Die Wahrheit dieser schlichten Worte ergriff den trotzigen Baier so sehr, daß er demüthig um Verzeihung bat und den Lehnseid leistete.

Manchem schlachtbegierigen Sachsen war dieß Ende des Heerzuges nicht lieb, aber alle Vaterlandsfreunde priesen die edle Gesinnung des Königs, der ohne Blutvergießen Ordnung, Frieden und Gehorsam herzustellen wußte. Während Heinrich's 16jähriger Regierung hat kein Vasall es wieder gewagt, ihm den Gehorsam zu verweigern.

4.

So war die innere Ruhe Deutschlands durch Milde und Versöhnlichkeit hergestellt. Nun galt es aber auch, Deutschland gegen die Verheerungen durch raubsüchtige Nachbarn zu schützen, denn 924 erschienen die Ungarn wieder, die man wie Würgeengel fürchtete. Sie kamen aus den grasreichen Steppen Ungarns auf kleinen, häßlichen, aber unermüdlichen Pferden an der Donau heraufgezogen wie Hagelwetter; überall, wohin sie kamen, steckten sie Höfe, Weiler und Flecken in Brand, tödteten alles Lebendige oder schleppten es mit fort. Gefangene Menschen banden sie nicht selten an die Schweife ihrer Pferde und schleiften sie auf diese Weise unter schrecklichen Qualen zu Tode. Schon ihre Gestalt flößte Ekel und Grauen ein; denn ihre Gesichter waren braun und durch Narben bis zur größten

Häßlichkeit entstellt, ihre Köpfe kahl geschoren und aus den tief im Kopfe liegenden Augen blickten thierische Rohheit und Habgier. So tapfer die Deutschen auch kämpften, diese Feinde waren ihnen stets überlegen, weil sie auf ihren flüchtigen Rossen bald hier bald dort erschienen und einzelne Landstriche überfielen, ehe man es ahnte und helfen konnte. Auch wichen sie einem ernsten Massenkampfe aus, überfielen dagegen einzelne Schaaren oder flohen, indem sie ihre sicher gezielten Pfeile im Davonreiten auf die Verfolger richteten. Sie hatten durch die Erfolge ihrer Ueberfälle einen so furchtbaren Namen bei den Deutschen erhalten, daß Verzagtheit und Schrecken nur zu oft deutschen Muth und Tapferkeit niederhielten.

Es erscholl also plötzlich das Wehgeschrei durch's Land: die Ungarn kommen! die Ungarn kommen! Es flüchtete, wer konnte, als sie wie Holle's wildes Heer durch Sachsen und Thüringen zogen. König Heinrich aber mochte nicht fliehen, sondern stellte sich ihnen zum ritterlichen Kampfe entgegen. Er verlor jedoch das Treffen, sei es, weil er gerade krank war, oder weil seiner Streiter zu wenig und sie der Kampfweise des Feindes ungewohnt waren, welcher im Fliehen zu siegen pflegte. Genug, Heinrich mußte sich in die königliche Pfalz (Burg) Werla bei Goslár einschließen, von wo aus er sich muthig vertheidigte. Sturm auf Sturm unternahmen die Ungarn, aber sie konnten die Burg nicht ersteigen, vielmehr nahmen Heinrich's Mannen bei einem muthigen Ausfall einen Ungarnhäuptling gefangen, worüber die Belagerer so erschraken, daß sie einen neunjährigen Frieden schlossen unter der Bedingung, daß ihr Häuptling freigegeben und von Heinrich ein jährlicher Tribut gelobt werde. Heinrich nahm das wenig ehrenvolle Opfer auf sich, um eine bessere Zukunft vorzubereiten.

Nicht aus Feigheit hatte Heinrich Tribut versprochen, sondern weil sein scharfer Verstand ihm sagte, es müßten, um Deutschland von der Ungarnplage zu befreien, große Vorkehrungen getroffen werden. Denn er frug sich: worin liegt die Unwiderstehlichkeit ihrer Angriffe? und mußte bald erkennen, daß die Ungleichheit der Waffen und die Wehrlosigkeit der norddeutschen Ebenen den deutschen Kriegsschaaren den Sieg raubten. Die Ungarn waren ein Reitervolk, die Deutschen vorzugsweise Fußvolk, welches jene Reiter nicht angreifen und verfolgen konnte. Es war der alte Heerbann, d. i. das Aufgebot der wehrhaften deutschen Männer, außer Gebrauch gekommen und daher selten eine hinreichende Anzahl von Streitern beisammen; endlich gab es im Lande Sachsen und Thüringen noch nicht, wie bereits in Süddeutschland, ummauerte Ortschaften und große Burgen, sondern nur einzeln liegende Höfe und kleine Ritterburgen. Wie nützlich feste Orte waren, da sie von Reitern nicht erstürmt werden konnten und daher den umwohnenden Landleuten eine sichere Zuflucht gewährten, erkannte Heinrich im Jahre 929, als die Ungarn Baiern und Schwaben durchzogen bis Lothringen, das altehrwürdige Kloster St. Gallen plünderten, die Vorstädte von Constanz abbrannten, die ummauerte Stadt selbst aber nicht erobern konnten.

Heinrich erließ also ein Gebot durch das Land, daß an passenden

Orten große geräumige Festen angelegt würden, wohin ein jeder neunte Mann aus dem umliegenden Gau als Besatzung ziehen sollte. Zwar war das Wohnen in Städten der Gewohnheit des Norddeutschen zuwider und es gab hier und da viel Widerstreben; aber man erkannte sehr bald die Weisheit der königlichen Verordnung und baute Tag und Nacht mit solchem Eifer, daß sich bald überall im Lande Städtchen mit stattlichen Thürmen und starken Mauern erhoben, hinter deren Zinnen die wehrhaften Bürger trotzig die Ungarn erwarteten. Da ward Hamburg befestigt, Itzehoe ausgebaut, die Mauern um Magdeburg, Halle und Erfurt erweitert, denn diese Flecken bestanden schon seit Karl's des Großen Zeit; es wurden neu gegründet Quedlinburg, Merseburg, Meißen, Wittenberg, Goslar, Soest, Nordhausen, Duderstadt, Gronau, Pölde und viele andere, von denen in alten Chroniken nichts aufgezeichnet ist.

Der in der Burg Wohnende hieß Bürger und fing an, sich mit allerlei zu beschäftigen, um nicht müßig zu bleiben und Waaren vom Landmann eintauschen zu können. Die Kaiser begünstigten den Städtebau, gaben jedem Leibeigenen, der in die Stadt zog, die Freiheit, verlegten Messen und Märkte in die Städte, verliehen an dieselben Münz- und Steuerrechte, schenkten ihnen viel liegende Gründe und Forsten, so daß das Städtewesen sich rasch entwickelte und die Kaiser in ihren Streitigkeiten mit dem unfügsamen Adel bei den kampfgeübten Bürgern stets treue Hülfe fanden. Nach wenig Jahrhunderten waren die Städte, die nun meist Republiken unter dem Namen „freie Reichsstädte" wurden, der Sitz der Kunstfertigkeit, des europäischen Handels, der Wissenschaften und der Bildung. Sie waren eine Zeit lang die dritte Macht im Staate und welche Bedeutung sie gegenwärtig für Staat und Bildung haben, liegt ja auf der Hand. Diesen unermeßlichen Nutzen hatte Heinrich's Befehl zum Städtebau.

Außerdem erneuerte er den Heerbann, d. i. die uralte Landwehr, indem er befahl, daß nicht nur die Vornehmen, sondern jeder älteste Sohn eines Hofes zu Pferde erscheinen mußte. Weiter verordnete er, daß diese Landwehren in ihren Gauen sich öfter versammeln sollten, um sich zu üben, in Reihe und Glied zu reiten, zu schwenken, anzugreifen u. s. w. Die kleinen Schaaren theilten sich dann gewöhnlich in zwei Abtheilungen, die gegen einander ritten und die feindliche Reihe zu durchbrechen suchten. Jede Abtheilung trug ein gemeinschaftliches Abzeichen und hatte eine gemeinsame Kasse, denn die, welche sich von ihrem Corps hatten abschneiden lassen, mußten eingelöst werden. Diese Reiterübungen sind die Anfänge der Turniere und jene Verbindungen der Reiterparteien der Ursprung der Ritterorden mit ihren Wappen. Da bei großen Uebungen Damen zuzuschauen pflegten, so ist Heinrich der Gründer des Ritterthums mit seinem Damendienste und seiner Liebe zu Kriegsabenteuern.

Nachdem Heinrich diese Einrichtung getroffen hatte, wollte er ihre Brauchbarkeit gegen einen schwächern Feind versuchen. Die slavischen Heveller an der Havel reizten seinen Zorn, er ließ ihre Hauptstadt Brennabor (Brandenburg) mitten im Winter erobern, nahm den Daleminziern

an der Elbe Grana und baute an dessen Stelle Meißen, unterwarf die Obotriten, Wilzen und Redarier in Mecklenburg und der Priegnitz, zwang den Böhmenfürsten Wenzel, ihm den Lehnseid zu leisten, und sandte die Grafen Bernhard und Thietmar nochmals gegen die Redarier, die sich empört hatten. Die Deutschen belagerten deren Hauptort Lenzen fünf Tage, dann nahmen sie am frühen Morgen nach einer stürmischen Regennacht das Abendmahl, griffen unverzagt den zahlreichen Feind an, besiegten ihn nach tapferer Gegenwehr und eroberten Lenzen. Hierdurch übte Heinrich seine Krieger im Kriegführen und sicherte Deutschlands Ostgrenze, welche von der Elbe, Havel und Lausitz damals gebildet wurde. Im Jahre 934 zog der unermüdliche König sogar hinaus nach Schleswig, besiegte den übermüthigen Dänenkönig Gorm bei dieser Stadt und machte die Provinz Schleswig zu deutschem Reichsland, indem er sächsische Kolonien dahin führte. Der Bischof Unni von Bremen predigte in dem neuen Lande das Christenthum und gewann Gorm's Sohn, Harald, für dasselbe.

5.

Während dem waren die neun Jahre verflossen, in welchen die Ungarn Sachsen und Thüringen mit ihren Raubzügen verschonen wollten. Ihre Gesandten erschienen, um den fälligen Tribut zu holen, Heinrich aber ließ ihnen einen verstümmelten Hund überreichen. „Das ist Alles, was ich für euch habe!" sagte er mit Entschlossenheit. Ein Racheschwur und ein Fußtritt gegen den Hund war der Gesandten Antwort, die sich fluchend entfernten.

Daheim erzählten sie die erlittene Beschimpfung und bald riefen Feuerzeichen die raublustigen Schaaren zu einem Rachezuge nach Norddeutschland zusammen. Ihr zahlloser Haufen stürmte durch Oestreich und Baiern hinein nach Thüringen; allabendlich rötheten brennende Weiler und Flecken den Himmel und wimmelte es auf den Straßen und Waldpfaden von flüchtigen Weibern, Greisen und Kindern. Ungarn und Deutsche hatten sich in zwei große Haufen getheilt und standen einander endlich in der Gegend zwischen Gera, Merseburg und Sondershausen gegenüber. Bei der letzteren Stadt erlag ein Ungarnhaufe dem Schwerte der Deutschen und die Raubhorden zogen sich in die Ebene der Saale zurück. Ihnen gegenüber lag Heinrich mit seinem Heere, der Sage nach an der Saale bei Keuschberg, eine Stunde südlich von Merseburg, um die Seinen an den Anblick und die Gewohnheiten der wilden Feinde zu gewöhnen.

Da leuchteten weithin ihre Wacht- und Kochfeuer, da scholl Jubel und rauher Gesang von früh bis Abends im Ungarnlager, das Gekreisch Derer, die sich beim Theilen der Beute zankten, das Siegesgeschrei neu ankommender Schaaren, die frische Beute brachten, dazwischen aber auch das Wehgeheul der gemißhandelten Gefangenen. Gar oft stand Heinrich auf einem Warthügel und sah mit verhaltenem Zorn dem Treiben der Feinde zu, deren leichte Schaaren oft an das Lager der Deutschen heransprengten, um sie höhnend zum Kampfe herauszufordern. Endlich war die

Ungeduld der Deutschen nicht länger zu halten, sie verlangten nach der Feldschlacht. Durch Beichten und Abendmahl bereiteten sie sich vor auf's Sterben und stellten sich dann in wohlgeordneten Abtheilungen auf. Um ihren Muth zu erhöhen, ritt Heinrich an sie heran und redete sie an: „Von wie großen Gefahren unser ehemals so zerrüttetes Reich frei ist, wißt ihr selbst am besten, denn ihr erlaget unter der Geisel innerer Zwietracht und auswärtiger Krieger. Jetzt aber seht ihr es durch Gottes Gnade, durch unsere Anstrengungen und eure Tapferkeit beruhigt und in Ordnung gebracht und den einen Feind, die Slaven, besiegt. Es bleibt uns übrig, uns ebenso gegen den allgemeinen Feind, die Ungarn, zu erheben. Bisher habe ich alles das Eurige hingeben müssen, ihre Schatzkammern zu füllen, jetzt müßte ich die Kirchen und ihre Diener plündern; denn das Unserige ist dahin. Bedenket also euer Heil und beschließet, was geschehen soll. Soll ich das dem Dienste Gottes Geweihte hinwegnehmen und damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufen, oder dasselbe dem göttlichen Dienste erhalten, damit Er uns erlöse, der in Wahrheit unser Gott und Erlöser ist?" — Einstimmig rief das Heer und reckte die Hand zum Schwur empor: „Wir wollen streiten für die Altäre Gottes, für des Reiches Ehre und die Sicherheit der Unsrigen!" — „Nun denn zur Schlacht!" rief der König.

Die Heerpauken erschollen, Trompeten schmetterten, die Fahnen wehten, voran aber schwebte die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael und in kurzem Trabe rasselten die geharnischten Schaaren mit vorgestreckten Lanzen die Ebene dahin auf das Ungarnlager los. Wie blitzte es da von blanken Helmen und Schilden, wie schnoben die muthigen Rosse, wie schlachtenmuthig schlugen die Herzen ihrer Reiter!

Die Ungarn ihrerseits waren auch nicht müßig gewesen, schnell hatten sie sich geordnet und rückten den Angreifenden entgegen. Bereits waren die Heere einander nahe genug, da erhoben die Deutschen das Feldgeschrei: Kyrie! Kyrie! worauf es von drüben hieß: Hui! Hui! und wie zwei Wetterwolken stürzten die Heere in gestrecktem Galopp auf einander. Bald wirbelte dicker Staub empor unter dem Hufschlag der Rosse, das Reitertreffen wogte auf und ab, hierhin und dorthin, aber wo die geschlossenen Schaaren Heinrich's erschienen, warfen sie den Feind vor sich nieder, den endlich Schrecken ergriff und ihn in eilige Flucht trieb. Acht Tage lang verfolgten ihn die Sieger, die im Lager unermeßliche Beute fanden. Heinrich aber ließ ein Bild der Schlacht malen und es im Dom zu Merseburg aufhängen.

Im Jahre 936, also wenige Jahre nach dieser Befreiungsschlacht, die 933 geschlagen wurde, ward Heinrich zu Bothfeld bei Elbingerode vom Schlagfluß getroffen. Dieß mahnte ihn an den Tod, er berief daher eine Reichsversammlung nach Erfurt, wo sein Sohn Otto zum König gewählt ward, und kurz darauf warf ihn ein neuer Schlagfluß auf seiner Pfalz Memleben an der Unstrut auf's Krankenlager. Seine treue Gattin saß weinend an seinem Sterbebette, als Heinrich mit diesen Worten von ihr

Abschied nahm: „Ich danke, du Theuerste, meinem Erlöser, daß ich dich nicht überlebe. Kein Mann hat je eine treuere und frömmere Frau gehabt; habe Dank, daß du oft meinen Zorn besänftigt, mir nützlichen Rath ertheilt, mich von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geführt und zur Barmherzigkeit gegen die Unterdrückten ermahnt hast. Jetzt empfehle ich dich und unsere Kinder, sammt meiner aus dem Körper entfliehenden Seele, dem allmächtigen Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten."

Da stürzte Mathilde hinweg nach der Kapelle und bat Gott um Erhaltung des theuren Gemahls. Noch hatte sie ihr Gebet nicht geendet, da erschien auch schon der Presbyter Aldedag, um die erste Messe für den eben verschiedenen König zu halten. Mathilde kehrte, vom Gebete getröstet, zurück an's Sterbelager und ermahnte hier ihre weinenden Söhne, zu leben in der Furcht Gottes und im Gehorsam gegen seine Gebote.

Wir aber wollen, wenn wir unsere Städte mit ihren Herrlichkeiten sehen, oder wenn wir von den ruhmvollen Thaten des Mittelalters lesen, mit treuem Herzen daran denken, daß wir dieß Alles dem König Heinrich zu danken haben. Mit Recht sagt einer unserer Geschichtschreiber: Griechenland würde Heinrich unter die Götter versetzt haben.

Otto I. (955 n. Chr.).

1.

Also huldigten die Fürsten und die edlen Herren dem Königssohne Otto; von ihnen begleitet, brach dieser nach Quedlinburg auf und fuhr nach Aachen. Dort erneuerten die Herzöge von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringen mit den andern Großen des Reichs in einer Halle neben dem Dom am 8. August 936 die Wahl und schwuren dem Otto Treue und Lehnspflicht. Dann schritten sie mit ihm in den Dom, wo die Geistlichkeit und das Volk versammelt waren. Und der Erzbischof Hildebert von Mainz, als erster Kirchenfürst von Deutschland und als Erzkanzler, nahete dem jungen König mit der Inful auf dem Haupte und dem Hirtenstabe in der Hand, führte ihn in die Mitte des Domes, zeigte ihn allem Volk und sprach: „Seht hier Otto, welchen Gott zum König ausersah, weiland Herr Heinrich dazu empfahl und die Fürsten der Reiche erkoren haben. Gefällt euch die Wahl, so erhebe Jeder von euch seine rechte Hand!" Da hob das Volk frohlockend die Hände auf und nun führte der Erzbischof den König zum Altar, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Schwerte Kaiser Karl's des Großen und sprach zu ihm: „Nimm und führ' es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heil." Dann that er ihm den Kaisermantel und die Armringe an mit den Worten: „Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, getreu bis in den Tod und erhalte den Frieden." Hierauf legte er ihm das Scepter und den Stab in die Hände, salbte ihn mit dem geweihten Oele und sprach dazu: „Herrsche recht als Vater über deine Unterthanen, schütze die Diener Gottes, die Wittwen und Waisen; das Oel der Barm-

herzigkeit gehe dir nimmer aus!“ Nach diesem setzte er mit Hülfe der Erzbischöfe von Köln und Trier dem Könige die Krone auf's Haupt und alle drei führten ihn zwischen zwei Marmorsäulen auf den Thron hinan; dort erblickte ihn alles Volk im vollen Glanze der Majestät. Otto aber dachte, während das Hochamt gesungen wurde, an Karl den Großen, welcher unten in der Gruft des Domes auf seinem goldenen Stuhle saß, und schwur sich's zu, dessen Reich wieder herzustellen. Nach Beendigung des Gottesdienstes zog der König mit allen Fürsten, Grafen und Edlen, Bischöfen und Aebten in den kaiserlichen Palast und setzte sich an einen Marmortisch; da ward das Krönungsmahl vor ihm aufgetragen und die Herzöge bedienten ihn dabei, der von Franken als Truchseß, der von Schwaben als Mundschenk, der von Baiern als Marschall und der von Lothringen als Kämmerer. Von dieser Zeit schreiben sich des Reichs vier Erzämter her, wodurch die höchste Herrlichkeit des Königs über alle Fürsten ausgedrückt ist, welche ihn aus ihrer Mitte erwählt haben, da er zuvor ihres Gleichen gewesen war.

2.

Bald zeigte Otto dem deutschen Volke durch die That, daß er die Krone verdiente. — In Böhmen hatte damals der wilde Heide Boleslav seinen Bruder, den Herzog Wenzeslav, welcher ein frommer Christ war, an der Pforte der Veitskirche zu Prag erschlagen und weigerte die Huldigung. Da rüstete Otto, der Oberlehnsherr Böhmens, gegen den Brudermörder und sandte einen tapfern Mann, den Hermann Billung, das Gericht zu vollstrecken. Dieser kam mit einem Heere kampfrüstiger Sachsen, schlug den Boleslav und zwang ihn, daß er die Lehnspflicht erneuerte und Zins gab.

Bald darauf hielt der König das königliche Ansehen auch in Baiern aufrecht. Dort war Herzog Arnulf (937) gestorben und die drei Söhne desselben wollten das Land von dem König nicht zu Lehen haben, sondern es unabhängig beherrschen. Da kam Otto plötzlich nach Baiern, sprach sie des Landes verlustig und übergab es ihrem Oheim Berthold, einem treuen Mann, welcher bis dahin Markgraf an der Etsch gewesen war. Während dieser Zeit aber waren die Ungarn wieder in Sachsen eingebrochen. Schnell zog nun Otto aus Baiern gegen sie heran, schlug sie, kehrte nach Baiern zurück, bezwang (949) die drei Brüder und verbannte Eberhard, den trotzigsten von ihnen, nach Schwaben, einen andern aber, den Arnulf, machte er zum Pfalzgrafen, und zu Regensburg, in der alten Hauptstadt Baierns, setzte er als seinen besonderen Stellvertreter einen „Burggrafen“ ein, damit durch diesen die Willkür der Pfalzgrafen ebenso in Schranken gehalten werde, wie die der Herzöge durch jenen.

3.

Gleichwie Karl der Große, welchen Otto stets zum Vorbild nahm, die Bekehrung der Sachsen und ihre Verschmelzung mit allen übrigen

Deutschen erstrebt hatte, also trachtete Otto sein ganzes Leben hindurch nach dem Ruhm, die Slaven zu Christen und zu Deutschen zu machen. Das war ein unrechtes Werk, wiewohl Otto es für ein gottgefälliges hielt; denn keinem Fürsten der Welt giebt Gott das Recht, ein Volk zu unterdrücken. Und gleichwie die irrige Absicht verwerflich war, so war auch die Ausführung schändlich. Wider die Slaven focht nämlich der Markgraf Gero, welcher ein gewaltiger Kriegsmann, aber roh und grausam war und die Slaven wie Hunde ansah, die nur durch die Peitsche in Treue zu halten seien. So hat er einmal dreißig ihrer Fürsten zu einem Gastmahl laden und, während sie sorglos zechten, überfallen und ermorden lassen. Darnach hat Gero (940) alle Wenden bis an den Oderfluß unterworfen, daß sie Zins geben mußten. Und Otto stiftete die Bisthümer Magdeburg und Havelberg. Aber durch die Unmenschlichkeit der deutschen Christen wurden die unterdrückten Slaven erst recht verstockt und heimtückisch.

Auch die nördlichen Nachbarn des Reichs, die kriegerischen Dänen, empfanden Otto's Arm. Ueber diese herrschte König Harald, mit dem Zunamen „Blauzahn"; der hatte die Mark Schleswig, welche König Heinrich gestiftet (um's Jahr 948), erobert und mit Mord und Brand verwüstet. Da ist Otto wider die Dänen ausgezogen, über das „Danewirk" gestiegen und hat sein Heer siegreich bis zur äußersten Spitze Jütlands hinaufgeführt. Dort warf er, zum Wahrzeichen, daß nur das Meer seinem Siege Grenzen setze, seinen Speer in die Wogen hinab; davon heißt der Meerbusen dort der „Ottensund." Nach einer Schlacht bei Schleswig bat Harald „Blauzahn" endlich um den Frieden und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er sich taufen ließ und sein Reich Dänemark dem deutschen Könige zu Lehen übergab. Da stiftete Otto drei Bisthümer in Jütland zur Bekehrung des Volks; denn die Religion war ihm ein heiliger Ernst, wenn er auch in der Wahl der Mittel zum Zweck nach der Ansicht seiner Zeit oft irrte. Aber der gute Zweck soll nie ein schlechtes Mittel heiligen.

Durch so viele kühne Thaten hatte Otto, da er erst 38 Jahre zählte, das Ansehen der deutschen Königswürde und die Grenzen des Reichs weit ausgebreitet; mit freudigem Stolze sah das deutsche Volk auf ihn, wie er es bei allen andern Völkern zu hohem Ruhme brachte. Die Freien kamen wieder zu Ansehen; der Heerbann hielt sich fest zusammen und der Stern der Ehre leuchtete ihnen zu kühnen Thaten. Auch die Geistlichkeit hielt den König Otto gar hoch, weil er nicht bloß den Glauben durch Schwertesmacht ausbreitete, sondern auch die Kirche durch reiche Gaben und kostbare Rechte trefflich versorgte. In den Städten wuchs indessen das Bürgerthum still und unbeachtet, aber kräftig heran, vom ersten Morgenschimmer der neuen Freiheit begrüßt. So war im Innern des Landes ein schönes Einverständniß zwischen allen Ständen und hoch oben auf der Spitze der Ordnung stand der König, gerecht, kühn, fromm, mild und weise, das deutsche Herz voll stolzer Hoffnungen auf noch größere Herrlichkeit.

4.

Damals lebte nun in Italien ein treuloser Tyrann, Berengar, Markgraf zu Ivrea. Dieser hatte Lothar, den jungen König von Italien, vergiftet und dessen Wittwe, die schöne Adelheid, welche von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, gefangen genommen, weil sie sich weigerte, Berengar's Sohn, Adalbert, zum Mann zu nehmen. In dem finstern Thurm eines Schlosses am Garda-See hielt sie dieser verschlossen. Da saß Adelheid vier Monden lang in ihrem Leid und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr einen Retter sende. Ihr getreuer Kaplan brach endlich heimlich ein Loch in die Mauer des Thurmes und grub einen Gang in die Erde in's Freie; auf diesem flüchtete er die schöne Wittwe und brachte sie glücklich bis an den See bei Mantua, wo sie ein Fischer von Almosen pflegte; von dort kam sie auf das feste Schloß Kanossa, das auf einem hohen Felsen stand, um welchen ringsum Wasser floß. Azza, der Herr des Schlosses, nahm sie mit Freuden auf und vertheidigte sie getreulich gegen Berengar, als dieser in seinem Grimme heranzog und das Schloß belagerte. Nun hatte Adelheid gar viel von dem Ruhme des deutschen Königs Otto vernommen, darum sandte sie jetzt zu ihm und bat ihn, er möge als christlicher Ritter ihre frauliche Ehre rächen; dafür bot sie ihm ihre Hand und das Reich Italien. Wie Otto, welcher Wittwer war, diese Kunde vernahm, rief er alle Freien und Treuen zusammen und ermahnte sie, ihm zum Schutze der bedrängten Unschuld beizustehen. Das war deutschen Herzen ein lieber Klang; schnell ritt ein edles Heer mit dem König, seinem Sohne Ludolf und seinem Bruder, dem Baiernherzog Heinrich, im Jahre 951 gen Welschland. Als sie herankamen, floh Berengar voll Schrecken von den Mauern des Schlosses hinweg, während die Stadt Pavia sich dem deutschen Könige mit Freuden ergab. Alsbald huldigte ihm das Reich Italien, wo seit Arnulf kein Deutscher mehr als König oder Kaiser geherrscht hatte. Die schöne Adelheid aber zog nun ihrem deutschen Ritter entgegen und gab ihm als seine Hausfrau die Hand. Zu Pavia wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert und es strahlte die Kraft des Königs wie Sonnenglanz und wie Mondesschimmer leuchtete die Holdseligkeit der Königin.

5.

Kaum war im Jahre 954 der Friede zur Freude aller Wohlgesinnten geschlossen, so kamen im nächsten Jahre die Ungarn aus Frankreich zurück in's Baierland und drohten übermüthig, daß ihre Rosse die deutschen Ströme austrinken sollten. Zahlloses Volk (es wird erzählt, daß ihrer 100,000 gewesen) tobte gegen Baiern heran und legte sich an den Lech vor Augsburg. In dieser Stadt war der Bischof Ulrich, ein gar frommer, muthiger Mann; der machte die Augsburger wehrhaft und stärkte sie im Vertrauen auf Gott. Wie nun die Ungarn eines Morgens zu den Mauern aufschauten und sie von lauter Harnischen und Schwertern leuch-

ten sahen, ward ihnen plötzlich Botschaft, daß der König mit dem deutschen Heerbann wider sie auf's Lechfeld herangezogen sei; das breitet sich zwischen dem Lech und der Wertach zehn Wegstunden lang aus. Da mochten die Ungarn vor Kampflust nicht länger vor Augsburg liegen bleiben und eilten dem König entgegen an den Lech. Schnell zogen nun auch die Augsburger mit Bischof Ulrich zum Heerbann hinaus. Der König theilte denselben in acht Haufen; drei davon waren lauter Baiern, die führte Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg an (weil der Herzog Heinrich krank lag), den vierten Haufen bildeten die Franken, an ihrer Spitze stand Herzog Konrad, der voll Scham über seinen Verrath war und vor Begierde brannte, ihn durch einen ehrlichen Tod in der Schlacht zu büßen; der fünfte Haufe bestand aus den edelsten Kampfhelden des ganzen Heeres, der König selbst war ihr Vorfechter und vor ihm her flog der Erzengel Michael, wie vor seinem Vater bei Merseburg; den sechsten und siebenten Haufen bildeten die Schwaben, mit ihrem Herzog Burkhard, und den achten die Böhmen; — alle diese Völker schwuren sich unter einander Treue und Hülfe wie leibliche Brüder. Das war am 9. August 955. Wie nun die Ungarn das deutsche Heer in Schlachtordnung erblickten, schwammen sie, voll Ungeduld, auf ihren Rossen durch den Lech an's linke Ufer; dort umringten sie die Schlachtordnung der Deutschen und warfen sich plötzlich mit wildem Geheul auf die Böhmen. Diese hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überließen voll Schrecken den Ungarn den Troß. Da brachen die Sieger schnell auch auf die Schwaben los, welche sich mannhaft wehrten, aber endlich dennoch weichen mußten. Wie der König diese große Gefahr sah, winkte er dem Herzog Konrad von Franken; wie ein gereizter Löwe sprang dieser den Ungarn entgegen, warf sie zurück, befreite alle Deutschen, die sie gefangen hatten, und brachte sie dem König. Am andern Morgen (am Festtag des heiligen Laurentius) betete der König inbrünstig zu Gott und gelobte, wenn Christus ihm die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes überwinden helfe, dem heiligen Laurentius ein Bisthum in Merseburg zu stiften. Dann las Bischof Ulrich dem Heere die Messe und reichte dem knieenden König den Leib des Herrn. Wie sich Otto wieder erhoben, sprach er zu den Deutschen: „Seht um euch! Zahllos sind die Haufen der Heiden, aber mit uns ist der mächtige Helfer, Christus, mit seinen Schaaren. So laßt uns aushalten und lieber sterben, als weichen. Doch, wozu viel Worte? Statt der Zunge rede das Schwert!" Hoch zu Roß, den Schild am Arm, die heilige Lanze schwingend, sprengte er jetzt im Glanze der Morgensonne seinen Deutschen voran. Nun beginnt die Schlacht. Unwiderstehlich rückte das deutsche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutscher Einigkeit und deutscher Begeisterung wird ihr blinder Ungestüm zu Schanden. Schon weichen sie auseinander; um so heißer wird ihre Wuth; viele deutsche Helden müssen sie büßen. Da sinken Graf Theobald (Bruder des Bischofs Ulrich) und sein Vetter Reginald; Herzog Konrad von Franken löst sich in der Hitze den Helm los, da trifft ihn ein Pfeil in die Kehle und so

löst ihn der Tod von seiner Schuld. Wie nun die Ungar-Haufen zersprengt werden, schreiten die Deutschen über die, welche noch widerstehen wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird die Verwirrung der Ungarn allgemein; ihr Entsetzen wächst; die weite Ebene wimmelt von Flüchtlingen; die Deutschen über sie herein, wie der Zorn Gottes! Heulend sprengen die Ungarn in den Lech, aber der ist gut deutsch und läßt weder Roß noch Reiter los; Leichen füllen das Flußbett, die blutgefärbten Wasser schwellen über. So wird das übermüthige Volk vernichtet; nur Wenige entrinnen dem heißen Tag. Noch am Abend zieht Otto mit Bischof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankt dem Herrn für Deutschlands Befreiung. — Am andern Tage ritt er auf's Schlachtfeld hinaus, seine Todten zu zählen; da fand er Konrad's Leiche und weinte um den tapfern Mann. Dann zog er über den Lech und ließ allerorten in Baiern gebieten, auf die Flüchtigen zu fahnden. Wo sie sich blicken ließen, schlug sie das erbitterte Baiernvolk wie Wölfe todt; drei gefangene Ungarfürsten ließ Herzog Heinrich vor dem Osterthor in Regensburg aufhängen. Nur sieben Männer von den 100,000, die gekommen waren, sollen die Botschaft der Niederlage nach Ungarn heimgebracht haben. Darnach hielt Herzog Heinrich zu Regensburg ein strenges Gericht über alle Verräther des Vaterlandes, welche sie herbeigerufen. Unter diesen war auch der Bischof von Salzburg, der wurde geblendet. Das war des Baiernherzogs letztes Werk auf Erden; er starb noch im selben Jahre. Die Ungarn aber wagten sich seit der Zeit nicht weiter vor, als bis zu ihrer Grenzfestung, welche die Eisenburg hieß; diese stand gar trutzig auf einem Felsen am rechten Donauufer, auf der Stelle, wo nachher das stattliche Kloster Mölk erbaut worden ist.

Indessen hatten sich die Wenden um ihre Freiheit wieder erhoben und den Sachsenherzog Hermann Billung hart bedrängt. Schnell zog Otto, der überall war, wo das Reich seiner bedurfte, in ihr Land, lagerte am Fluß Dossa, wo dieser in die Havel rinnt; da umgingen ihn die Obotriten und Ukern mit ander slavischen Völkern und schlossen ihn ein, so daß er in große Gefahr kam; obendrein schlichen sich zwei böse Gäste, Hungersnoth und Seuche, in sein Heer. Gerade noch zur rechten Zeit kam der Schrecken aller Slaven, der Markgraf Gero, herbei und schlug die Feinde am 16. Oktober desselben Jahres, in welchem Deutschland der Ungarn ledig geworden; ihr Fürst Stoinef kam auf der Flucht um.

6.

Während dieser Zeit hatte Berengar in Italien, welches er vom deutschen Reich zu Lehn trug, seines Lehneides spottend, mit unerträglicher Willkür und Grausamkeit gewaltet; er wähnte sich sicher, weil König Otto mit den Ungarn und Wenden zu kämpfen hatte. Da riefen die welschen Fürsten dessen Hülfe an. Und Otto übergab seinem Sohne Ludolf ein wohlgerüstetes Heer, daß er sich die Herrschaft der Lombardei erkämpfe. Wie nun der Königssohn dahin kam, thaten sich ihm alle Herzen und Städte auf und Berengar hatte bald nirgends mehr einen Zufluchtsort.

Durch Verrätherei ward er sogar dem tapfern Ludolf überliefert, aber dieser ließ ihn schwören, sich dem König Otto wieder zu unterwerfen, und gab ihn dann großmüthig frei; auch über Adalbert gewann Ludolf den Sieg. — Doch bald darauf starb er (957) jähen Todes und die Welschen sagten, Berengar habe ihn vergiften lassen. Dieser aber fiel jetzt frohlockend sogar in den römischen Kirchenstaat ein. Da beschloß König Otto, auf die vielen Bitten des Papstes und der Großen Italiens, selbst nach Italien zu kommen, um den Berengar zu züchtigen, Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen und das Kaiserthum endlich mit dem deutschen Königthum zu vereinigen, wie Karl der Große, Otto's ruhmreiches Vorbild, es gethan. Darum berief er im Jahr 961 die deutschen Fürsten auf einen Reichstag zu Worms und sie billigten seinen Vorsatz und wählten seinen Sohn, den siebenjährigen Otto, welchen er ihnen vorgeschlagen hatte, zu ihrem Könige; dann zog er mit ihm nach Aachen zum Pfingstfest, dort wurde der Knabe gekrönt. Hierauf brach der König mit einem großen Heere und von seiner Gemahlin Adelheid begleitet, von Deutschland auf und fuhr gen Welschland, in voller Pracht und Herrlichkeit, wie es der Würde eines Königs der Deutschen geziemte. So kam er nach Pavia. In Mailand erklärten alle geistlichen und weltlichen Fürsten den Berengar und sein ganzes Geschlecht als verflucht, für ewige Zeiten der Herrschaft unwürdig und erwählten Otto zum König. Dann holten sie diesen nach Mailand. Der Erzbischof dieser Stadt salbte ihn und setzte ihm die „eiserne Krone" der Lombarden auf; die war von Gold und hieß also von einem eisernen Reif im Innern, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden.

Als König von Lombardien zog nun Otto im Januar des nächsten Jahres (962) nach Rom. Dort wallten ihm der Senat, die Ritter und das Volk, seinen Ruhm lobsingend, zum goldenen Thore heraus entgegen und er ritt auf einem weißen Roß zum Vatikan und stieg die Stufen zur St. Peterskirche hinan. Vor ihren silbernen Pforten schwur er, daß er die römische Kirche immerdar schirmen werde, wie Kaiser Karl es gethan. Am andern Tag (Mariä Lichtmeß-Fest) salbte ihn der Papst Johannes XII. in der Peterskirche zum Kaiser und setzte ihm die Krone auf. Zahlloses Volk aus den verschiedensten Ländern der Christenheit jauchzte ihm zu und alle Großen Roms beschworen ihm auf die Reliquien St. Peters ihre Treue. Otto aber wollte nicht bloß dem Namen nach Kaiser sein, sondern waltete auch als solcher in Italien. Da wurden die ersten Grundsteine der freien städtischen Verfassungen gelegt; besonders aber ließ sich's der Kaiser angelegen sein, sowohl sein Verhältniß zu dem Papst, als auch das des Papstes zu den Römern festzustellen. Doch bald mußte er erfahren, daß die Römer das Kaiserthum nur als eine leere Würde ohne Macht betrachteten und ihre Selbstständigkeit der Fremdherrschaft nicht aufopfern wollten. Mit Strenge trat er denn als oberster Richter mitten unter die Römer und sie beugten ihren stolzen Nacken; aber so oft er wieder ferne war, richteten sie sich grimmig empor und rüttelten an der deutschen Oberherrschaft. Die Deutschen nannten dieß Wankelmuth und

schalten die Welschen untreu; doch das ist der Fluch jeder Fremdherrschaft, daß sie rings um die unvertilgbaren Wurzeln des edlen Freiheitsdranges das Unkraut der Heimtücke großzieht. Der Kaiser aber bändigte die Widersacher seines Ansehens, endlich (964) bekam er auch den ruchlosen Störenfried Berengar in seine Gewalt und ließ ihn nach Deutschland auf die feste Babenburg bringen, wo derselbe starb.

Otto selbst ging im nächsten Jahre dorthin zurück. Dort hatte indessen der Markgraf Gero (964) die Slaven in der Niederlausitz unterworfen, aber in der Schlacht seinen einzigen Sohn verloren, für dessen künftige Hoheit er sein langes Leben hindurch so tapfer gekämpft; dieß Herzeleid hatte er jetzt zum Lohn für seine Unmenschlichkeit gegen die Slaven. Verzweifelnd pilgerte der narbenvolle Greis nach Rom, legte sein Schwert auf den Altar St. Peters, that Buße, zog auf der Heimkehr zu St. Gallen ein Mönchsgewand an und starb (965) in der Heimath.

7.

Während nun der Kaiser in Deutschland war, hatte Adalbert, der Sohn Berengar's, in Italien den Kampf alsogleich erneuert; zur selben Zeit stritten in Rom die mächtigen Adelsgeschlechter um die Herrschaft, so daß große Verwirrung war. Da schickte der Kaiser zuerst den Herzog Burkhard von Schwaben nach Italien; dann kam er selbst (966) hin und hielt ein furchtbar Gericht über Alle, welche das kaiserliche Ansehen keck verachtet hatten. Erschrocken huldigten ihm die Fürsten von Benevent und Capua; der Kaiser aber trachtete nun auch darnach, das untere Italien, welches bis dahin noch unter der Oberherrschaft der griechischen Kaiser gestanden, zu gewinnen, damit das römische Kaiserthum in der ganzen Fülle der alten Macht und Herrschaft wieder aufblühe. Er hoffte dieß friedlich in's Werk zu setzen. Darum berief er seinen Sohn Otto II. nach Rom, ließ ihn von dem Papst zum Kaiser krönen und warb für ihn um Theophanien, die Stieftochter des griechischen Kaisers Nikephoros. Durch diese Vermählung gedachte er die Landschaften Unteritaliens von den Griechen als Brautschatz der Prinzessin zu erhalten. Aber Nikephoros war voll thörichten Dünkels und betrachtete sich selbst als einzigen rechtmäßigen Erben des römischen Kaiserthums, sowie des ganzen Reichs Italien, den deutschen König hingegen bloß als einen Räuber jener Würde und dieses Landes. Also mißhandelte er dessen Gesandte, schlug ihm die Prinzessin Theophania ab und verbündete sich heimlich mit Adalbert. Da gab Otto in Unteritalien durch Waffenthaten kund, daß sich der deutsche Name nicht ungestraft beschimpfen lasse, am wenigsten von einem so entnervten und verderbten Volk, wie die Griechen waren. Bald darauf (968) wurde Nikephoros zu Konstantinopel ermordet; sein Nachfolger, Johannes Tzimiskes, welcher den Frieden suchte, sandte Theophanien, als Braut des jungen Otto II., nach Italien und Otto I. ließ nun den Griechen die Landschaften Apulien und Calabrien bis auf Benevent und Capua.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit Otto's II. (972) mit Theo-

phanien zu Rom gehalten. Dann kehrten die beiden Kaiser, Vater und Sohn, nach Deutschland zurück und begingen das heilige Osterfest (973) zu Quedlinburg. Da saß Otto I. in seiner Pfalz, welche, auf lieblicher Anhöhe ragend, auf die wogenden Waldwipfel des Harzes weithin schaute; rings um den alten Kaiser saßen sein Sohn Otto II., die edlen Frauen Adelheid und Theophania, die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen, Polen und Böhmen, nebst vielen Markgrafen, Grafen und edlen Herren, dazu alle geistlichen Fürsten des Reichs und Gesandte kamen herbei aus Ungarn und Griechenland, Rußland und Bulgarenland, aus Dänemark und Italien, brachten Geschenke und suchten die Bundfreundschaft des mächtigen Kaisers, dessen Ruhm wie Windeswehen über die Erde ging. Also genoß er mit vollem Behagen das höchste irdische Glück, daß er, zufrieden mit sich selber, sein Lebenswerk überschauen konnte. Denn in Deutschland war Friede und Einigkeit, Wohlfahrt und Segen bei großem Waffenruhm und es war für die andern Länder Europa's Das, was das gesunde hochklopfende Herz für die Glieder eines Leibes ist. Nach jenem Osterfest zog Otto I. nach Merseburg und von dort in die güldene Au, nach Memleben, wo sein Vater Heinrich gestorben war. Dort verschied auch er, sanft und ruhig (973), seines Alters im 61sten Jahr.

Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Heinrich IV. (1077 n. Chr.)

1. Heinrich's Jugend.

Der Vater Heinrich's IV. war Heinrich III., ein kräftiger, wackerer Kaiser, aber nur zu herrisch und stolz gegen die Großen des Reichs. Er setzte Herzoge ein und wieder ab, wie es ihm beliebte, drang auch muthig nach Italien, wo damals drei Päpste zu gleicher Zeit regieren wollten, setzte alle drei ab und ließ dreimal hintereinander deutsche Bischöfe zu Päpsten wählen. Seinem Söhnlein Heinrich ließ er schon sechs Wochen nach der Geburt als König huldigen, zur großen Freude der Franken, deren Stamm er angehörte, aber zum Mißfallen der Sachsen, in deren Lande er feste Zwingburgen anlegte. Großes wäre aus dem jungen Prinzen Heinrich geworden, hätte ihn der große Mann erziehen können; aber Heinrich III. starb zu früh, denn Heinrich IV. war erst sechs Jahr alt. Alsbald erhoben die Grafen und Herzoge Deutschlands wieder keck ihr Haupt und wären froh, der lästigen Oberherrschaft des Kaisers entbunden zu sein. Agnes, die Mutter des jungen Kaisers, war eine treffliche Frau und leitete die Erziehung Heinrich's, aber den trotzigen Fürsten gegenüber war sie doch

zu schwach. Die großen Herren hielten es unter ihrer Würde, von einer Frau sich regieren zu lassen, und hätten am liebsten den kaiserlichen Knaben selbst in ihrer Gewalt gehabt, um in seinem Namen schalten und walten zu können. Hanno, der Erzbischof von Köln, ein frommer, aber herrschsüchtiger Mann, verband sich mit mehreren weltlichen Fürsten und geistlichen Herren, der Kaiserin die Vormundschaft über ihren Sohn zu entreißen. Er veranstaltete zu Kaiserswerth am Rhein ein glänzendes Fest und lud dazu auch Agnes mit dem jungen Könige ein. Als die Kaiserin in munterer Gesellschaft bei Tafel sich unterhielt, ward der Knabe auf ein schönes Rheinschiff gelockt, das Hanno hatte erbauen lassen und nun seinen Gästen zeigen wollte. Die Mutter ahnte nichts Böses; sobald aber ihr Sohn das Schiff betreten hatte, setzten sich alle Ruder in Bewegung und das Schiff flog davon. Da merkte Heinrich, daß man ihn entführen wollte, er schrie und sprang über Bord in's Wasser. Doch vergebens! Man zog ihn wieder heraus und führte ihn in die erzbischöfliche Burg zu Köln. Voll Jammers blickte die edle Kaiserin ihrem entführten Sohne nach; mit betrübtem Herzen verließ sie auf immer das treulose Deutschland und ging nach Rom, um in der Stille der Klostermauern alle Wirrnisse der Welt zu vergessen.

Hanno, ein strenger und finsterer Mann, hielt den jungen Heinrich — er war damals zwölf Jahr alt — sehr streng und Heinrich, der seine verlorene Freiheit nicht verschmerzen konnte, warf einen bitteren Haß auf den Erzbischof. Dieser hatte indeß einen klugen und gewandten Nebenbuhler in dem Erzbischof Adalbert von Bremen, der gar zu gern den Königsknaben in seinem Hause gehabt hätte. Und wirklich, als nach Verlauf von drei Jahren Hanno eine Reise nach Rom unternahm, gelang es dem Adalbert, Heinrich zu befreien und nach Sachsen zu entführen. Bald hatte der feine Weltmann das Vertrauen des Jünglings gewonnen und um diesen sich geneigt zu machen, erlaubte er ihm Alles, fröhnte er allen seinen Lüsten und Begierden und stürzte ihn von einem Vergnügen in's andere. An eine Bildung des Geistes und Herzens ward gar nicht gedacht und Heinrich, von Natur schon leidenschaftlich, wurde nun durch und durch verzogen. Was aber das Schlimmste war, Adalbert pflanzte in das Herz des jungen Königs Haß und Groll gegen das Sachsenvolk, mit welchem er selbst in beständiger Fehde lag. Er schilderte sie als ein empörungssüchtiges, trotziges Volk, dem man den Fuß auf den Nacken setzen müßte.

2. Empörung der Sachsen.

In seinem sechszehnten Jahre wurde Heinrich für mündig erklärt, aber was sollte man von einem Herrscher erwarten, der so stolz, launenhaft, wankelmüthig und dem sinnlichen Vergnügen so ergeben war, wie Heinrich? Gleich seinem Vater nahm auch er seinen Sitz in Sachsen, in den schönen Thälern des Harzes, obschon er das Volk haßte. „Sachsen ist ein schönes Land," soll er einst gesagt haben, „aber die, welche es bewohnen, sind nichtswürdige Knechte!" So sprach er vom Volke und die sächsischen Fürsten

kränkte er durch hochfahrenden Stolz. Einer der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit war der sächsische Graf Otto von Nordheim, damals Herzog von Baiern. An diesem hätte Heinrich eine starke Stütze haben können; statt dessen entriß er ihm sein mütterliches Erbe, das Herzogthum Baiern, auf eine falsche Anklage hin, daß Graf Otto einen Edelmann habe dingen wollen, um den König Heinrich zu ermorden. Heinrich übertrug Baiern einem Italiener, Namens Welf. Aber Otto begab sich voll Rache zu dem Grafen Magnus von Sachsen und verband sich mit ihm gegen den König. Heinrich zog gegen sie, nahm beide gefangen und ließ darauf im ganzen Sachsenlande, besonders am Harz, feste Bergschlösser erbauen. In diese legte er als Besatzung fränkische Soldaten, welche nun das Land durchstreiften, die Bewohner plünderten und sie im Namen des Königs zu harter Frohnarbeit zwangen.

Da kamen die vornehmsten weltlichen und geistlichen Herren in Sachsen zusammen und rathschlagten miteinander, was zu thun sei. Einige waren der Meinung, man solle sogleich mit dem Schwerte darein schlagen; dem aber widersprachen Andere, die erst den Weg der Güte versuchen wollten. So schickte man denn drei Abgeordnete an Heinrich, der eben in Goslar sein Hoflager hatte. Sie sprachen: „Adeligster König! Das Volk der Sachsen, welches keiner Nation an Muth und Treue nachsteht, bittet dich, die Rechte der Altvordern, die alte Freiheit des Landes ihm wieder zu geben. Ausländer und Dürftige maßen sich mit Gewalt unsere Güter an und entziehen Eingebornen die Waldungen, Weiden und Heerden. Lässest du uns nach vaterländischer Sitte leben, so wird kein Volk in Deutschland und Frankreich treuer und ergebener gefunden werden." — Das war gut und vernünftig gesprochen, aber das gute Wort fand bei dem stolzen Heinreich keine gute Statt. Er fuhr die Gesandten rauh an und entließ sie, ohne ihre Bitten zu erhören. Da ward die Geduld der Sachsen erschöpft; schnell brachten sie ein Heer von 60,000 Mann zusammen und zogen gen Goslar. Bestürzt floh Heinrich nach seiner geliebten Harzburg, einem festen Bergschlosse zwischen Ilsenburg und Goslar. Aber das Sachsenheer umringte auch dieses Schloß und nur mit Mühe entkam Heinrich in einer dunkeln Nacht durch die Schluchten des Harzgebirges, nachdem er seine Schätze und die Reichskleinodien in Säcken heimlich hatte fortbringen lassen. Drei Tage und Nächte irrte er umher, bevor er nach Hessen gelangte. Unterdessen machten sich die Sachsen über seine Bergschlösser her und zerstörten sie aus dem Grunde. Noch jetzt erblickt man auf vielen Bergen des Harzes die grauen Trümmer aus jener Zeit. Das Volk war so erbittert auf den Frankenkönig, daß es selbst die schöne Kirche in der Harzburg niederbrannte und die Leichen eines Bruders und eines Söhnchens des Kaisers aus ihren Grüften herauswarf. Dann wurde in einer großen Versammlung der König Heinrich für unwürdig erklärt, die Reichskrone zu tragen, und der Herzog Rudolph von Schwaben zum König von Deutschland ausgerufen.

Voll inneren Grimmes zog Heinrich 1075 nach Worms, wo er sich

unter dem gemeinen Volke — das immer Achtung vor dem rechtmäßigen Fürsten hat — viel treue Anhänger erwarb. Zugleich stimmte er seinen stolzen Ton herunter, stellte sich freundlich und gewann durch Bitten und Versprechungen endlich auch mehrere Fürsten, daß sie ihm Beistand gegen die Sachsen gelobten. Mit einem trefflichen Heere zog er in das Land des Aufruhrs und als es zum Treffen kam, focht Heinrich selbst, auf einem wilden Schlachtroß reitend, so tapfer, daß er viele Feinde mit eigner Hand niederhieb. Es war bei Langensalza an der Unstrut, wo die vereinigten Sachsen und Thüringer völlig geschlagen wurden. Ihr unglückliches Land ward nun von dem Frankenheere barbarisch verwüstet, Viele wurden eingekerkert und die letzten Freiheiten ihnen genommen. Die Sachsen, die sich nicht mehr zu helfen wußten, wandten sich in ihrer Noth an den Papst, den Vater der ganzen Christenheit. Und eben damals hatte ein Mann den heiligen Stuhl bestiegen, vor dem bald Fürsten und Könige sich beugen sollten.

3. Papst Gregor VII.

Dieser Papst hieß Gregor VII. Er war der Sohn eines Zimmermanns von Savona, Namens Hildebrandt, hatte sich früh dem geistlichen Stande gewidmet und schon in seinem Kloster sich durch tiefe Einsicht in die Angelegenheiten der Kirche, durch strenge Sitten und hohe Gelehrsamkeit so ausgezeichnet, daß er bald nach Rom an den päpstlichen Hof berufen wurde. Hier lenkte er mit großer Umsicht und eiserner Festigkeit zwanzig Jahre hindurch alle Schritte der Päpste. Dann wurde er selbst zum Oberhaupt der Kirche erwählt, und zwar so schnell, daß außer Italien Niemand früher davon Kunde erhielt, als bis er schon als geweiheter Stellvertreter Petri in Thätigkeit war. Heinrich's Vater hatte verordnet, daß kein Papst ohne des deutschen Königs Willen gewählt werden sollte. Als daher Gregor seine Wahl Heinrich IV. melden ließ, war dieser sehr ungehalten und schickte einen Gesandten mit der Anfrage: „Ob denn auch die Wahl rechtsgültig sei, da der Kaiser sie nicht bestätigt habe?“ Der schlaue Gregor stellte sich ganz demüthig, um nun erst die Bestätigung zu erhalten. „Herr Graf,“ sagte er zu dem kaiserlichen Gesandten, „Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Ehre nicht gesucht habe, sondern daß sie mir von den Römern mit Gewalt aufgebürdet ist. Die Einweihung soll erst dann vorgenommen werden, wenn es des Kaisers Wille ist.“ Heinrich wurde durch diese Bescheidenheit ganz gerührt; er genehmigte nicht nur die Wahl, sondern befahl auch, die Einweihung sogleich vorzunehmen. Wie schwer mag er das später bereut haben!

Nun ging Gregor rasch an sein Werk. Fest stand in seiner Seele der Entschluß, die Geistlichkeit ganz zu befreien von aller Fürstengewalt. Die Macht der Fürsten — so sprach er — ist von dieser Welt, die Macht der Geistlichen ist aber von Gott und Jesus Christus und wie die Päpste von Petrus den Schlüssel überkommen haben, zu binden und zu lösen, so sind sie auch die Stellvertreter Jesu Christi auf Erden und nur ihm und

Gott für ihre Handlungen verantwortlich, nicht aber den weltlichen Fürsten. Darum kann auch nach göttlichem Rechte weder das römische Volk noch der Kaiser (wie bisher) einen Priester zum Papste erwählen, sondern es bestimmt diesen der heilige Geist selbst, welcher einen besonderen Ausschuß von Erzpriestern*) oder Kardinälen dazu erleuchtet. Darum kann den Papst auch Niemand richten und absetzen, selbst keine Kirchenversammlung. Und weil der Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden ein ewiges Reich beherrscht, muß des Kaisers zeitliche Würde und Gewalt erst durch den Papst geheiligt werden, der ihm die Krone aufsetzt, gleichwie auch der Mond erst sein Licht von der Sonne empfängt. So dachte Gregor, aber er war auch der Mann dazu, diesen kühnen Gedanken in's Werk zu setzen und die Herrschaft der Kirche (Hierarchie) trotz allem Widerstand zu gründen.

Drei Mittel waren es besonders, durch welche Gregor seinen kühnen und großen Zweck erreichte. Das erste war, daß er die Simonie abschaffte, d. h. den Kauf und Verkauf geistlicher Aemter, welchen ärgerlichen Handel man mit dem Verbrechen des Simon verglich, von welchem in der Apostelgeschichte Kap. 8, V. 9 erzählt wird. Das andere war, daß die weltlichen Fürsten nicht mehr das Recht haben sollten, die Geistlichen in ihren Aemtern und Würden zu bestätigen, sondern daß dieses Recht einzig dem Papste verbleibe. Als Zeichen seiner Würde empfing der Bischof einen Ring und einen Stab und das nannte man Investitur, d. i. Bekleidung. Das Investiturrecht wurde also den Fürsten genommen. Damit aber die Geistlichen wegen Versorgung ihrer Kinder nicht von den weltlichen Herrschern mehr abhängig sein sollten, verordnete Gregor drittens den Cölibat oder die Ehelosigkeit der Geistlichen.

Es war allerdings hohe Zeit, daß eine schärfere Kirchenzucht und strengere Ordnung unter der Geistlichkeit eingeführt wurde. Der Handel mit den geistlichen Stellen wurde auf eine höchst schamlose Weise getrieben und vorzüglich während der Minderjährigkeit Heinrich's IV. wurden die erledigten Bisthümer und Abteien oft den Meistbietenden verkauft. Die Bischöfe verkauften dann wieder ihrerseits alle von ihnen zu ertheilenden geistlichen Würden. So bekam Mancher eine sehr einträgliche Stelle, der ihrer gar nicht würdig war. Nun aber mußte mancher Geistliche ein anderes Leben führen, wenn er nicht seines Amtes wieder entsetzt werden wollte. Der schwierigste Punkt war aber der Cölibat. Fortan sollte kein Priester mehr eine Frau nehmen und wer eine hatte, sollte sich von ihr scheiden, bei Strafe der Absetzung. Dieß erregte allgemeinen Aufruhr unter den Geistlichen. Der Erzbischof von Mainz schrieb nach Rom zurück, er habe die Geistlichen seines Kirchspiels zusammenberufen und ihnen den Befehl vorgelegt; er zweifle aber, daß er ihn durchsetzen werde. So-

*) Die Zahl der Kardinäle wurde auf 70 festgesetzt; sie hatten den Rang über den Fürsten und über den Gesandten der Könige und wurden die Minister des Papstes. Ihre Kleidung ist ein langer Scharlachmantel und ein rother Hut.

gleich erschien ein neuer Legat mit der Antwort, er müsse ihn durchsetzen bei Verlust seiner Würde. Der Erzbischof berief seine Geistlichen zu einer neuen Versammlung, auf der es aber so stürmisch herging, daß Beide, der Erzbischof und der Legat, in Lebensgefahr geriethen. Doch Gregor blieb standhaft; er nahm nichts zurück und wenige Jahre nachher war die Ehelosigkeit bei allen Geistlichen durchgesetzt.

Durch diese Einrichtungen gewann der Papst unendlich an Macht. Kein Geistlicher war fortan noch an seinen Landesherrn gebunden, keiner durfte wegen Weib und Kind des Staates Schutz und Hülfe suchen, keiner brauchte die weltlichen Herren zu fürchten. Alle waren an den Papst geknüpft, von dem sie Alles zu hoffen und zu fürchten hatten. So bildeten die Geistlichen einen großen Staat, der in allen Ländern der Christenheit seine Wurzeln und Zweige hatte, aber vom Papste in Rom sein Leben und sein Gesetz erhielt. Das Volk ehrte in den Befehlen des Papstes das Wort Gottes und die Fürsten wagten nicht zu widersprechen, denn der Papst hatte ja die Macht, die Völker ihres Eides gegen den Landesherrn zu entbinden, oder gar über ein ganzes Land das Interdikt zu verhängen. Dann verstummten alle Glocken, keine Messe ward mehr gelesen, alle Kirchen wurden geschlossen; kein feierliches Leichenbegängniß ward gehalten, keine Ehe eingesegnet. Der Zorn Gottes lastete auf dem unglücklichen Lande. Mit solchen Waffen stritten die Päpste und diese Waffen waren stärker als Spieß und Schwert.

4. Heinrich IV. gegen Gregor VII.

Gregor nahm die Klagen der Sachsen bereitwillig auf und warnte den Kaiser. Allein dieser, voll Stolz über seinen Sieg, wies alle Warnungen und Ermahnungen mit Spott und Hohn zurück. Da erschienen plötzlich päpstliche Legaten vor ihm mit dem päpstlichen Befehl, er solle sich binnen 60 Tagen in Rom vor ein geistliches Gericht stellen, um Rechenschaft zu geben über die wider ihn erhobenen Beschuldigungen. Wofern er das nicht thäte, würde er an demselben Tage mit dem apostolischen Fluche beladen aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen werden.

Heinrich war wüthend über ein solches Ansinnen des Papstes und jagte dessen Gesandte mit Schimpf aus dem Lande. Sogleich berief er die deutschen Bischöfe nach Worms und hatte die Freude, daß diese Kirchenversammlung für die Absetzung des Papstes stimmte. Nun meinte der Kaiser, aller Gefahr überhoben zu sein; hatte doch sein Vater auch mehrere Päpste abgesetzt. Aber er vergaß, daß er kein Heinrich III. und Gregor kein gewöhnlicher Papst sei. Das Absetzungsschreiben übergab er nun einem muthvollen Gesandten und schickte diesen nach Rom, indem er ihm zugleich noch einen derben Brief mitgab. Eben hatte Gregor die angekündigte Versammlung der Kardinäle eröffnet, als der Gesandte ankam. Gregor saß im päpstlichen Ornate auf seinem erhabenen Stuhle, um ihn herum die Bischöfe und Kardinäle. Alle erwarteten, der Gesandte werde im Namen seines Herrn demüthig um Verzeihung bitten; aber wie groß

war das Erstaunen und die Entrüstung der geistlichen Herren, als dieser vor den Papst hintrat mit den Worten: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien (auch einige lombardische Bischöfe, die über den strengen Papst ungehalten waren, hatten mit unterschrieben) verkündigen dir den Befehl: Du sollst den Stuhl Petri, welchen du dir angemaßt hast, sogleich verlassen, denn ohne des Königs Genehmigung kannst du nicht Papst sein!" Und zu der Versammlung gewendet fuhr er fort: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß ihr zum nächsten Pfingstfest euch vor dem Könige stellen sollt, aus seinen Händen einen andern Papst und Vater zu erhalten; denn dieser hier ist nicht Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden!"

Da aber brach der Sturm des Unwillens und der Entrüstung los; einige der Unternehmendsten sprangen auf den Gesandten ein und würden ihn arg mißhandelt haben, wäre nicht Gregor mit ruhiger Würde unter sie getreten, ihrem Eifer zu wehren. Und der Papst las nun selber den Brief vor, welcher begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern nach Gottes Ordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Nach Vorlesung dieses Briefes wurde die Wuth gegen Heinrich's Abgesandten noch größer und nur mit Mühe konnte sich der Mann retten. Gleich am folgenden Tage hielt Gregor eine neue Versammlung und sprach hier mit starker Stimme den Bann gegen Heinrich aus und entband die Christen von allen Eiden, die sie dem Könige geleistet hatten. Kein Unterthan und Diener sollte ihm mehr gehorchen, kein Priester die heil. Sakramente reichen, jeder ihn als einen Verpesteten fliehen. Mit dem Könige wurden auch die Bischöfe, welche das Absetzungsdekret zu Worms unterzeichnet hatten, in den Bann gethan.

Die nächste Folge war, daß sich Deutschland in zwei große Parteien theilte, in eine päpstliche und eine kaiserliche. Der sorglose Heinrich, nicht ahnend, was eben in Rom über ihn beschlossen sei, war gerade in dem unterworfenen Sachsenlande, bauete die eingerissenen Schlösser wieder auf und verschenkte die Güter der gefangenen Sachsenhäupter an seine Günstlinge. Dann ging er wohlgemuth nach Utrecht, um dort das Osterfest zu feiern; denn der Bischof Wilhelm war sein treuer Anhänger und ein munterer, geselliger Mann. Mit diesem Bischof trug sich aber ein Vorfall zu, der den Kaiser und alle seine Freunde sehr bestürzt machte. Am ersten Festtag hielt Wilhelm selber die Predigt und leitete seine Rede auf den Papst, den er mit großer Beredtsamkeit schmähete und lästerte; mit höhnischen Lächeln schloß er: „Von solchem Manne ist unser König in den Bann gethan! Aber welch ein lächerlich Ding ist doch dieser Bann!" Allein kaum war das Fest vorüber, so fiel der Bischof in eine schwere Krankheit. Es überfiel ihn eine furchtbare Gewissensangst und er glaubte, die Krankheit sei eine Strafe dafür, daß er den heiligen Vater gelästert habe. In seiner Fieberhitze sah er lauter böse Geister an sein Bett kommen, die seine Seele in die Hölle tragen wollten. In Verzweiflung gab er den Geist auf und Heinrich selbst gerieth in eine tödtliche Angst, denn

der Glaube an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes war zu tief in den Herzen Aller, als daß ihn selbst die Gegner des Papstes ganz verleugnen konnten. Ueberall waren die Gemüther furchtbar erschüttert; eine schreckliche Gährung herrschte im ganzen Reiche. Die Sachsen traten schnell wieder zusammen und rüsteten sich; Heinrich's Feinde bekamen neuen Muth und von seinen Freunden schlich sich einer nach dem andern wieder davon, aus Furcht vor der Strafe des Bannes. Heinrich ließ ein Aufgebot ergehen an alle seine Anhänger und Freunde, doch Keiner erschien. Vergebens war sein Bitten, vergebens sein Drohen, sein Ansehen schwand von Tage zu Tege. Da versammelten sich die deutschen Fürsten zu Tribur am Rheine, den König förmlich seines Königreichs verlustig zu erklären. Sieben Tage lang dauerte der Fürstentag; Heinrich eilte herbei und lagerte sich am andern Ufer des Rheins. Mit nassem Auge schaute er nach Tribur hinüber, aber die Fürsten achteten seiner nicht, denn sie hatten die Thorheiten seiner Jugend und seinen stolzen Uebermuth nicht vergessen. Jeden Tag schickte Heinrich Boten an die Versammlung und er gab die schönsten Worte, daß er nie etwas ohne den Rath der Fürsten unternehmen wolle, aber man möge ihm den königlichen Titel und die Reichsinsignien lassen, damit er nicht gar zu sehr beschimpft werde. Aber jetzt war das Bitten zu spät. Man antwortete ihm, es sei ihm schon zu viel nachgegeben worden und auf sein Wort könne man nicht mehr trauen. Man wolle ihm jedoch noch ein Jahr Frist geben. Könne er sich bis dahin vom Banne lösen, so wolle man weiter mit ihm unterhandeln; widrigenfalls würde man Rudolph von Schwaben als König anerkennen.

5. Heinrich IV. zu Kanossa.

Das war nun freilich ein schlechter Trost. Zu seinem Schrecken erhielt Heinrich noch die Nachricht, daß im nächsten Frühjahr 1077 die deutschen Fürsten in Augsburg einen Reichstag halten wollten, zu welchem auch der Papst eingeladen werden sollte, um Heinrich's Sache zu entscheiden. Der arme König wußte sich nicht mehr zu helfen noch zu rathen. Endlich kam er auf den Gedanken, er wolle dem Papst gute Worte geben und wenn es ihm gelänge, seinen Zorn zu besänftigen, wäre er doch der traurigen Nothwendigkeit überhoben, vor allen versammelten Fürsten als ein reuiger Sünder erscheinen zu müssen. Schnell war der Entschluß gefaßt; aber es fehlte an Geld zu der weiten Reise. Demüthig bat er seine alten Freunde, die oft an seiner Tafel geschwelgt hatten, um einen Vorschuß; aber er erhielt nichts und so mußte er ärmlicher abreisen, als ein gewöhnlicher Edelmann. Einige Tage vor Weihnachten, mitten im strengsten Winter, reiste Heinrich von Speier ab. Frau Bertha, seine edle Gemahlin, wollte ihn nicht verlassen. Obwohl es Heinrich nicht verdient hatte, denn Bertha war von ihm sehr schnöde behandelt worden und der König hatte sie ganz verstoßen wollen, so scheuete sie doch nicht die Gefahr und Mühseligkeit der Reise und wollte jede Noth treu mit ihrem Gemahl theilen. Auch das kleine Söhnchen nahm sie mit und nur ein Diener

verstand sich dazu, mitzureisen. So zog eine Kaiserfamilie nach Italien. Die Feinde Heinrich's waren aber bereits geschäftig gewesen, ihm die Pässe Tyrols und der Schweiz zu verlegen, um die Aussöhnung mit Gregor über die festgesetzte Frist hinauszuschieben. So ward der König gezwungen, einen großen Umweg durch Frankreich zu machen. Die Reise war sehr beschwerlich, noch ehe man in's Gebirge gelangte, denn es gab damals noch nicht so bequeme Heerstraßen als jetzt. Völlig unwegsam wurde aber die Bahn, als man in's Gebirge kam. Die hohen Bergrücken waren mit ungeheuren Schneemassen bedeckt und ein eiskalter Wind riß den armen Reisenden die Haut ab vom Gesicht und von den Händen. Der Schnee war so hart gefroren wie Eis und so glatt, daß Menschen und Pferde jeden Augenblick in die Abgründe zu stürzen Gefahr liefen. Und doch war die größte Eile nöthig; denn bald war das Jahr verflossen, welches die Fürsten als Frist gesetzt hatten. Wegweiser hatten dem König eine Bahn durch den tiefen Schnee brechen müssen; nun hatte man endlich den Gipfel erreicht. Aber hier schien es unmöglich, weiter zu kommen; denn die Seite nach Italien zu war so abschüssig und glatteisig, daß man keinen Fuß fest aufsetzen konnte. Doch was half es? Man mußte hinunter, auf Leben oder Tod! Die Männer krochen auf Händen und Füßen, in beständiger Angst, hinabzurollen in den gähnenden Abgrund; die Königin aber und ihre Kammerfrau wurden in Rinderhäute eingenähet und so von den Führern hinabgezogen. Den Pferden band man die Füße zusammen und ließ sie an Stricken hinab; die meisten kamen dabei um. Endlich — endlich kam man in der Ebene an. Die eine Angst war glücklich überstanden, aber eine zweite begann für den unglücklichen Kaiser.

Gregor war bei Heinrich's Ankunft gerade auf seiner Reise nach Deutschland zum Reichstage nach Augsburg begriffen und eben in Oberitalien angelangt. Er erschrak nicht wenig, als er hörte, der Kaiser sei im Anmarsche! Denn er vermeinte, Heinrich komme, um sich für die ihm angethane Schmach zu rächen. Und wirklich hätte Heinrich solches thun können, denn die lombardischen Großen und Bischöfe kamen ihm frohlockend entgegen in der Hoffnung, er würde sie gegen den herrschsüchtigen Gregor anführen. Sie boten ihm Alle ihre Hülfe an, aber Heinrich wies sie ab mit den Worten: „Ich bin nicht gekommen, zu kämpfen, sondern Buße zu thun.“

Gregor war schnell von seinem Wege abgewichen und in das feste Schloß K a n o s s a zu seiner Freundin, der reichen Markgräfin M a t h i l d e von Toskana, geflohen, da er noch nicht wußte, mit wie reumüthigem Sinne Heinrich zu ihm kam. Er freute sich aber nicht wenig, als er hörte, daß der deutsche König sich als büßender Pilger ihm nahe. Sobald Heinrich in Kanossa anlangte, ließ er durch die Markgräfin den Papst bitten, ihn vom Bannspruche zu lösen, er wolle sich ja jeder Bußübung unterziehen, die der heilige Vater ihm auferlegen würde

Es war damals Sitte, daß der öffentliche Sünder, der sich um Lossprechung (Absolution) von der Kirchenbuße bemühte, mit einem wollenen

Hemde angethan wurde. In diesem Kleide der Reue und Buße mußte er eine geraume Zeit lang an der Kirchthüre stehen und vor der ganzen Gemeinde sich demüthigen. Auch mußte er so lange fasten und beten, bis er durch des Priesters Absolution wieder in den Schooß der Kirche zurückgeführt wurde. Das sollte aber keine Demüthigung vor Menschen, sondern eine Demüthigung vor Gott sein, vor welchem Bettler und Fürsten gleich sind. Dieser Bußübung mußte sich nun auch Heinrich in Kanossa unterwerfen. Der König von Deutschland und Italien stand hier, bloß mit einem wollenen Hemde angethan, mit entblößtem Haupte und barfuß, im Schloßhofe, unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harrend. Drei Tage lang mußte der Unglückliche so stehen, ohne sich durch Speise und Trank zu erquicken. Die Markgräfin und die andern Freunde Gregor's wurden durch das Weinen und Wimmern Heinrich's so gerührt, daß sie unter Thränen Fürbitte beim Papste einlegten; ja, Einige riefen sogar, das sei mehr als apostolische Strenge, das sei tyrannenmäßige Grausamkeit. Endlich am vierten Tage ließ der Papst den Büßenden vor sich kommen und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehe, sich aller königlichen Gewalt entschlage, bis auf einem Reichstage entschieden sei, ob er König bleiben solle oder nicht.

Einen so harten Bescheid hatte Heinrich doch nicht erwartet. Mit Unwillen und Zorn im Herzen schied er von Gregor, nach der günstigen Stunde sich sehnend, wo er sich rächen könnte.

6. Heinrich gegen Rudolph von Schwaben.

Des Königs Selbstgefühl war wieder erwacht und er machte Anstalten, mit dem Papste zu brechen. Sobald dieß die Lombarden vernahmen, die über Heinrich's Kleinmuth am meisten sich geärgert hatten, wurden sie wieder freundlich, öffneten ihm ihre Städte und schaarten sich um ihn. Die deutschen Fürsten hingegen, sobald sie hörten, daß Heinrich sich wieder ungehorsam gegen den Papst bezeigte, sagten sich nun ganz von ihm los und schritten zu einer neuen Königswahl. Sie erwählten den schon genannten Rudolph von Schwaben, einen tapferen, biederen Mann, der schon lange Zeit Heinrich's Feind gewesen war. Nun war es hohe Zeit, daß Heinrich wieder nach Deutschland zurückeilte. Es gelang ihm, abermals ein Heer zu versammeln, denn des Königs unwürdige Behandlung hatte doch Viele empört und besonders boten ihm nun die Städte ihre Hülfe an. Nach manchen Kämpfen trafen endlich die beiden feindlichen Heere bei Merseburg (im Jahre 1080) aufeinander, auf demselben Boden, wo der große Heinrich I. die Ungarn so tapfer bekämpft hatte. Heinrich IV. stritt mit wahrer Kühnheit und echt ritterlich. Lange schwankte der Sieg. Die Sachsen drangen siegreich vor, als plötzlich ihr Siegeslauf durch die Nachricht gehemmt wurde, Rudolph sei tödtlich verwundet. Er hatte eben über einen Graben setzen wollen, als ein junger Ritter, Gottfried von Bouillon, derselbe, welcher später Jerusalem eroberte, ihn erreichte. Lange schon hatte dieser, ein treuer Anhänger

Heinrich's, ihn aufgesucht. Jetzt rannte er mit eingelegter Lanze an und zwischen beiden Männern erhob sich ein hitziges Gefecht. Die Schwerter sausten durch die Luft und fielen klirrend auf Helm, Schild und Panzer. Endlich traf Gottfried seinen Feind an der Handwurzel; sein Schwert drang zwischen die Schienen des Panzers, und abgehauen fiel Rudolph's rechte Hand sammt seinem Schwerte zu Boden. Auch in den Unterleib hatte er eine tödtliche Wunde erhalten. So trugen ihn die Seinen aus dem Getümmel und traurig standen die Bischöfe um ihn, mit dem letzten Segen ihn zu weihen. Als man ihm seine todte Hand zeigte, rief er wehmüthig aus: „Die ist es, mit der ich einst dem König Heinrich den Eid der Treue schwur!" Bald darauf starb er. Sein Grabmal ist in der Domkirche zu Merseburg, wo auch noch seine abgehauene Hand gezeigt wird.

7. Gregor's Ende.

Rudolph's Tod war für Heinrich ein großes Glück. Viele seiner Feinde verloren jetzt den Muth und Mancher hielt den Tod des Gegenkaisers für ein Strafgericht Gottes. So nahm Heinrich's Anhang mit jedem Tage zu und bald war er wieder so mächtig, daß er mit Heeresmacht nach Italien ziehen konnte. Er erklärte den Papst Gregor, der ihn bereits wieder in den Bann gethan hatte, für abgesetzt und ließ einen Erzbischof zum Papst erwählen. Geradezu drang er nun auf Rom, den Sitz seines Todfeindes, und schloß die Stadt ein. Gregor verlor aber in seiner Bedrängniß den Muth nicht, sondern schleuderte fort und fort den Bannstrahl auf Heinrich, dießmal aber vergebens. Im dritten Jahre der Belagerung wurde Rom erobert und der Papst flüchtete sich in die feste Engelsburg. Heinrich bot dem Papste die Hand zur Versöhnung, wenn dieser ihm die Kaiserkrone aufsetzen wolle. Aber Gregor gab ihm zur Antwort: „Nimmermehr! Frevel wäre es, einen Verfluchten zu krönen und zu weihen! Lieber leid' ich den Tod, als daß ich solch' Unrecht thue!" Da ließ Heinrich IV. Clemens III. feierlich als Papst erwählen und empfing aus dessen Händen die Kaiserkrone. Hierauf schloß er den Papst Gregor in der Engelsburg so ein, daß wenig Hoffnung für ihn war, dem Kaiser zu entkommen. Und doch gelang es ihm mit Hülfe des Normannenherzogs Robert Guiskard, der in Unteritalien mit seinen Normännern sich ein Reich erobert hatte und nun mit seinem Heere heranstürmte, den Papst zu erlösen. Gregor entfloh nach Salerno in Unteritalien. Dort aber erkrankte er, doch seinem Werke blieb er getreu bis in den Tod. Auf seinem Sterbebette entband er Alle, die von ihm in den Bann gethan waren, vom Fluche der Kirche, nur den Kaiser Heinrich IV. und den Papst Clemens III. nicht. Ja, alle um ihn versammelten Bischöfe mußten ihm eidlich versprechen, daß sie jene beiden Männer nie vom Banne erlösen wollten, außer wenn sie ihre Würde niedergelegt und sich der Kirche völlig unterworfen hätten. Sterbend sprach er noch aus tiefster Ueberzeugung: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte die Gottlosigkeit, darum sterbe ich hier in der Verbannung." So schied dieser

kühne, außerordentliche Geist aus dem irdischen Leben am 25. Mai 1085. Aber sein Werk, die Hierarchie oder Herrschaft der Kirche, überlebte ihn.

8. Heinrich's Ende.

Mit Gregor VII. hatte Heinrich seinen Hauptfeind verloren. Glückliche und ruhige Zeiten schienen nach so heftigen Stürmen für ihn zu kommen. Zwar hatten die deutschen Fürsten einen neuen Gegenkönig, den Grafen Hermann von Luxemburg, erwählt; allein dieser war dem Kaiser nicht gewachsen, der sich nun, durch das Unglück belehrt, sehr klug und besonnen zeigte. Hermann hatte keine Macht und das Volk nannte ihn „den Knoblauchskönig", weil zu Eisleben, am Orte seiner Wahl, diese Pflanze häufig wuchs. Darum legte er bald seine Krone wieder nieder. Und als der Hauptanführer der Sachsen, Otto von Nordheim, gestorben war, neigten sich auch diese, des langen Haders müde, endlich zum Frieden.

Doch sollte Heinrich's Leben so sturmvoll enden, als es begonnen hatte, denn es erstanden ihm nun in seiner eigenen Familie die Feinde. Erst empörte sich sein ältester Sohn Konrad gegen ihn und ließ sich zum König von Italien krönen. Dieser starb zwar (1101), wie Einige meinen vor Gram, seinen Vater verrathen zu haben. Nun aber gelang es der päpstlichen Partei, auch den zweiten Sohn Heinrich zum Abfall und zur Empörung gegen den alten Heinrich zu überreden, und die Päpste Urban II. und Paschal II., Anhänger Gregor's, erneuerten den Bann. Da erklärte der junge Heinrich mit erheuchelter Frömmigkeit, er könne und dürfe mit einem Vater, auf welchem der Fluch der Kirche laste, keine Gemeinschaft haben. Durch solche Heuchelei gewann der Empörer die geistlichen Fürsten und bildete sich einen großen Anhang. Dann berief er einen Reichstag nach Mainz, wo er selbst zum Könige gewählt, der Vater aber abgesetzt werden sollte. Der bekümmerte Greis sammelte die letzten Freunde, die er noch hatte, und wollte mit diesen nach Mainz gehen, um seinen gewissenlosen Sohn mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen. Weil dieser aber fürchtete, der Anblick des rechtmäßigen Königs möchte die versammelten Fürsten auf andere Gedanken bringen, so nahm er zu einer noch schändlicheren List seine Zuflucht. Er reisete seinem Vater bis nach Koblenz entgegen, warf sich dort weinend zu seinen Füßen, bat um Verzeihung und schwur hoch und theuer, daß er es gut mit seinem Vater meine, ja daß er fortan bereit sei, sein Leben für ihn zu opfern. So wußte der Arglistige seinen Vater dahin zu bringen, daß dieser sein ganzes Heer entließ, als wäre nun aller Streit beigelegt. Frohlockend über sein gelungenes Bubenstück eilte nun der junge Heinrich nach Mainz zu den versammelten Fürsten zurück, um das Nähere mit ihnen zu verabreden. Unterdessen zog der Vater sorglos in Bingen ein. Aber hier ward der Verrath offenbar. Man nahm ihn gefangen, verjagte alle seine Gefährten bis auf drei und warf ihn in's Gefängniß. Nun sandte der böse Sohn zu seinem Vater die Erzbischöfe von Mainz und Köln und den Bischof

von Worms. Diese fuhren den Gefangenen hart an und sprachen: „Gieb uns Krone, Ring und Purpur heraus, damit wir es deinem Sohne überbringen." Und als der Vater rührende Gegenvorstellungen machte, rissen sie ihm die Krone vom Haupte, zogen ihm den Purpur aus und beraubten ihn aller Zeichen irdischer Hoheit. Da rief Heinrich wehmuthsvoll aus: „Ich leide für die Sünden meiner Jugend, wie noch kein Fürst gelitten hat!" Die Bischöfe aber brachten die Kleinodien nach Mainz zum Reichstage und überreichten sie dem herrschsüchtigen Sohne des Kaisers.

Eine Zeit lang saß nun Heinrich auf dem Schlosse zu Ingelheim gefangen, aber es gelang ihm, nach Lüttich zu entkommen, dessen Bischof ihm freundlich gesinnt war. Hier sammelte er ein Heer und schickte sich an, wider seinen unnatürlichen Sohn zu Felde zu ziehen. Da erlöste ihn der Tod von einem Leben, das nur eine Kette von Unglück und Leiden für ihn gewesen war (1106). Doch nicht einmal im Tode sollte der hartgeprüfte Kaiser Ruhe haben, auch noch im Grabe verfolgte ihn der päpstliche Bann. Der Bischof von Lüttich hatte die Leiche in einer Kirche feierlich beisetzen lassen, aber den Gebannten durfte keine geweihte Erde aufnehmen. Auf den Befehl des Papstes mußte der kaiserliche Leichnam wieder ausgegraben werden und ward auf eine Insel in der Maas geschafft. Nur ein einziger Mönch hatte noch Theilnahme für den Dahingeschiedenen, der betete und sang bei dem Sarge, ohne ihn zu verlassen. Endlich ließ der junge König Heinrich den Leichnam seines Vaters nach Speier bringen, ohne jedoch ihm das christliche Begräbniß zu verschaffen. Da wallfahrtete das Volk, welches Heinrich IV. mehr geliebt hatte als den Sohn, unter lautem Jammer zu der ungeweihten Kapelle, in welcher jetzt der Sarg stand, und erst im Jahre 1111 nahm der Papst den Bann zurück, so daß ein feierliches Leichenbegängniß in der Domkirche zu Speier abgehalten werden konnte.

Die großen Hohenstaufen*).

1. Konrad III.

In der Mitte des schwäbischen Landes, unfern des blühenden Städtchens Göppingen im heutigen Königreich Würtemberg, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammschloß der schwäbischen Herzoge und Kaiser stand. Nur ein kleines Stück morscher Mauer ist der ganze Ueberrest dieses ehemals so glänzenden Stammsitzes und bietet ein trauriges Bild von der Hinfälligkeit aller Menschengröße und Erdenherrlichkeit dar. Hier entsproß vor acht Jahrhunderten eines der edelsten und mächtigsten Geschlechter, aus welchem sechs deutsche Kaiser hervorgingen.

*) Nach Th. Welter.

Als nämlich das fränkische Kaiserhaus mit Heinrich V. im Jahre 1125 erloschen war, wurde Lothar, der Herzog von Sachsen, zum Könige gewählt. Dieser regierte bis 1137. Er hatte mächtige Gegner an den beiden hohenstaufischen Brüdern Konrad von Franken und Friedrich von Schwaben. Fast die ganze Zeit seiner Regierung war ein ununterbrochener Krieg gegen sie. Um seinen Feinden gewachsen zu sein, verband er sich mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, und gab ihm seine Tochter nebst seinem Herzogthume Sachsen. Durch den Besitz dieser beiden Herzogthümer wurde Heinrich der mächtigste Fürst von Deutschland und der Schrecken seiner Feinde. Als nun Lothar ohne Kinder starb, betrachtete der Stolze den Thron als sein zuverlässiges Eigenthum, das ihm wohl Keiner streitig machen würde, und er nahm auch sogleich die Reichskleinodien zu sich. Aber eben seine große Macht und der Uebermuth, mit welchen sie ihn erfüllte, vereitelten seine Hoffnung. Die Großen des Reiches fürchteten ihn nur, liebten ihn aber nicht. Zu seinem nicht geringen Erstaunen wählte man nicht ihn, sondern Herzog Konrad von Hohenstaufen zum deutschen Kaiser.

Ueber diese Wahl war Heinrich sehr entrüstet und wollte sie nicht gelten lassen. Da ward er als Empörer seiner beiden Herzogthümer entsetzt und geächtet. Baiern bekam der kriegerische Markgraf Leopold von Oestreich, Sachsen dagegen der Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär. Um diese Zeit findet man auch zuerst den Namen Berlin genannt, gleichwie an den Ufern der Donau in der Gegend des alten Vindobona sich die Stadt Wien erhob.

Heinrich war jedoch nicht der Mann, der sich seine Länder ohne Schwertstreich nehmen ließ. Er griff zu den Waffen und vertrieb Albrecht den Bären. Und schon rüstete er sich zum zweiten Kampfe um sein Herzogthum Baiern, als ihn der Tod vom Schauplatze des Krieges abrief. Er hinterließ einen Sohn von zehn Jahren, der sich nachher durch seinen Muth den Namen Heinrich der Löwe erwarb. Billig hätte der Kleine, weil er an des Vaters Vergehungen unschuldig war, beide Herzogthümer wieder erhalten sollen; Konrad gab ihm aber nur Sachsen zurück. Da nahm sich Welf, ein Bruder des verstorbenen Herzogs, des jungen Prinzen an und griff für dessen Erbe zu den Waffen. Bei dem Städtchen Weinsberg im heutigen Königreich Würtemberg kam es zwischen ihm und Konrad im Jahre 1140 zu einer Schlacht. In dieser war das Feldgeschrei der Baiern: „Hier Welf!" und die Losung der Hohenstaufen: „Hier Waiblingen!" womit die Stadt Waiblingen in Würtemberg gemeint war, die zu den Stammgütern der Hohenstaufen gehörte. Hieraus entstanden die Parteinamen der Welfen und Waiblingen, oder, wie die Italiener sagten, der Guelfen und Ghibellinen (Baiern und Schwaben) und die Feindschaft dieser Parteien spann sich durch Jahrhunderte fort, indem sich die Päpste, um die Macht der hohenstaufischen Kaiser niederzuhalten, auf Seite der Welfen stellten.

Die Welfen wurden in jener Schlacht besiegt und das umlagerte Weinsberg konnte nicht länger Widerstand leisten. Erzürnt über die lange und hartnäckige Gegenwehr der Belagerten beschloß Konrad, die härteste Rache an der Besatzung zu nehmen. Nur die Weiber und Kinder sollten freien Abzug haben; den Männern aber drohte Tod oder Kriegsgefangenschaft. Den Bitten und Thränen der Weiber gab endlich der Kaiser so weit nach, daß er allen Weibern erlaubte, so viel aus der Stadt mitzunehmen, als sie auf ihren Schuldern fortschaffen könnten. Und siehe da! aus den geöffneten Thoren kam ein langer Zug von Frauen, die trugen das Kostbarste, was sie hatten, auf ihrem Rücken, nämlich — ihre Männer! Der Kaiser lachte über den listigen Einfall und fand so großes Wohlgefallen an diesem Beweise von Liebe und Treue, daß er um der braven Weiber willen alle Männer begnadigte.

---

2. Friedrich I. oder Barbarossa (1152—1190).

1.

Konrad III. beschloß seine thätige Regierung im Jahre 1152 und in demselben Jahre wählten die deutschen Fürsten seines Bruders Sohn, den Herzog Friedrich von Schwaben, zum Oberhaupt des deutschen Reichs. In Friedrich, dem ersten Friedrich in der deutschen Kaiserreihe, vereinigten sich die ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und des Körpers, die ihn der Ehre des weltlichen Oberhauptes der Christenheit vor vielen Andern würdig machten. Des Kaisers große Seele wohnte in einem schön gebildeten Körper. Von Gestalt hoch gewachsen und starken Gliederbaues, flößten seine erhabene Stirn, seine feurigen, durchdringenden Augen, seine angenehmen Gesichtszüge Jedem, der sich ihm näherte, Liebe und Bewunderung ein. Sein gelbliches Haupthaar, den echten Deutschen beurkundend, verwandelte sich im Barte in's Röthliche, daher Friedrich I. von den Italienern Barbarossa, d. i. Rothbart, genannt wurde. Den Deutschen war besonders lieb seine nahe Verwandtschaft mütterlicher Seits mit dem welfischen Hause. Sie hofften, daß er die Streitigkeiten, welche schon so lange zwischen Hohenstaufen und Welfen gedauert hatten, beilegen würde. Und wirklich that er auch viel zur Beseitigung derselben. Er gab dem sächsischen Herzog Heinrich dem Löwen auch das Herzogthum Baiern zurück, das ihm mit Unrecht entzogen worden war, und dadurch gewann er an dem tapferen jungen Helden einen tüchtigen Waffengefährten in seinen ersten Feldzügen. Derselbe Heinrich gründete auch die Stadt München; dafür ward die bisherige Markgrafschaft Oesterreich zu einem von Baiern unabhängigen Herzogthume erhoben und Wien zur Hauptstadt desselben.

Nicht sobald hatte sich die Nachricht von Friedrich's Erhebung auf den Kaiserthron verbreitet, als auch fast alle europäischen Fürsten sich

beeiferten, ihm ihre Aufmerksamkeit und Achtung zu bezeigen. Aus allen Gegenden kamen Gesandte nach Merseburg, dem neuen Kaiser Glück zu seiner Erhebung zu wünschen. Der König von Dänemark fand sich in Person ein, um die Lehen seines Reiches von dem deutschen Kaiser zu erhalten, sich von ihm krönen zu lassen und als Vasall des deutschen Reiches den Eid der Treue in seine Hand zu legen. Wie glücklich auch sich dieser Anfang der Regierung Friedrich's des Ersten in solchen Huldigungen zeigte, so wenig entsprach ihm der Fortgang, indem Aufruhr und Empörung den Kaiser unaufhörlich zwangen, das Schwert zu ihrer Vertilgung zu ziehen.

2.

Zuerst richtete der Kaiser seinen Blick auf Italien. Hier war während der großen Unruhen in Deutschland, welche die ganze Thätigkeit seiner Vorgänger in Anspruch genommen hatten, das kaiserliche Ansehen fast gänzlich erloschen. Der eigentliche Herd der Empörung war die Lombardei. Unter dem Schutze freier Verfassung waren in vielen Städten derselben Handel und Gewerbfleiß aufgeblüht; Genua, Lukka, Pisa, Mailand, Pavia, Kremona, Lodi, Venedig, Florenz und viele andere waren reich und mächtig geworden. Sie wählten aus der Mitte ihrer Bürger ihre Obrigkeiten und fragten weder nach dem Kaiser als ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn, noch nach den von ihm eingesetzten Statthaltern. Durch Errichtung starker Festungswerke, durch Bewaffnung ihrer Bürger suchten sie sich gegen die Unterwerfung durch Waffengewalt zu sichern; sie schlossen unter einander einen Bund, der machte sie so mächtig, daß sie hoffen konnten, selbst dem deutschen Kaiser Trotz zu bieten. Am übermüthigsten war das mächtige Mailand, das seine Macht bald dazu benutzte, die Nachbarstädte sich selber unterthänig zu machen. Jeder Bürger übte sich in den Waffen, um als freier Mann den heimischen Herd tapfer gegen jeden feindlichen Angriff zu vertheidigen. Das Vorrecht des Erzbischofs von Mailand, die Könige Italiens mit der eisernen Krone zu schmücken, trug nicht wenig zum Stolze der Mailänder bei.

Die Bürger von Lodi hatten sich bei dem Kaiser über die unaufhörlichen und unerträglichen Bedrückungen beschwert, die sie von den übermüthigen Mailändern erdulden mußten, und Friedrich säumte nicht, zu Gunsten der Bedrückten einen Abgeordneten nach Mailand zu senden. Aber das kaiserliche Schreiben, welches den Bürgern das Ungesetzliche ihres Benehmens vorhielt, wurde zerrissen und in den Koth getreten; der kaiserliche Gesandte, welcher das Schreiben überbrachte, verhöhnt. Nur durch schleunige Flucht konnte er sich den Mißhandlungen des Pöbels entziehen. Eine solche Verletzung des Völkerrechts durfte nicht ungeahndet bleiben, und in Friedrich's Herzen stand der Entschluß fest, den unerhörten Frevel nach Gebühr zu züchtigen.

Augsburg ward nun der Sammelplatz der deutschen Schaaren, welche bestimmt waren, den Kaiser nach Italien zu begleiten, ihm dort die Aner-

kennung seiner Rechte zu erkämpfen. Im Jahre 1154 überstieg Friedrich an der Spitze eines mächtigen Heeres die Tyroler Alpen, zog in die Ebene von Verona, und am Po, wo einst Hannibal nach seinem kühnen Alpenzuge Heerschau gehalten, musterte er sein Heer und ordnete dann einen großen Reichstag an. Von allen Seiten strömten die Gesandten der lombardischen Städte herbei und suchten durch reiche Geschenke, die sie dem Kaiser darbrachten, sich der Gunst desselben zu versichern. Selbst das stolze Mailand hatte seine Boten gesendet, den Kaiser durch eine große Geldsumme zur Bestätigung der angemaßten Herrschaft über Komo und Lodi zu bewegen. Mit Verachtung lehnte Friedrich das schimpfliche Anerbieten ab und wendete sich zu den Gesandten der Bürger von Komo und Lodi, ihre Klagen wider die Mailänder zu vernehmen.

Alle Städte der Lombardei hatten sich damals in zwei mächtige Parteien getheilt, für welche Mailand einerseits, Pavia andererseits das Oberhaupt war. Friedrich erklärte sich für Pavia und zog mit seinem Heere dorthin, um sich zum Könige der Lombardei krönen zu lassen. Unterwegs zerstörte er mehrere mailändische Festungen und gab die Stadt Asti der Plünderung seiner Krieger preis. Dann belagerte er Tortona, eine Stadt, welche mit Mailand eng verbündet war. Nach hartnäckigem Widerstande der Bürger wurde Tortona endlich erobert und völlig geschleift. Kaum erhielten die Bürger noch die Erlaubniß, so viel von ihrer Habe, als sie auf den Schultern forttragen konnten, mit hinwegzunehmen. Die Flammen ihrer geplünderten Häuser beleuchteten ihnen den Weg, den sie nach Mailand hin einschlugen. Nachdem sich Friedrich in der alten Residenz des Longobardenreichs die Königskrone Italiens hatte aufsetzen lassen, zog er nach Rom. Hier herrschte große Uneinigkeit zwischen dem Papste und dem Volke. Ein unternehmender Mann, Arnold von Brescia, ging mit dem Plane um, die römische Republik wieder herzustellen, und hatte für dieselbe bereits einen großen Anhang gewonnen. Im Taumel der neuen Freiheit ward der Papst Hadrian vertrieben. Dieser floh in das deutsche Lager, fand sich aber dort nicht wenig betroffen, als Friedrich ihm beim Absteigen vom Pferde nicht den Steigbügel hielt, wie dieses doch früher von Lothar geschehen war. Solches Versäumniß sah Hadrian als ein böses Zeichen der kaiserlichen Gesinnung an. Als aber bald darauf der Kaiser sich vor ihm niederwarf und ihm die Füße küßte, faßte der Papst wieder Muth und machte ihm Vorwürfe, daß er ihm die schuldige Ehrerbietung nicht erzeigt habe. Friedrich gab nach und hielt, als der Papst wieder fortreiten wollte, ihm beim Aufsteigen den Bügel, entschuldigte sich jedoch lächelnd mit den Worten: „Ich werde es nur ungeschickt machen, da ich noch nie Stallknecht gewesen bin!" Friedrich zog nach Rom und ließ dem Papst zu Liebe den Arnold von Brescia auf einem Scheiterhaufen verbrennen. In der Peterskirche empfing er aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone.

3.

Wohl hätte der Kaiser noch länger in Rom verweilt, die Unterwerfung der hochmüthigen Römer zu vollenden, allein er sah sich genöthigt, die Umgegend von Rom schleunigst zu verlassen. Denn der Mangel an Lebensmitteln begann sein Heer auf die empfindlichste Weise zu drücken, zudem hatte die große Hitze und ansteckende Krankheiten, welche manchem wackern deutschen Kämpfer ein ruhmloses Grab bereiteten, die Reihen seiner Krieger gar sehr gelichtet. Deshalb führte der Kaiser sein Heer in die gesunden Gebirgsgegenden des Herzogthums Spoleto und beschloß, gelegentlich die Bürger von Spoleto für den Frevel, daß sie einen kaiserlichen Gesandten zu mißhandeln gewagt hatten, nachdrücklich zu züchtigen. Die Spoletaner hofften in thörichtem Uebermuth erfolgreichen Widerstand leisten zu können und kamen dem kaiserlichen Heere bis vor das Thor ihrer Stadt mit Schleudern und Armbrüsten entgegen. Alsbald donnerten ihnen die deutschen Reiterschaaren entgegen, deren gewichtigen Schwertern die Städter nicht zu widerstehen vermochten. In grenzenloser Verwirrung stürzten sie nach der Stadt zurück, gedrängt von den deutschen Reitern, die zugleich mit ihnen durch die Thore eindrangen und Spoleto den Flammen preisgaben.

Wie gern wäre Friedrich nun nach Mailand gezogen; aber er sah seine Siegesbahn unerwartet gehemmt. Die deutschen Fürsten waren des Ungemachs und der Mühseligkeiten dieses Feldzuges, der so manchen tapfern Landsmann bereits hingerafft hatte, so überdrüssig, daß sie mit ernstlichen Vorstellungen in den Kaiser drangen, den Rückzug nach Deutschland anzutreten. Mehrere von ihnen verließen mit ihren Schaaren das Heer, um in die Heimath zurückzukehren, und der Kaiser durfte sie nicht hindern, da mit dem Beginn des Herbstes die Verpflichtung zum Kriegsdienste aufhörte. Doch der größere Theil des Heeres dachte noch ehrenhaft genug, den Kaiser auf seinem Rückzuge durch ein so feindliches Land nicht zu verlassen. In der That bedurfte es aller Vorsicht und Tapferkeit, um den Gefahren zu entgehen, welche den Heimzug des Kaisers bedroheten. Zuerst waren es die Bürger der Stadt Verona, welche ihm zu schaden suchten. Diese Stadt hatte seit undenklichen Zeiten das Vorrecht, dem kaiserlichen Heere den Durchzug zu wehren; sie pflegten selbiges auf einer oberhalb ihrer Mauern erbauten Schiffbrücke über die Etsch zu führen. Diese Schiffbrücke nun zimmerten jetzt die Veroneser aus so zerbrechlichen Balken zusammen, daß sie durch große Holzlasten, die man von oben herab mit dem Flusse treiben ließ, nothwendig zertrümmert werden mußte. Allein die Raschheit der Deutschen vereitelte die Arglist der Italiener und die Lasten trieben erst, Alles zersprengend und zertrümmernd, gegen die Brücke an, als das kaiserliche Heer schon das jenseitige Ufer erreicht hatte.

Ein anderes gefährliches Abenteuer hatte Friedrich mit seinen Schaaren in einer wilden Gebirgsgegend zu bestehen. Hier nämlich erhob sich auf einem Felsen eine Burg, die den engen vorüberziehenden Pfad beherrschte. Der Besitzer, ein veronesischer Edelmann, forderte von jedem Reiter ein

Pferd und einen Harnisch, von dem Kaiser aber eine Summe Geldes, wenn er den Durchzug gestatten solle. Außerdem drohte er Jeden, der den Fußpfad betreten würde, durch Hinabrollen von Steinen zu zerschmettern. Unmöglich konnte der Kaiser die schmachvollen Bedingungen des verwegenen Raubritters eingehen; allein die Gefahr seiner braven Krieger schreckte ihn und er war nicht gesonnen, ihr Leben nutzlos auf's Spiel zu setzen. Als er nun in dieser Verlegenheit die Umgegend genauer betrachtete, gewahrte er mit dem ihm eigenen Scharfblicke, daß ein Felsen über der Burg einen passenden Angriffspunkt auf das Raubnest bildete. Ein Wink von ihm rief den tapfern Grafen Otto von Wittelsbach an seine Seite und bald darauf zog dieser an der Spitze von 200 Jünglingen, den kühnsten und unerschrockensten im ganzen Heere, hin auf die Berghöhe, um sich des Felsen zu bemächtigen. Einer auf dem Rücken des Andern, abwechselnd ihre Speere als Leitern gebrauchend, gelang es den 200 Helden, die steile Anhöhe zu ersteigen. Alsbald wehete, von des Wittelsbachers kecker Hand gepflanzt, die kaiserliche Fahne von der Felsenspitze herab und mächtige Felsstücke rollten donnernd auf den Raubritter und seine Genossen nieder. Nun entsank diesen der Muth; sie suchten zu fliehen, wurden aber theils von den niedergewälzten Felsstücken zerschmettert, theils gefangen. Unter den Gefangenen befand sich auch der Burgherr, mit Namen Alberich, der mit den Uebrigen, lauter angesehenen Edelleuten aus Verona, an einem schnell errichteten Galgen ohne Weiteres aufgeknüpft wurde.

4.

Mit Ruhm und Ehre gekrönt betrat Friedrich den deutschen Boden, dessen Bewohner den mannhaften Kaiser fröhlich zujauchzten, daß er den deutschen Namen den Ausländern so furchtbar gemacht hatte. Allein es sollte das, was er in Italien ausgerichtet, nur ein Vorspiel von dem sein, was er künftig dort zu vollbringen gedachte. Die übermüthigen Mailänder trugen nicht wenig dazu bei, den Kaiser zu einem abermaligen Römerzuge zu reizen. Kaum hatte nämlich Friedrich mit seinem Heere den Boden Italiens verlassen, als sie auch sofort Anstalt trafen, das zerstörte Tortona wieder aufzubauen; sie zogen noch andere Städte in ihr Bündniß gegen den Kaiser, erneuerten den Krieg gegen Pavia und ließen dieses und andere kaiserliche Städte das Gewicht ihrer Uebermacht doppelt drückend empfinden. Abermals erschienen Gesandte beim Kaiser, ihn um Hülfe zu bitten, und Friedrich sagte sie abermals zu. Während sein Kanzler Reinald, der nachmalige Erzbischof von Köln, und der tapfere Otto von Wittelsbach nach Italien voraus eilten, die Ankunft Friedrich's zu verkündigen, sammelte der heldenmüthige Kaiser in den Gefilden von Augsburg ein Heer, wie noch keines von einem seiner Vorgänger nach Italien geführt worden war. Es zählte an 100,000 Mann und ward von den berühmtesten deutschen Fürsten und Feldherren befehligt. Im Jahre 1158 überschritt es die Alpen und sein Vortrab stand wenige Tage darauf unter dem tapferen Böhmenkönige Wladislav vor den Mauern von Brescia, einer Stadt, welche, mit Mailand

im Bunde, dem kaiserlichen Ansehen Trotz zu bieten wagte. Der Anblick der gesammten deutschen Macht aber setzte die Brescianer in so gewaltigen Schrecken, daß sie um Gnade baten, 60 Geiseln aus den edelsten Familien der Stadt stellten und durch eine große Summe Geldes sich Schonung erkauften. So konnte Friedrich bereits am 6. August desselben Jahres die erste Belagerung von Mailand beginnen, nachdem er die Einwohner als Empörer und Feinde des Reichs in die Acht erklärt hatte. Nicht weniger als 60,000 Streiter zählte die große und wohlbefestigte Stadt in ihren Mauern und der Kaiser erkannte wohl, daß sein zahlreiches Heer doch nicht hinreichen würde zur völligen Einschließung der Stadt; auch konnten wegen des breiten mit Wasser gefüllten Grabens die Kriegsmaschinen zur Zerstörung der gewaltigen Mauern nicht angewendet werden. Friedrich theilte daher seine Kriegsmannen in sieben Heerhaufen, welche vor den sieben Thoren der Stadt sieben verschanzte Lager bezogen, um so die Mailänder durch Hinderung der Zufuhr zur Uebergabe zu zwingen.

Nun begann der Greuel der Verwüstung in einem weiten Kreise rings um die Stadt. Vor allen zeichneten sich in der Zügellosigkeit ihrer Wuth bei der Verheerung des Landes die Italiener aus, besonders die Einwohner von Kremona und Pavia. Sie rissen die Weinstöcke, die Feigen- und Oelbäume aus dem Boden und verbrannten sie, und jede Hütte, die sie vorfanden, wurde niedergerissen. Nicht minder grausam bewiesen sie sich gegen die gefangenen Mailänder, die sie langsam mit Pfeilen todt schossen. Die Bürger von Mailand vertheidigten sich tapfer und fügten durch ihre kühnen Ausfälle dem deutschen Heere manchen Schaden zu. Allein da sie es ganz versäumt hatten, sich mit Lebensmitteln zu versehen, so entstand schon nach wenig Tagen der drückendste Mangel; Seuchen und Krankheiten brachen aus und nahmen auf eine furchtbare Weise überhand. Da begaben sich die Mailänder in das kaiserliche Lager und baten demüthig um Frieden. Erst erschien der Erzbischof und die übrige Geistlichkeit, barfuß, in zerrissenen Kleidern, dann der Bürgermeister und der Adel, ebenfalls barfuß, mit entblößtem Haupte, in Lumpen gekleidet, mit einem bloßen Schwerte am Halse; endlich ein Theil des Volkes mit Stricken um den Hals, gleich als ob sie zum Galgen gingen. Alle warfen sich demüthig vor dem Kaiser nieder und fleheten um Gnade. Solche Demuth nach solchem Hochmuth war süße Rache für den Kaiser. Gerührt bewilligte er ihnen den Frieden unter gemäßigten Bedingungen.

5.

Jedoch bald zeigte es sich, daß ihre Unterwerfung nur scheinbar und das Werk der Noth gewesen war. Denn kaum war der Kaiser abgezogen, so wogte der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit und der Haß gegen die deutsche Oberherrschaft von Neuem auf. Sie jagten sogar den kaiserlichen Gesandten, der einen neuen Bürgermeister einsetzen wollte, schimpflich aus der Stadt. Da ergrimmte der Kaiser und schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis er die meineidige Stadt

der Erde gleich gemacht habe. Zuerst griff er Krema an, Mailands unerschütterliche Freundin. Die Bürger wehrten sich hinter ihren Mauern auf das Hartnäckigste und reizten dadurch den Kaiser zu noch größerer Wuth. Er ließ vierzig Bürger aus Krema, die er als Geiseln in seinem Lager hatte, hinrichten; und die Kinder der vornehmsten Kremenser, die ihm gleichfalls als Geiseln übergeben worden waren, ließ er an einen beweglichen hölzernen Belagerungsthurm binden, von dem aus er die Mauern zu ersteigen hoffte. Umsonst! die Belagerten zerschmetterten mit ungeheuern Steinblöcken zugleich den Thurm und die Kinder und priesen diese glücklich, daß sie schon im zarten Alter einen so schönen Tod für's Vaterland sterben könnten. Nach sechsmonatlicher harter Belagerung mußte sich Krema endlich ergeben; die Bürger erhielten freien Abzug, die Stadt aber wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Nun legte sich der Kaiser vor Mailand. Auch dieses leistete verzweiflungsvolle Gegenwehr. Allein abermals begann der grimmigste Feind der Belagerten, der Mangel, die Kräfte derjenigen zu lähmen, deren Muth durch kein anderes Mittel sich gebeugt hatte. Sie entschlossen sich endlich, drei ihrer Gesandten an den Kaiser zu senden, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Allein noch ehe diese den Ort ihrer Bestimmung erreichten, wurden sie von einer Schaar deutscher Reiter aufgefangen und fortgeführt, ein Umstand, der die Mailänder bewog, in ihrer hartnäckigen Vertheidigung fortzufahren.

Schon war das Jahr 1161 verronnen und noch droheten die Wälle von Mailand unbesiegt den Belagerern entgegen. Friedrich's Zorn stieg immer höher und verleitete ihn jetzt zu Grausamkeiten, die seines hohen Charakters gänzlich unwürdig waren. Fünf der vornehmsten Gefangenen, welche bei dem nächsten Ausfalle der Mailänder in seine Hände fielen, ließ er beide Augen ausstechen, einem sechsten aber die Nase abschneiden, damit er im Stande sei, die übrigen Verstümmelten nach Hause zu führen. Allen denen, die durch Mitleid oder Gewinnsucht bewogen den Mailändern Lebensmittel zubrachten, wurde die rechte Hand abgehauen.

Mit jedem Tage ward das Elend der unglücklichen Stadt größer und nichts blieb ihnen übrig, als ein qualvoller Hungertod. Da beschlossen sie von Neuem, dem Kaiser Friedensanträge zu machen; aber dieser forderte Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade. Es blieb den Mailändern kein anderer Ausweg. Der 1. März des Jahres 1162 war der denkwürdige Tag der Uebergabe Mailands. Am Morgen desselben zogen die Konsuln und zwanzig der vornehmsten Edelleute, Alle mit bloßen Schwertern auf dem Nacken, in das Lager des Kaisers, um dem Ueberwinder die Stadt mit allen Gütern und Personen zu übergeben. Am folgenden Tage zogen abermals die Konsuln in's feindliche Lager und ihnen folgten in der Kleidung von Büßenden 300 der vornehmsten mailändischen Ritter, wobei die Stadtschlüssel und die Fahnen von 36 Thoren und Schlössern getragen wurden, um sie dem Kaiser zu überreichen. Am dritten Tage endlich kam das ganze Volk von Mailand, alle Kriegsleute mit der

Fahne der Stadt. Als diese an Friedrich's Thronsitz gebracht und zum Zeichen der Unterwerfung niedergebeugt wurde, sprang der Kaiser zornig auf und riß den Saum der Fahne herunter — ein schlimmes Zeichen für das Volk, welches angstvoll harrend der Entscheidung des Siegers entgegensah. Finster blickte Friedrich um sich, mit düsterer Miene hörte er die Rede an, welche einer der Konsuln hielt, um Friedrich's Zorn zu beschwichtigen. Das Volk, welches zur Erde gesunken war, streckte laut jammernd die Kreuze empor, die es mit seinen Händen umfaßt hielt. Aber die Erbitterung in Friedrich's Herzen war zu groß. Ein Wink von ihm beschied endlich die Unglücklichen, aufzustehen und sie wurden mit der Erklärung entlassen, daß sie am folgenden Tage ihr Schicksal erfahren sollten. Umsonst benutzten die Mailänder diese Frist, die Kaiserin Beatrix zur Fürsprache zu bewegen. Die Fürstin zog sich in das Innerste ihrer Gemächer zurück und überließ die Bittenden ihrem Schicksal. Beatrix hatte, als Friedrich im Jahre 1158 auf seinem Heerzuge gegen Rom begriffen war, den Wunsch geäußert, die berühmte Stadt Mailand zu besehen. Gern hatte ihr der Kaiser diese Bitte gewährt. Kaum aber war sie durch das eine Thor eingezogen, als sie plötzlich von einem wüthenden Volkshaufen überfallen wurde. Man setzte sie rückwärts auf einen Esel und gab ihr statt des Zügels den Schwanz in die Hand. In dieser schimpflichen Stellung schleppte man sie durch die ganze Stadt und zum andern Thor wieder hinaus. Die Mailänder hatten daher keineswegs Ursache, die Kaiserin um ihre Fürsprache zu ersuchen. Friedrich war unerbittlich. Er gebot allen Bürgern auszuziehen und überließ die menschenleere Stadt den Nachbarn zur Plünderung und Zerstörung. Die Mauern, Thürme und die meisten öffentlichen Gebäude wurden niedergerissen. Die sonst so blühende Stadt bot innerhalb weniger Tage einen schauderhaften Anblick dar und selbst viele ihrer ehemaligen Feinde wurden zum Mitleid gerührt.

6.

So furchtbare Strafe erregte in Italien Schrecken und Erbitterung zugleich. Noch mehr wuchs diese Erbitterung durch die Bedrückungen und Erpressungen, deren sich die kaiserlichen Statthalter schuldig machten. Bald schlang die gemeinsame Noth ein allgemeines Band um die lombardischen Städte, an deren Spitze sich jetzt Verona stellte. Die Hauptstütze dieses mächtigen Städtebundes aber war des Kaisers erbittertster Feind, der kühne und kluge Papst Alexander III., der Nachfolger Hadrian's. Im Jahre 1163 zog der Kaiser zum dritten Male nach Italien. Nur wenige Ritter begleiteten ihn, denn als Herr, nicht als Eroberer wollte er auftreten. Er wollte versuchen, die neuen Gährungen durch den Glanz seiner Majestät zu beschwichtigen. Aber das gelang ihm nicht, und seine Feinde, die jetzt einig waren, nöthigten ihn zu schleuniger Rückkehr nach Deutschland. Darauf zog der Kaiser im Jahr 1166 zum vierten Male mit Heeresmacht über die Alpen und wandte sich mit seinem Heere zuerst gegen Rom, um den Papst zu züchtigen. Die Stadt wurde mit Sturm ge-

nommen, der Papst aber rettete sich durch die Flucht. Doch der Vortheil dieses Sieges ging für den Kaiser ganz verloren, denn es brach eine furchtbare Seuche aus, welche die Blüthe des Heeres dahin raffte. Die Freunde des Papstes erklärten sie für eine Strafe des erzürnten Himmels. Fast ganz allein, heimlich und verkleidet, eilte Friedrich über die Alpen nach Deutschland zurück.

Unterdessen richteten die lombardischen Städte, durch des Kaisers Anwesenheit nicht mehr geschreckt, wieder kühn ihr Haupt empor. Schnell erhoben sich auch Mailands Mauern wieder. Schmähsäulen gegen den Kaiser und seine Gemahlin wurden an seine Thore gesetzt. In der Ebene zwischen Asti und Pavia wurde in aller Eile eine starke Festung erbaut und dem Kaiser zum Hohne, dem Papste „Alexander" aber zu Ehren, Alexandria genannt. So gerüstet, fürchteten die Italiener den Kaiser nicht.

7.

Nicht ohne Mühe brachte der Kaiser zu einem neuen Zuge über die Alpen ein Heer in Deutschland zusammen. Mit diesem brach er im Jahr 1174 auf, ging über den Berg Cenis und belagerte Alexandria. Es war Winter, häufiger Regen durchnäßte den ohnehin sumpfigen Boden. Krankheiten und Ungemach aller Art schwächten das deutsche Heer. Dennoch wollte Friedrich vor einer Stadt nicht weichen, die ihm zum Trotze war erbaut worden. Sieben Monate lag er vor ihren Wällen; da kam die Nachricht, ein großes lombardisches Heer sei im Anzuge. Der Kaiser mußte mit seinen erschöpften Truppen so schnell die Belagerung aufheben, daß er sein Lager den Flammen preisgab.

Dieser mißlungene Versuch schlug jedoch den Muth und die Hoffnung Friedrich's nicht nieder; denn er erwartete noch Verstärkung durch mehrere deutsche Fürsten, vor Allem aber den Zuzug Heinrich's des Löwen, seines tapfersten Waffengefährten in den früheren Kriegen mit den Lombarden. Der Löwe kam aber nicht. Heinrich hegte immer noch alten Groll und hatte die Klagen nicht vergessen, welche die Welfen gegen die Hohenstaufen führten. Friedrich, dem in dieser Noth Alles an dem Beistande des mächtigen Herzogs lag, lud ihn zu einer Unterredung ein und Heinrich begab sich wirklich mit seinem Gefolge nach Chiavenna. Hier erinnerte ihn der Kaiser an die vielen Beweise von Freundschaft und Liebe, die er ihm gegeben, an die Länder, die er ihm zugewandt hatte und bat und flehete, er möchte ihn doch in diesem Augenblicke, wo des deutschen Vaterlandes Ehre auf dem Spiel stehe, nicht verlassen. Umsonst! der stolze Löwe blieb ungerührt. Zuletzt warf sich ihm der Kaiser sogar zu Füßen und umfaßte flehend die Kniee des Unerbittlichen. Auch diese Demüthigung beugte nicht den Sinn des Stolzen. Da nahete sich dem Kaiser würdevoll seine Gemahlin und sprach: „Lieber Herr, stehe auf! Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmuthes gedenkest." Und der Kaiser erhob sich, Heinrich aber ritt trotzig nach Deutschland zurück.

Unterdessen kamen die Lombarden mit einem gewaltigen Heere von Mailand herangezogen. In ihrer Mitte führten sie das Heiligthum der Stadt, Carocium genannt. Dieses war ein rother Wagen, auf welchem sich ein eiserner Baum mit eisernen Blättern erhob. Auf der Spitze des Baumes stand ein großes Kreuz, auf dessen Vorderseite der heilige Ambrosius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Eine auserlesene Schaar von Bürgern hatte es übernommen, diesen Heerwagen der Stadt zu vertheidigen. So zogen sie, ihren Schutzheiligen in der Mitte, muthig zum Kampfe aus. Bei Legnano stießen sie auf das kaiserliche Heer. Da sanken die Schlachtreihen der Mailänder auf die Kniee und fleheten im Angesicht der Feinde den Himmel um Beistand zu dem bevorstehenden Kampfe an. Dann begann die blutige Schlacht. Der Kaiser selbst focht heldenmüthig an der Spitze; schon neigte sich der Sieg auf seine Seite. In diesem entscheidenden Augenblicke erneuerten 900 edle Bürger Mailands, die Schaar des Todes genannt, weil sie geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben, mitten in der Schlacht den heiligen Eid und stürzten sich mit Ungestüm auf den siegenden Feind. Das Hauptbanner des Kaisers wurde genommen, er selbst von seinem Streitrosse gestürzt. Die Seinigen hielten ihn für todt und wichen bestürzt zurück. Nur ein geringer Theil entkam mit dem fliehenden Kaiser unter dem Schutze der Nacht dem Racheschwerte der Lombarden. So vernichtete der blutige Tag bei Legnano im Jahre 1176 die Arbeit von zwanzig Jahren.

Durch den Verlust einer so entscheidenden Schlacht sah sich der Kaiser genöthigt, mit seinen aufrührerischen Städten einen unrühmlichen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu schließen. Auch mit seinem alten Feinde, dem Papste Alexander, söhnte er sich aus und küßte ihm zu Venedig ehrerbietig den Fuß.

8.

Tief gebeugt kehrte er nach Deutschland zurück, mit Zorn im Herzen gegen Heinrich den Löwen, dessen Widerspenstigkeit allerdings mit an dem Unglück bei Legnano Schuld war. Darum gab er gern den Feinden Heinrich's Gehör, welche bittere Klagen führten über des Herzogs Stolz und Anmaßung. Der erzürnte Kaiser lud ihn vor seinen und seiner Freunde Richterstuhl auf mehrere Reichstage, allein Heinrich erschien nicht. Da wurde er zur Strafe seiner Herzogthümer und anderer Lehen verlustig erklärt. Sachsen erhielt Graf Bernhard von Anhalt, Sohn jenes Albrecht des Bären, welcher den ersten Grund zu Brandenburgs Größe legte; Baiern aber bekam der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Stammvater des noch jetzt regierenden baierschen Hauses.

Aber der alte Löwe sah nicht so ruhig der Theilung seiner Länder zu. Er griff zu den Waffen; doch er war der vereinigten Macht des Kaisers und der Fürsten nicht gewachsen. Geschlagen eilte er nach Erfurt, warf sich dort seinem Kaiser zu Füßen und flehete um Gnade. Da gedachte Friedrich des Tages zu Chiavenna und des Wechsels der mensch-

lichen Schicksale. Gerührt und mit Thränen in den Augen hob er seinen ehemaligen Freund und Waffengefährten auf und sprach: „Dennoch bist du selbst die Ursache deines Unglücks!“ Er begnadigte ihn, doch unter der Bedingung, daß er drei Jahre lang das beleidigte Vaterland meide; sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg, ward ihm gelassen. Heinrich der Löwe ging im Frühling 1182 in die Verbannung nach England zu dem König Heinrich, dem Vater seiner Gemahlin Mathildis, nicht ahnend, daß sein Stern, nachdem er in Deutschland untergegangen war, glanzvoll dereinst in diesem Eilande wieder aufgehen würde. Denn 500 Jahre nachher bestiegen seine Nachkommen, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, den englischen Thron.

Unterdessen war der Waffenstillstand mit den Lombarden abgelaufen. Allein das gegenseitige Unglück hatte beide Parteien zu milderen Gesinnungen gebracht. Im Jahre 1183 kam deshalb zu Kostnitz ein vollständiger Friede zu Stande. Darauf zog der Kaiser zum letzten Male, aber friedlich, nach Italien und wurde von den Lombarden überall mit Jubel empfangen. Auch mit dem Könige der Normänner in Unteritalien, welcher die welfische Partei fortwährend unterstützt hatte, söhnte er sich aus. Seinen Sohn und Nachfolger Heinrich vermählte er sogar mit der normannischen Prinzessin Konstantia, der Erbin von Neapel und Sicilien. Erst diese Verbindung schien ihm die Größe des hohenstaufischen Hauses fest zu begründen und doch ward sie die Ursache seines Unterganges.

9.

Unter so vielen Stürmen, die das Leben des Kaisers fortwährend bewegt hatten, war er bereits zum Greise geworden. Jetzt, am Abend seines Lebens, widmete er sein Schwert der Sache Gottes. Saladin, der Sultan von Aegypten, ein junger kühner Held, breitete damals seine Eroberungen unaufhaltsam nach allen Seiten aus. Er eroberte Syrien, drang siegreich in Palästina vor, belagerte Jerusalem und eroberte es nach kurzem Widerstande im Jahre 1187, nachdem es 88 Jahre in den Händen der Christen gewesen war. Er ließ das goldene Kreuz von der Kirche des heiligen Grabes hinabstürzen und als Siegeszeichen an den Kalifen von Bagdad schicken. Uebrigens aber bewiesen die Muhamedaner bei dieser Eroberung weit mehr Menschlichkeit, als früher die Christen.

Die Nachricht dieses Verlustes erregte die größte Bestürzung, die größte Trauer in der ganzen Christenheit. Der Papst starb vor Betrübniß. Sein Nachfolger forderte alle christlichen Fürsten und ihre Völker auf, die heilige Stadt zum zweiten Male den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Es entstand im Abendlande wieder eine allgemeine Bewegung, von der Meerenge von Messina bis an den großen und kleinen Belt.

Mit dem Frühlinge des Jahres 1189 versammelten sich die Kreuzfahrer aus allen Gegenden Deutschlands bei Regensburg. Ihre Zahl belief sich auf 150,000. Der alte Barbarossa stellte sich an ihre Spitze. Die Regierung des Reichs überließ er seinem Sohne, dem nachmaligen

Kaiser Heinrich VI. Kaum hatte das Kreuzheer den Boden des griechischen Reichs betreten, als die heimtückischen Bewohner desselben nach alter Weise ihm auf alle Art zu schaden suchten. Isaak, der damalige griechische Kaiser, wollte dem deutschen Kaiser nicht einmal den Kaisertitel geben, sondern nannte ihn bloß den ersten Fürsten Deutschlands, sich selbst aber ließ er den Heiligen nennen. Ja, einer seiner Gesandten hatte die Verwegenheit, dem deutschen Kaiser zu sagen, Friedrich sei dem heiligen Kaiser Isaak Gehorsam schuldig und das um so mehr, da er jetzt mit allen seinen Pilgern wie in einem Netze gefangen sei! Friedrich gab ihm aber zur Antwort: „Durch die Wahl der Fürsten und des Papstes Bestätigung bin ich Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünden eingedenk, nicht einen Heiligen. Für jetzt hat uns Gottes Gnade die Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit gegeben, als wir sie zu unserem großen Zwecke bedürfen; und die Netze, mit denen ihr drohet, werden wie Spinngewebe zerreißen." Auf seinem ganzen Zuge durch das griechische Reich hatte der Kaiser mit Nachstellungen zu kämpfen. Nur mit Mühe erreichte er endlich Kleinasien. Dort kamen die Kreuzfahrer in wüste, wasserlose Gegenden; es trat ein solcher Mangel ein, daß man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Zudem umschwärmten leichte türkische Reiter das Heer Tag und Nacht. Nie hatten die Pilger Ruhe; sechs Wochen lang durften sie die Rüstung gar nicht ablegen. Ermattet stießen sie endlich auf ein türkisches Heer von 300,000 Mann. Allein Friedrich verzagte nicht. Mit wenigen aber kräftigen Worten sprach er den Seinigen Muth ein. Alle empfingen das heilige Abendmahl und stürzten dann, im Vertrauen auf Gott, für dessen Ehre sie fochten, mit solcher Gewalt in die Feinde, daß 10,000 von diesen erschlagen, die übrigen nach allen Seiten hin zerstreut wurden. Dieser Sieg erfrischte den Muth der erschöpften Pilger wieder. Unter vielen Mühseligkeiten und Gefahren setzten sie den Zug fort und kamen glücklich zur Stadt Seleucia am Flusse Kalykadnus oder Saleph. Hier aber war dem greisen Helden seine Grenze bestimmt. Weil die Brücke über jenen Strom nur schmal war und deshalb der Zug nur sehr langsam vorwärts ging, so beschloß der Kaiser, des Zögerns müde, hindurch zu schwimmen. Man warnte ihn, er möchte sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; aber furchtlos wie immer sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Da aber ergriffen die Wellen den allzukühnen Greis und rissen ihn fort. Er arbeitete sich zwar wieder empor und ein Ritter, der ihm eiligst nachgeschwommen war, ergriff ihn, aber Beide geriethen in einen Wirbel des Stromes, der sie auseinander riß. Ein Zweiter, der sich mit dem Pferde in's Wasser geworfen hatte, brachte den Kaiser zwar an's Land, aber als Leiche.

Ueber alle Beschreibung war die Trauer und Bestürzung des Heeres. Jeder glaubte, in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben. Mehrere kehrten sogleich zu Schiffe in ihre Heimath zurück. Das übrige Heer führte des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich, bis zur Stadt Akra und belagerte sie lange. Aber eine unter dem Kreuzheer ausgebrochene Seuche raffte den

hoffnungsvollen Jüngling dahin. Nach ihm übernahm Herzog Leopold von Oestreich die Führung des Heeres.

10.

In Deutschland wollte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Reiches, der gefürchtete und geachtete Kaiser Rothbart, wirklich gestorben sei. Die Volkssage hat ihn nach Thüringen, in die Burg Kyffhausen, versetzt. Dort sitze er im unterirdischen Saale nachdenkend und sinnend am marmornen Tische. Zu Zeiten gelingt es einem Sterblichen, in jenes Gemach zu dringen. Dann wacht der Kaiser aus seinem Schlummer auf, schüttelt den rothen Bart und begehrt Kunde, ob noch krächzende Raben den Kyffhäuserberg umkreisen. So lange die schwarzen Vögel noch um die Felsenkrone flattern und ein Adler sie nicht hinweggetrieben hat, so lange — meldet die Sage — verharrt auch der Alte noch in seiner verzauberten Burg. Vernimmt er, daß sie noch kreischen, so blickt er düster vor sich hin, seufzt tief und spricht: „Schlafe wieder ein, müde Seele! Noch muß ich hundert Jahre harren, bevor ich wieder unter meinem Volke erscheine.“ Zuletzt soll den schlummernden Kaiser ein Hirt gesehen haben, der seine Ziegen durch die goldene Aue trieb und sich am Kyffhäuserberg verirrte. Der Bart des Kaisers war beinahe um den Marmortisch geschlungen. Wenn er denselben ganz bedeckt, dann erwacht Friedrich Barbarossa und die Raben sind verscheucht.

---

3. Friedrich II. (1250 n. Chr.).

1.

Heinrich VI., der Sohn Friedrich's Barbarossa, hatte sich durch Habsucht und Grausamkeit verhaßt gemacht und als er gestorben war, wollten weder Deutsche noch Sicilianer seinen Sohn Friedrich, der noch ein unmündiges Kind war, anerkennen, doch seiner klugen Mutter Konstantia gelang es mit Hülfe des Papstes, daß er zum König von Sicilien und Neapel gekrönt wurde. In Deutschland aber loderte der Streit zwischen Welfen und Hohenstaufen mit erneuter Heftigkeit auf. Die eine Partei wählte Otto, einen Sohn Heinrich's des Löwen, die andere den Herzog Philipp von Schwaben, einen Sohn des Barbarossa und Oheim des zweiten Friedrich. Mit furchtbarer Wuth kämpften die beiden Gegenkönige zehn Jahre lang um den Besitz der Krone. Die verderbliche Zwietracht zwischen Welfen und Hohenstaufen drang bis in das Innere der Häuser und Familien. Raub, Mord und Grausamkeit aller Art wütheten so schauderhaft, daß selbst Kirchen und Klöster nicht verschont blieben. Handel und Gewerbfleiß verfielen und da König Philipp die großen Schätze und Güter der Hohenstaufen zu Bestechungen verschwendete, so schwand auch alle Redlichkeit und die Fürsten und Herren verkauften ihre Treue scham-

los an den, der sie am besten bezahlte. Endlich wandte sich jeder der beiden Gegenkönige an den Papst und so räumten sie diesem aus freien Stücken das oberste Recht der Entscheidung in Sachen des deutschen Vaterlandes ein Papst Innocenz III. war ein sehr kluger Mann. Vorsichtig prüfte er, welcher von beiden Nebenbuhlern der Kirche gehorsamer und für Italien weniger gefährlich sei. Anfangs entschied er sich für den Welfen Otto IV., weil er nicht bloß die Macht, sondern auch den Geist der Hohenstaufen fürchtete, der immer der kirchlichen Herrschaft widerstrebte. Philipp wurde in den Bann gethan und im Jahre 1208 in einem Streite mit dem Pfalzgrafen von Wittelsbach von diesem ermordet. — Nun stand Otto IV. ohne Nebenbuhler da, aber da er nicht ein unterthäniger Diener des Papstes sein mochte, wurde er auch von Innocenz in den Bann gethan und der junge Friedrich zum deutschen Könige erwählt, weil dieser, unter dem Schutze der Kirche von einem päpstlichen Legaten erzogen, ein gehorsameres Werkzeug des Papstes zu werden versprach. Von seinem hochgebildeten Geiste, von seiner Liebe zu den Wissenschaften und zur Dichtkunst, war ihm schon ein guter Ruf nach Deutschland vorangegangen und die Freunde der Hohenstaufen waren hocherfreut, den Enkel des Barbarossa als Herrscher begrüßen zu können.

2.

Friedrich II. war damals ein Jüngling von 18 Jahren, anmuthig von Gestalt, durch sein blondes Haar gleich als Deutscher zu erkennen. Gleich als sei ein Zauber in seinem Wesen, so huldigten ihm die Herzen Aller, die ihn sahen. Schwere Gefahren hatten ihn schon in der Wiege umringt; wie durch Wunder beschützt, war er inmitten des Unglücks erwachsen. Aber eben diese Schule des Unglücks hatte seinen Willen gestählt, seinen Geist erleuchtet. Als ihm nun die Botschaft aus Deutschland kam, ermunterte ihn auch Innocenz, die deutsche Krone anzunehmen; mit kluger Vorsicht forderte er aber das Versprechen, daß er die Krone Unteritaliens nie mit der von Deutschland vereinigen wollte. Denn einen mächtigen Nachbar mochte der Kirchenfürst nicht leiden.

Der Gedanke an die deutsche Krone begeisterte Friedrich's Herz. Zwar fleheten ihn seine treuen Räthe an und seine Gattin, Konstantia von Aragonien, welche ihm der Papst bereits im 15ten Jahre gefreit und die ihm eben ein Söhnlein, mit Namen Heinrich, geboren hatte, beschwor ihn, er möchte doch in seinem Erbreich Unteritalien und Sicilien bleiben; doch jede Vorstellung und Bitte war vergeblich. Friedrich zog muthig und hoffnungsreich durch alle Gefahren, womit ihn seine Feinde, besonders die Städte der Lombardei, umstellten und stieg über die Alpen nach Deutschland hernieder. Wo er sich blicken ließ, im Thurgau und Schwabenland, begrüßten ihn Adel und Volk als rechten König. Von Ort zu Ort, je weiter er kam, wuchs sein Anhang und Kaiser Otto IV. wich nach Sachsen zurück. Am 25. Juli 1215 wurde Friedrich in Aachen feierlich als deut-

scher König gekrönt und nach der Krönung that er aus Dankbarkeit gegen den Papst das Gelübde, einen Kreuzzug zu unternehmen.

3.

Der junge Kaiser bekam vollauf zu thun, denn in Deutschland wie in Italien war große Unordnung und Verwirrung. Die Ritter brachen aus ihren festen Burgen und die freigelassenen Leibeigenen bildeten eine Art von Räuberbanden, so daß die armen Bauern mit Sorgen ihr Feld baueten. Friedrich ordnete den Landfrieden und bestellte einen Hofrichter, der alle Tage zu Gericht sitzen sollte über die Friedensstörer. Aber das Unglück war, daß er nicht lange in Deutschland verweilte, um seinen Gesetzen Nachdruck zu geben. Seine größte Sorge war auf die Erbländer gerichtet; hier gedachte er sich eine feste Macht zu gründen, um dereinst als Herr des vereinigten Deutschlands und Italiens den alten Glanz der Kaiserkrone wieder herzustellen. Nachdem er die übermüthigen Burgherren in Sicilien und Apulien gedemüthigt hatte, ließ er durch seinen vertrauten Freund, den gelehrten Kanzler Peter von Vineis, eine ganz neue Gesetzgebung aufstellen, welche in vielen Punkten dem römischen Kirchenrechte widersprach. Was er für Deutschland vernachlässigte, die Pflege und Hebung der Städte, das führte er in seinen Erbländern aus; er berief nicht bloß die geistlichen Fürsten und die Ritter und den Adel als Abgeordnete, sondern auch die Städte. Kunst und Wissenschaft blüheten herrlich auf; der Kaiser schrieb selbst ein Buch über die Vögel, die Naturgeschichte des Aristoteles ließ er übersetzen; in Neapel wurde eine Hochschule errichtet, prachtvolle Werke der Baukunst erhoben sich und der kaiserliche Hof erscholl vom Klange der Lieder, von Minnegesang und den Sprüchen der morgenländischen Weisen. Von einem ägyptischen Sultan hatte Friedrich ein Zelt geschenkt bekommen, an dem der Lauf der Gestirne durch eine kunstreiche Maschinerie vorgestellt wurde. Um Handel und Schifffahrt zu beleben, stiftete er nicht nur Märkte, sondern sicherte auch die Kaufleute gegen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen und verschaffte ihnen durch seine Bündnisse mit den muhamedanischen Fürsten in Syrien und Aegypten Gelegenheit zum Handel mit ostindischen Waaren.

4.

Während aber Friedrich so an der Blüthe seiner Erbländer arbeitete, zerfiel er mehr und mehr mit den Päpsten. Wiederholt war er von dem Papste Innocenz III. und von dessen Nachfolger Honorius III. an sein Versprechen, einen Kreuzzug zu unternehmen, erinnert worden; allein der Kaiser fühlte, wie nöthig seine Gegenwart daheim sei und schob den Zug nach Asien hinaus. Nach dem Tode des Honorius übernahm Gregor IX. die päpstliche Würde, ein Greis an Jahren, ein Mann an Thatkraft, ein Jüngling an Leidenschaft. Dieser drohete dem Kaiser sogleich mit dem Bannfluche, wenn er länger säumen würde. Da merkte Friedrich wohl,

daß er den zürnenden Kirchenfürsten nicht länger mit Versprechungen hinhalten durfte und schiffte sich wirklich zu Brindisi in Unteritalien ein. Aber schon nach wenigen Tagen kehrte er wieder zurück. Eine Seuche war auf der Flotte ausgebrochen und der Kaiser selbst davon ergriffen worden. Obgleich er dem Papste die Ursache dieser neuen Zögerung anzeigte, so war doch dessen Zorn nicht zu besänftigen. Gregor hielt die ganze Krankheit für erdichtet und sprach sogleich den Bann über Friedrich aus. Vergebens suchte sich dieser im Bewußtsein der Schuldlosigkeit zu vertheidigen; um aber der Christenheit zu zeigen, daß er es mit dem Kreuzzuge wirklich ehrlich gemeint habe, schiffte er sich gleich nach seiner Genesung ein. Jedoch versöhnte er hierdurch den Papst nicht; derselbe erließ sogar an die Geistlichkeit und an die Ritterorden in Palästina die strengsten Befehle, den Kaiser auf keine Weise zu unterstützen, weil ein mit dem Fluche der Kirche Beladener des Kampfes für die Sache Gottes unwürdig sei. Allein Friedrich war viel glücklicher, als man erwartete. Er hatte schon längst mit dem Sultan Kamel von Aegypten geheime Unterhandlungen gepflogen; nun lernte er diesen persönlich kennen. Da beide Herrscher, der Kaiser wie der Sultan, gleich große Männer waren an Bildung des Geistes, Ritterlichkeit und Edelmuth, so gewann Friedrich bald die Hochachtung und Liebe des Sultans und erreichte das, was ganzen christlichen Heeren nicht gelungen war. Im Triumph zog er (1229) in Jerusalem ein und weil der Patriarch dieser Stadt ihn als einen Gebannten nicht krönen wollte, setzte sich Friedrich die Krone selber auf's Haupt. Kraft des Friedensvertrages war auch den Muhamedanern gestattet, im Tempel Salomo's nach ihrem Glauben dem Einen ewigen Gott zu dienen, dessen Kinder ja alle Völker und Nationen sind und der jedes Gebet gnädig annimmt, wenn's nur recht von Herzen kommt. Diese schöne freisinnige Ansicht Friedrich's II. mußte jedoch dem Papste durchaus verwerflich erscheinen, weil die römisch-katholische Kirche von dem Grundsatze ausging, daß nur in ihr allein der wahre Glaube zu finden sei, durch welchen die Menschen selig werden können. Für die hohen Gedanken Friedrich's war das Zeitalter noch nicht reif und so kämpfte der Kaiser zugleich gegen den Papst und die Vorstellungen des Abendlandes. Kein Wunder, daß er in dem Kampfe unterliegen mußte!

Gregor IX. war nun eben so heftig darüber erzürnt, daß Friedrich II. trotz des Bannes den Kreuzzug unternommen hatte, wie früher darüber, daß er denselben hinausgeschoben. Während der Kaiser Jerusalem erwarb, hatte Gregor Kriegsvolk besoldet, welches in Unteritalien feindlich eindrang. Ferner hatte er, ganz so wie die früheren Päpste, sich mit den welfisch gesinnten Städten der Lombardei verbunden; endlich sogar hatte er auch die deutschen Fürsten zum Abfall vom Kaiser aufzureizen gesucht, was ihm jedoch nicht gelungen war. Als Friedrich aus dem Morgenlande nach Italien zurückkehrte, liefen die päpstlichen Schlüsselsoldaten (sie trugen Peters Abzeichen, den Schlüssel, auf den Kleidern) so eilig sie konnten davon und die Feinde des Kaisers in der Lombardei zögerten erschrocken,

dem Papste beizustehen. Da blieb diesem nichts Anderes übrig, als mit dem Kaiser Frieden zu schließen und ihn vom Banne zu erlösen.

5.

Indem Friedrich das Kaiserthum in seiner vollen Macht herzustellen sich bemühete, wankte ihm doch der Boden überall unter den Füßen. Seinen schlecht erzogenen Sohn Heinrich hatte er nach Deutschland als seinen Stellvertreter gesandt und ließ ihm dann von Italien aus die Befehle zukommen. Aber der Sohn hörte lieber auf die Worte der Schmeichler, die ihm also zusprachen: „Herr, was gehorcht Ihr doch immerdar Eurem Vater, welcher fern ist und sich um Deutschland nicht kümmert? Wißt Ihr denn nicht mehr, daß er selber hoch und theuer geschworen hat, Deutschland und Italien nie zu vereinigen?" Da schwoll Heinrich's Herz von unbändigem Ehrgeiz; er beschloß, von seinem Vater abzufallen und die Fürsten für sich zu gewinnen. Er nannte sie „Landesherren" und beschränkte die Freiheit der Städte. Friedrich, der über die freien lombardischen Städte aufgebracht war, fürchtete, daß die deutschen Städte auch ihre Freiheit gegen den Kaiser mißbrauchen möchten, und bestätigte Heinrich's Beschlüsse. Dennoch blieben ihm, als der Sohn wirklich von ihm abfiel, die deutschen Städte treu und später mochte er wohl anerkennen, daß er besser gethan hätte, die Städte gegen die Fürsten zu unterstützen.

Als Kaiser Friedrich den Verrath seines Sohnes und dessen Bündniß mit den Lombarden erfuhr, begab er sich schnell nach Deutschland, zwar ohne Heer, aber im Vertrauen auf die deutsche Treue, und darin täuschte er sich nicht. Siebenzig geistliche und weltliche Fürsten erklärten auf dem Reichstage zu Regensburg Heinrich für schuldig. Dieser mußte sich der Gnade seines Vaters ergeben und erhielt, durch Vermittelung des trefflichen Hochmeisters des deutschen Ritterorden, Hermann von Salza, Verzeihung. Als er aber in thörichtem Stolz bald wieder auf Verrath sann, ließ ihn der Vater greifen und gefangen nach Apulien führen; dort starb er zu Friedrich's großem Herzeleid in einem festen Schloß.

In demselben Jahre (1235), in welchem Heinrich's Verrätherei erstickt ward, feierte der Kaiser noch ein fröhliches Fest. Friedrich war Wittwer und warb um die schöne Isabella, Tochter des Johann ohne Land, des Bruders von Richard Löwenherz. Als die Kaiserbraut nach Deutschland kam, wurde sie überall auf das Prachtvollste empfangen, besonders aber in Köln. Zehntausend Bürger, alle zu Pferde und köstlich geschmückt, holten sie feierlich ein. Auch fuhren ihr Schiffe auf trocknem Lande entgegen. Es waren Wagen, wie Schiffe gebaut, mit Flaggen und Wimpeln. Die Pferde waren unter Purpurdecken verborgen. In den Schiffen saßen Geistliche und ließen zu Orgel- und Flötentönen heilige Lieder erklingen. Als die Braut durch die festlich geschmückten Straßen fuhr und an allen Fenstern, auf allen Balkons die fröhliche Menge sah, nahm sie Hut und Schleier ab und grüßte freundlich. Da priesen Alle

unter lautem Jubel ihre ausnehmende Schönheit und Herablassung. Vier Könige, elf Herzöge und dreißig Grafen wohnten der Vermählungsfeier bei.

6.

Neue Unruhen riefen den Kaiser nach Italien zurück. Hier hatten sich während seiner Abwesenheit die lombardischen Städte, Mailand an der Spitze, von Neuem empört. Friedrich eroberte mehrere der verbündeten Städte und schlug (1237) bei Cortenuova die Mailänder so entscheidend, daß sie selbst ihren Fahnenwagen verloren. Der Bürgermeister von Mailand ward gefangen und Friedrich ließ ihn auf den Fahnenwagen setzen und beide Siegeszeichen durch seinen Elephanten über Kremona nach Rom bringen. Umsonst boten die Mailänder an, ihn als Herrn anzuerkennen, ihr Gold und Silber auszuliefern und 10,000 Mann zum Kreuzzuge zu stellen. Aber Friedrich verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade und so beschlossen die Mailänder, lieber mit dem Schwerte in der Hand sterben zu wollen. Sie griffen abermals zu den Waffen; bald trat auch der Papst auf ihre Seite und erneuerte den Bann gegen Friedrich. So wiederholte sich der unselige Streit, der Italiens Boden mit dem Blute von Tausenden tränkte. Zu diesem Wirrsal kam noch ein großes Ungewitter, das von Osten her gegen das deutsche Reich heranzog.

Unter dem wilden Volke der Mongolen, welche im nördlichen Asien den Gebirgsrücken des Altai und die Wüsten Sibiriens bewohnten, war im Jahre 1206 ein großer Eroberer aufgetreten, mit Namen Dschingis-Khan, d. i. der große Fürst. Er unterwarf sich alle ihm benachbarten Khans und eroberte an ihrer Spitze einen großen Theil Asiens. Niedergebrannte Städte und Dörfer bezeichneten den Weg dieser Barbaren. Nach dem Tode des furchtbaren Helden setzten dessen Söhne die Eroberungen fort. Unter schrecklichen Verwüstungen zogen sie durch Rußland und Polen bis an die Oder und kamen in die Gegend von Liegnitz in Schlesien. Hier, unweit Wahlstatt, stellte sich ihnen im Jahre 1241 Herzog Heinrich von Schlesien mit vielen deutschen Rittern entgegen. Blutig war die Schlacht; die Deutschen, an Zahl zu klein, wurden besiegt, Herzog Heinrich selber fiel. Doch zogen die Mongolen nicht weiter; sie hatten die Tapferkeit der Deutschen kennen gelernt, auch schreckte sie die Menge der festen Burgen. Nachdem sie mit den abgeschnittenen Ohren der Erschlagenen mehrere Säcke zum Zeichen ihres Sieges angefüllt hatten, kehrten sie über Ungarn nach Asien zurück.

7.

Gregor IX., der furchtbare Gegner des Kaisers, war gestorben und ein anderer Papst, ein nicht minder zu fürchtender Feind Friedrich's, folgte ihm. Innocenz IV. war sein Name. Als Kardinal war derselbe noch Friedrich's Freund gewesen, als Papst aber änderte er seine Gesinnung. Als der Kaiser die Wahl desselben erfuhr, sprach er ahnungsvoll: „Ich

fürchte, daß ich in dem Kardinal einen Freund verloren und in dem Papste einen Feind bekommen habe, denn kein Papst kann Ghibelline sein!" Und so war's auch. Von dem Augenblicke an, da Innocenz den päpstlichen Stuhl bestieg, trachtete er nach der Vernichtung des Kaisers. Um sich aus der gefährlichen Nachbarschaft desselben zu entfernen und freier handeln zu können, entfloh er heimlich aus Italien nach Lyon. Dort berief er eine allgemeine Kirchenversammlung und zugleich erneuerte er den Bann gegen den Kaiser. Gleich nach dem Johannisfeste 1245 begann das Concil. Viele der angesehensten Prälaten aus Frankreich, Spanien, England, noch mehrere aus Oberitalien hatten sich eingefunden, aber aus Deutschland nur wenige. In dieser Versammlung beschuldigte nun der Papst den Kaiser aller nur möglichen Verbrechen und Laster. Muthig vertheidigte Friedrich's treuer Kanzler, Thaddäus von Suessa, die Unschuld und die Rechte seines Herrn. Vergebens! Innocenz IV. beherrschte die Prälaten mit eisernem Willen, verfluchte den Kaiser und Jeden, der ihm anhängen würde, zur Hölle, entband dessen Völker feierlich von allen Eiden der Treue und gebot den deutschen Fürsten, einen andern König zu wählen. Nach diesem ungerechten Spruch stimmte er, mit eiserner Stirn, den Gesang an: „Herr Gott, dich loben wir!" und stieß dann sammt allen Prälaten die brennende Fackel zu Boden mit den Worten: „So wie diese Fackel, soll des Kaisers Macht erloschen sein!"

Als dem Kaiser diese Nachricht überbracht wurde, rief er von Zorn erglühend: „Mich hat der Papst und seine Versammlung abgesetzt, mich der Krone beraubt? Bringet mir her meine Krone, daß ich sehe, ob sie wirklich verloren ist!" Und als man sie ihm brachte, setzte er sie auf's Haupt und rief mit drohender Stimme: „Noch habe ich meine Krone, und ehe ich sie verliere, müssen Ströme von Blut fließen!" Diese Worte gingen in Erfüllung. Auf Antrieb des Papstes wählten mehrere deutsche Fürsten den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, zum König. Ungern übernahm dieser die glänzende Bürde und starb schon im folgenden Jahre vor Gram. Nun ward von Friedrich's Feinden der Graf Wilhelm von Holland auf den Thron erhoben. Während der Kaiser mit den Lombarden kämpfte, schlug sich sein Sohn Konrad, der nach dem Tode Heinrich's die königliche Würde erhielt, mit der Partei des Gegenkönigs in Deutschland herum.

So stand Friedrich inmitten aller Anfechtungen noch immer muthig da; aber tiefer Gram nagte an dem innersten seiner Seele. Sein liebster Sohn Enzius wurde von den Bolognesern gefangen, seine treuesten Freunde verließen ihn, unter diesen selbst sein vertrautester Minister, Peter von Vineis. Dieser, den Friedrich aus dem Staube erhoben hatte, faßte den Anschlag, ihn zu vergiften. Der kirchliche Fluch lag schwer auf seinem Herzen und der Papst verfolgte ihn mit dem wüthendsten Hasse, schickte sogar nach Deutschland Legaten, welche einen Kreuzzug gegen den Kaiser predigen sollten. Da rief im Jahre 1250 der Tod den lebensmüden Kaiser von seiner irdischen Laufbahn ab. Friedrich starb zu Firenzuola

in Apulien, im 56sten Jahre seines Lebens, in den Armen seines jüngsten Sohnes Manfred, nachdem ihn der wackere Erzbischof von Palermo zuvor vom Banne losgesprochen und ihm das Abendmahl gespendet hatte.

---

4. Konradin (1268).

1.

Innocenz triumphirte, aber er wollte nicht ruhen, bis auch der letzte Zweig des Hohenstaufengeschlechts von der Erde vertilgt sei. Abermals forderte er das deutsche Volk auf zum Abfall von Konrad IV., dem Sohne Friedrich's, und abermals ließ er durch Bettelmönche einen Kreuzzug gegen Konrad predigen. So zertrümmerte er frevelhaft alle feste bürgerliche Ordnung, vergiftete die Sitten und brachte unsägliche Noth und Verwirrung über das deutsche Land. In Regensburg wollten sogar der Bischof und der Abt zu St. Emmeran den König Konrad in seinem Bette ermorden lassen. Nicht einmal sein Erbreich, das Königreich beider Sicilien, wollte der Papst ihm lassen; er erklärte es als ein erledigtes Lehen des päpstlichen Stuhles und wollte es an einen andern Fürsten als Vasallen des Papstes verschenken. Um wenigstens dieses Reich zu retten, war Konrad IV. im Oktober des Jahres 1251 nach Italien aufgebrochen und hatte dort glücklich gekämpft. Aber ein plötzlicher Tod raffte ihn dahin, im 26sten Jahre seines Lebens.

Das kaiserliche Ansehen war bereits so tief gesunken, daß kein deutscher Fürst die Krone verlangte. Jeder wollte lieber im ungestörten Genusse seiner Erbländer bleiben und sich auf Kosten des Reiches mit noch andern Ländern bereichern. Die neue Wahl schien eine willkommene Erwerbsquelle und jeder Kurfürst war entschlossen, seine Wahlstimme um den höchsten Preis zu verkaufen. Aber Keiner trauete dem Andern. Da verfielen endlich die deutschen Fürsten auf den unwürdigen Gedanken, die deutsche Krone einem Ausländer anzubieten. Und selbst darin waren sie noch uneins. Eine Partei wählte Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs von England, die andere einen spanischen Fürsten, Alphons von Kastilien. Beide hatten den Kurfürsten viel Geld geboten. Richard soll sogar mit 32 achtspännigen Geldwagen herüber gekommen sein. Er wurde zu Aachen feierlich gekrönt; doch sein Ansehen dauerte nur so lange als sein Geld. Bloß dreimal besuchte er Deutschland und stets nur auf kurze Zeit; Alphons hingegen ist nie nach Deutschland gekommen. Willkür und rohe Gewalt griffen nun auf schreckliche Weise um sich und dieß Zwischenreich (Interregnum) — da Deutschland keinen Regenten hatte — dauerte vom Jahre 1246 bis 1273.

2.

Unterdessen wurde das Söhnchen Konrad's IV., Konradin genannt, am Hofe des Herzogs Otto von Baiern erzogen, während sein Oheim Manfred die vormundschaftliche Regierung in den italienischen Staaten führte. Innocenz IV. war zwar gestorben, aber seine Nachfolger wütheten fort gegen das Haus Hohenstaufen; sie mochten weder den Manfred, noch Konradin. Clemens IV. übergab die Krone Unteritaliens einem französischen Prinzen, Karl von Anjou. Dieser kam mit einem wohlgerüsteten Heere nach Italien, um den König Manfred zu vertreiben. Gleich in der ersten Schlacht verlor Manfred Krone und Leben, der Sieger nahm Besitz von Sicilien und Neapel und herrschte mit eisernem Scepter. Es entstand bald ein allgemeines Mißvergnügen über die Herrschaft der Franzosen und Alle sahen sich nach einem Retter um. Die Ghibellinen Italiens richteten auf den zum Jüngling herangewachsenen Konradin ihre Hoffnung und munterten ihn auf, nach Italien zu kommen, um die verhaßten Franzosen zu vertreiben. Umsonst warnte und beschwor ihn seine treue Mutter Elisabeth in Thränen: „O verlaß dein deutsches Vaterland nicht! Dieß Italien, so reich von Gott gesegnet, hat deinen Vätern doch nur Unheil und Verderben gebracht!" Begeistert von dem Ruhme seiner Ahnen und das Herz mit Hoffnungen erfüllt, riß sich Konradin los von der Mutter Brust. Von seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Oestreich, und von vielen deutschen Rittern begleitet, trat er den verhängnißvollen Zug an. Jubelnd empfingen ihn in Italien alle Ghibellinen, und voll freudigen Muthes ritt er für sein gutes Recht nach Italien in den Kampf.

Bei Tagliakozzo trat ihm Karl von Anjou entgegen und hier kam es im August des Jahres 1268 zur Schlacht. Die Franzosen wurden überwunden und zurückgetrieben, allein die Deutschen wußten ihren Sieg nicht zu benutzen. Alle überließen sich einer grenzenlosen Freude, sie plünderten das Gepäck und zerstreueten sich der Beute wegen. Viele auch legten die Panzer und Waffen ab, um von den Anstrengungen des heißen Sommertages auszuruhen. Da überfiel sie plötzlich ein französischer Hinterhalt und verbreitete allgemeine Bestürzung und Verwirrung im deutschen Lager. Wer fliehen konnte, floh; nur Wenige leisteten kurzen Widerstand. So war das Glück des Tages wieder vereitelt. Konradin eilte mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie lange ritterlich gekämpft hatten, nach der Meeresküste, um zu Schiffe nach Sicilien zu entkommen. Sie wurden aber erkannt und an Karl von Anjou ausgeliefert. Dieser beschloß jetzt, blutige Rache an ihnen zu nehmen. Um aber den Schein der Ungerechtigkeit zu meiden, setzte er ein Gericht nieder, welches über die Gefangenen das Todesurtheil sprechen sollte. Aber unerschrocken sprach einer der versammelten Richter: „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes vaterländisches Reich durch einen Krieg wieder zu gewinnen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches

Recht." Alle übrigen stimmten ihm bei bis auf einen Nichtswürdigen, und dieß genügte dem Tyrannen, das Todesurtheil zu sprechen.

3.

Der sechszehnjährige Konradin saß gerade mit seinem Freunde beim Schachbrete, als Beiden das Todesurtheil angekündigt wurde. Sie verloren jedoch die Fassung nicht. Die wenigen ihnen gelassenen Augenblicke gebrauchten sie, ihr Testament zu machen und sich durch Empfang der heiligen Sakramente zum Tode vorzubereiten. Am 29. Oktober 1286 wurden die Unglücklichen zum Richtplatze nahe vor dem Thore geführt, wo auf einem erhabenen Blutgerüste der Scharfrichter schon mit aufgestreiften Aermeln ihrer wartete. Jetzt trat jener ungerechte Richter auf und las der versammelten Menge das Urtheil vor. Da sprang Graf Robert von Flandern, Karl's eigener Schwiegersohn, vom plötzlichen Zorne überwältigt, hervor und rief: „Wie darfst du frecher ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen!" Zugleich hieb er ihn mit dem Schwerte, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König, welcher aus dem Fenster einer gegenüber gelegenen Burg der Hinrichtung zusah, verbiß seinen Zorn hierüber, denn er fürchtete das Volk, welches den jungen Prinzen liebte.

Von dem Blutgerüste herab sprach Konradin noch rührende Worte zum Volke. Dann nahm er Abschied von seinem Jugendfreunde, legte sein Oberkleid ab, hob Arme und Augen gen Himmel und sprach: „Jesus Christus, Herrscher der Welt! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Dann kniete er nieder und rief: „O Mutter, Mutter! Welches Herzeleid bereite ich dir!" Und darauf empfing er den Todesstreich. Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er, von dem heftigsten Schmerze ergriffen, laut auf, so daß alle Umstehenden zu Thränen gerührt wurden. Dann traf auch ihn des Henkers Beil.

So kläglich endete das edle Geschlecht der Hohenstaufen, welches so herrlich begonnen hatte. Wie großen Nutzen hätte dasselbe stiften können, wenn es, statt nach fremden Kronen zu streben, sich mit allem Eifer einzig der Regierung des deutschen Vaterlandes gewidmet hätte!

Rudolph und Albrecht.

1. Rudolph von Habsburg (1273 n. Chr.).

1. Der fromme Graf*).

Graf Rudolph von Habsburg ritt einmal mit seinen Dienern auf's Waidwerk zum Beitzen und Jagen, und wie er in eine Aue kam, er allein

*) Nach der Chronik von Aegidius Tschudi.

mit seinem Pferde, so hörte er eine Schelle klingen. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, zu erfahren, was da wäre. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug; da stieg Graf Rudolph von seinem Pferde, kniete nieder und bewies dem heiligen Sakramente seine Verehrung. Nun war es an einem Wässerlein und der Priester stellte das heilige Sakrament neben sich, fing an seine Schuhe auszuziehen und wollte durch den Bach, der sehr angeschwollen, hindurchwaten, denn der Steg war durch Anwachsen des Wassers hinweggerissen. Der Graf fragte den Priester, wo er hinauswolle. Der Priester antwortete: „Ich trage das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt und da ich an das Wasser gekommen, ist der Steg hinweggerissen, muß also hindurchwaten, damit der Kranke nicht verkürzt werde.“

Da hieß Graf Rudolph den Priester mit dem hochwürdigen Sakramente auf sein Pferd sich setzen und damit bis zum Kranken reiten, damit er nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer zum Grafen, auf dessen Pferd setzte er sich und ritt der Waidlust nach.

Da nun der Priester wieder heim kam, brachte er selber dem Grafen Rudolph das Pferd wieder mit großer Danksagung für die Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolph: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder meiner Diener einer mit Wissen ein Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünket Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so bestimmt es zum Gottesdienst, denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib, Seele, Ehre und Gut zu Lehen habe.“ Der Priester sprach: „Herr, so wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in Zeit und dort in Ewigkeit Euch schenken.“

Am folgenden Morgen ritt Rudolph in ein Kloster. Dort sagte ihm die Klosterfrau: „Darum wird Gott der Allmächtige Euch und Eure Nachkommen hinwiederum begaben und sollet für wahr wissen, daß Ihr und Eure Nachkommen zu höchster zeitlicher Ehre gelangen werdet!“

Der Priester wird Kaplan des Erzbischofs von Mainz und hat ihm und anderen Herren von solcher Tugend, auch von der Mannheit des Grafen Rudolph so rühmend gesprochen, daß sein Name im ganzen Reich bekannt und berühmt ward, so daß er nachmals zum römischen König erwählt wurde.

2. Rudolph wird zum König erwählt.

Während Rudolph Basel belagerte (1273), empfing er die Nachricht von seiner Erhebung auf den deutschen Thron. Er selbst war durch das Unerwartete überrascht und noch mehr seine Feinde. Unwirsch schlug sich der Bischof von Basel vor die Stirn und rief: „Sitze nur fest, Herr Gott, oder Rudolph wird deinen Platz einnehmen.“ Die baseler Bürgerschaft aber machte sogleich mit ihm Frieden, öffnete ihm die Thore und leistete ihm den Eid der Treue. Er ging darauf nach Mainz, wo er die Reichsinsignien in Empfang nahm bis auf das Reichsscepter, das in den

Zeiten der Verwirrung abhanden gekommen war; dann zog er nach Aachen, wo er von dem Erzbischof von Köln feierlichst gekrönt wurde (3. Nov. 1273). Gleich darauf forderte er die deutschen Fürsten auf, ihm wegen der Lande, die sie vom Reiche zu Lehen trugen, zu huldigen. Viele der anwesenden Fürsten suchten sich dieser Aufforderung zu entziehen, weil, wie sie sagten, das Reichsscepter fehlte, auf welches diese Huldigung gewöhnlich geleistet wurde. Aber mit der Geistesgegenwart, die überall eingreifend wirkt, ergriff Rudolph ein nahes Kruzifix, hob es in die Höhe und sprach: „Dieses Zeichen, das die Erlösung bedeutet, mag wohl das Scepter ersetzen und es soll mir zum Scepter dienen gegen Alle, die mir und dem Reiche treulos sind!" Darauf reichte er das Kruzifix den Fürsten hin. Sie küßten es und leisteten darauf die verlangte Huldigung.

3. Wie Rudolph Ordnung schafft.

Die kaiserlose Zeit war eine schreckliche Zeit gewesen für das arme Deutschland; kein Recht und keine Sitte hatte mehr gegolten, nur das Faustrecht hatte geblühet. Rudolph zog nun selbst gegen die Raubritter aus und schleifte ihre Burgen. In Thüringen allein schleifte er sechzig solcher Raubnester. Die adeligen Räuber ließ er insgesammt hängen. Den Zollaufsehern schrieb er: „Ich höre, daß ihr Reisende zu ungebührlichen Abgaben zwingt und unerträgliche Lasten ihnen auflegt; aber ich sage euch, haltet eure Hände rein von ungerechtem Gut und nehmet nur, was euch zukommt, denn ihr sollt wissen, daß ich mit aller meiner Macht mich bestreben werde, Gerechtigkeit zu üben und Ordnung und Ruhe zu erhalten." Den trotzigen Herzog von Niederbaiern und die Grafen in Schwaben und Burgund zwang er mit den Waffen in der Hand zur Unterwerfung. Aber vor Allem richtete er seine Macht gegen den mächtigen, stolzen und kampflustigen Ottokar, König von Böhmen und Mähren und Herrn von Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Dieser war ergrimmt, daß er nicht zum deutschen König erwählt worden war, und wollte dem neuen Kaiser nicht huldigen. Dreimal forderte ihn Rudolph auf, vor ihm zu erscheinen und den Lehnseid abzulegen; aber Ottokar kam nicht. Da griff Rudolph zum Schwerte und zog mit Heeresmacht gegen den Widerspenstigen aus. Auf dem Marchfelde, einige Meilen von Wien, kam es im Jahre 1278 zur entscheidenden Schlacht. Auf beiden Seiten wurde mit gleicher Erbitterung und gleicher Tapferkeit gefochten. Selbst des Kaisers Leben kam in Gefahr. Ein polnischer Ritter sprengte in wildem Ungestüm mitten durch die feindlichen Schaaren gerade auf Rudolph zu und hatte schon dessen Pferd niedergestoßen, als noch zum Glück habsburgische Reiter herbeieilten und ihren Herrn aus der nahen Gefahr erretteten. Ottokar selbst focht an der Spitze der Seinigen mit einer Tapferkeit, die ein besseres Schicksal verdient hätte. Allein das Glück verließ ihn, seine Schaaren wichen überall zurück, er selbst ward im Gedränge niedergestoßen. Zwei steiermärkische Ritter, die er einst hart behandelt hatte, versetzten ihm den Todesstreich. Sein Leichnam ward nachher in der

Prager Schloßkapelle beigesetzt. Auf der Wahlstatt fand man auch noch jenen polnischen Ritter schwer verwundet, und wollte ihn seinen Frevel mit dem Tode büßen lassen, aber Rudolph sprach: „Das wolle Gott verhüten! Einen so herzhaften Ritter tödten, hieße dem ganzen Reiche einen unersetzlichen Schaden zufügen!“ und ließ ihn auf das Sorgfältigste pflegen. Ebenso großmüthig zeigte er sich auch gegen Ottokar's unmündigen Sohn, dem er das Königreich Böhmen ließ. Die östreichischen Länder aber gab er mit Bewilligung der Kurfürsten seinem Sohne Albrecht, und wurde so der Stammvater des östreichischen Hauses. Bei so großer Macht verschmähete Rudolph den Prunk der römischen Kaiserkrone; er ging nicht nach Italien, wie seine Vorfahren, welche die Kraft deutscher Jugend der römischen Hinterlist opferten; er unternahm auch keinen Kreuzzug, wie Papst Gregor X. wünschte. Wohl aber brachte er mit starker Hand die königliche Macht in Ehren und die Gesetze wieder in Achtung. Darum sagte auch ein gleichzeitiger Schriftsteller, Volkmar: „Ruhe und Friede folgte auf Krieg und Zerrüttung. Der Landmann nimmt den Pflug wieder zur Hand, der lange Zeit ungebraucht im Winkel lag; der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreiset jetzt das Land mit großer Sicherheit und die Räuber und Bösewichter, die zuvor öffentlich und ohne Scheu herumschwärmten, suchen sich in wüste Gegenden zu verbergen.“

4. Rudolph's Sinnesart.

Rudolph verachtete allen eitlen Schimmer, alle Ueppigkeit und Weichlichkeit. Befand er sich mit seinen Kriegern auf dem Marsche, so schämte er sich nicht, seinen zerrissenen grauen Rock selbst auszubessern, und fehlte es an Lebensmitteln, so war er der Erste, welcher eine Rübe aus den Aeckern zog, um seinen Hunger damit zu stillen. Nie vergaß er auf dem Throne, daß er Mensch sei. Jedermann hatte Zutritt zu dem menschenfreundlichen Herrscher. Einst, da die Wache einen gemeinen Mann, der ihn zu sprechen wünschte, nicht hinein lassen wollte, rief er ihr zu: „Ei, laß ihn doch herein! Bin ich denn zum Kaiser erwählt, daß man mich einschließe?“

Rudolph behielt bis in sein hohes Alter einen sehr lebhaften Geist, war ein Freund muntern Scherzes und machte bisweilen selbst ganz erfreuliche Späßchen Einmal wurde er von einem Bettler mit den Worten angeredet: „Bruder Rudolph! Beschenke doch einen armen Mann mit einer kleinen Gabe!“ — „Seit wann sind wir denn Brüder?“ fragte ihn der Kaiser, dem diese Anrede von einem Bettler etwas Neues war. „Ei“ — antwortete der Arme — „sind wir denn nicht Alle Brüder von Adam her?“ — „Du hast Recht,“ sprach Rudolph, „ich dachte nur nicht gleich daran.“ Mit diesen Worten langte er in die Tasche und drückte ihm einen Pfennig in die Hand. „Aber ein Pfennig ist doch für einen großen Kaiser gar zu wenig,“ antwortete der Bettler. „Was — entgegnete Rudolph — zu wenig? Freund, wenn dir alle deine Brüder von Adam

her so viel schenkten, als ich, so würdest du bald der reichste Mann sein.“ Nach diesem brüderlichen Geschenke gab er ihm vermuthlich noch ein kaiserliches.

Da Rudolph meist sehr schlecht gekleidet ging, so wurde er oft verkannt und hatte manches, bisweilen ganz unangenehme Abenteuer. Er verzieh aber gern kleine Beleidigungen, die ihm unter solchen Umständen widerfuhren. Einst, da er sein Hoflager in der Nähe der Stadt Mainz hatte, kam er in seinem gewöhnlichen schlechten Anzuge in die Stadt. Es war ein kalter Morgen und ihm froren die Hände. Daher freuete er sich, daß eben glühende Kohlen aus einem Backofen geworfen wurden und trat hin, sich zu wärmen. Die Bäckerin aber, die eine böse Sieben war und ihn für einen gemeinen Kriegsknecht ansah, wollte das nicht leiden und machte gar keine Umstände mit ihm. „Marsch“ — sagte sie — „troll dich fort, du schäbiger Hund, zu deinem Bettelkönig, der mit seinen Pferden und Knechten das ganze Land aufzehrt, oder wenn du nicht gleich gehst, gieße ich dir den Kübel Wasser über den Kopf!“ Der Kaiser meinte, sie würde denn doch nicht so böse sein, lachte zu ihren Schimpfreden und blieb ruhig auf seinem Platze. Aber das keifende Weib führte ihre Drohung aus und goß dem vermeintlichen Kriegsknechte das ganze eiskalte Wasser über den Kopf. Rudolph eilte nun so schnell als möglich in das Lager zurück, um seine nassen Kleider zu wechseln und sich wieder zu erwärmen. Bei Tische erzählte er mit der ihm eigenen kurzweiligen Art sein Abenteuer und belachte es lange mit seinen Gästen. Dann nahm er eine Flasche Wein vom Tische und schickte sie sammt einer Schüssel voll der besten Speisen der unfreundlichen Frau, nach deren Namen er sich erkundigt hatte. „Geh,“ sagte er dem Boten, „bring ihr das mit meinem Gruße und der alte Laudsknecht, den sie diesen Morgen so freundlich getauft hätte, ließe sich für das frische Bad schön bedanken!“

Als die Bäckerin vernahm, wer der arme Kriegsknecht gewesen sei, wollte sie vor Schrecken in den Boden sinken. Sie lief eiligst in's Lager hinaus und warf sich dem Kaiser, der noch bei Tafel saß, zu Füßen. Rudolph aber hieß sie freundlich aufstehen und legte ihr keine andere Strafe auf, als daß sie vor allen anwesenden Herren ihre Schimpfreden wiederholen mußte. Kein Wort durfte sie vergessen und wo sie stockte, half ihr Rudolph nach, was einen höchst komischen Auftritt gab.

Bisweilen meinten des Kaisers Freunde, er sei allzugütig; doch Rudolph antwortete ihnen: „Es hat mich schon öfter gereut, daß ich zu strenge war: nie aber wird es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin!“

---

2. Albrecht I. und die freie Schweiz (1308 n. Chr.).

1.

Der Sohn und Nachfolger Rudolph's war Albrecht I. Dieser Fürst war thätig, entschlossen und tapfer, wie sein Vater; er hielt das kaiserliche

Ansehen aufrecht, befestigte den Landfrieden und zwang die Fürsten am Rhein, die Schifffahrt auf diesem Strome frei zu geben. Aber ihm fehlte seines Vaters Milde, Leutseligkeit und Freundlichkeit, und noch lange war das Wort im Munde des Volkes: „Der hat Rudolph's Biederkeit nicht!" Sein Vater hatte nicht bloß Länder, sondern auch Herzen zu gewinnen gewußt. Albrecht wollte nur Länder besitzen und beherrschen. Rudolph hatte große Besitzungen in der Schweiz, und die mitten im Lande gelegenen drei Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden wählten ihn zu ihrem Schirmherrn; Kaiser Albrecht I. aber wollte die Unterwerfung schonungslos vollenden. Da sie ihre alten Gerechtsame sich nicht nehmen lassen wollten, setzte er Landvogte über sie, welche sie sehr hart bedrückten. Der eine dieser Landvogte hieß Beringar von Landenberg, der hatte zu Sarnen in Unterwalden seinen Sitz; der andere hieß Hermann Geßler von Bruneck und hauste zu Küßnacht in Schwyz. Um das Schweizervolk zu schrecken, ließ Geßler in Uri eine Veste bauen, die den Namen „Zwing Uri" führen sollte, und als er einst durch Steinen im Lande Schwyz ritt und das schön gezimmerte Haus sah, das Werner Stauffacher, ein angesehener biederer Landmann, sich erbauet hatte, sagte er mit verachtendem Hohne: „Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?" Andrerseits ließ Landenberg einem bejahrten Bauer zu Unterwalden, Heinrich von Melchthal, um einer geringen Ursache willen ein Gespann schöner Ochsen wegnehmen. Als der Greis über dieß Verfahren jammerte, sagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, so können sie selbst den Pflug ziehen." Ueber diese Rede wurde der Sohn Arnold so aufgebracht, daß er mit seinem Stock den Knecht durchprügelte und ihm einen Finger zerbrach. Da mußte Arnold aus Furcht vor Landenberg's Zorn entfliehen; aber der Vogt ließ den alten Heinrich von Melchthal ergreifen und ihm beide Augen ausstechen.

2.

Arnold von Melchthal war zu Walther Fürst geflohen, der im Lande Uri zu Attinghausen wohnte und auch ein biederherziger Landmann war. Am andern Ende des Vierwaldstättersee's wohnte Werner Stauffacher, der kam über den See gerudert, um seinem Freunde Walther Fürst das Leid zu berichten, das ihm die stolzen Worte des Vogtes erregt. Schon längst waren Boten an den Kaiser abgesandt, ihm die Noth des Landes zu klagen; aber diese waren gar nicht vorgelassen worden. Da meinten die drei Männer, es sei besser zu sterben, als ein so schmähliches Joch geduldig zu tragen. Sie reichten sich die Hand, in Noth und Trübsal treulich aneinander zu halten und mit Gottes Hülfe den Bund zu erneuern, den das Schweizer Volk schon begehrt hatte, als Rudolph gestorben war. Jeder der drei Männer ging nun aus, seine Verwandten und Landsleute zu erforschen. Da fanden sie Alle bereit, für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes mannhaft zu streiten. Jeder hatte zehn seiner Vertrautesten zu gemeinsamem Rathe berufen. Diese kamen denn auch in einer Herbst-

nacht des Jahres 1307 in aller Stille auf dem Rütli, einer baumumkränzten Bergwiese am Vierwaldstädtersee, zusammen. Als nun die dreiunddreißig Männer versammelt waren, hoben sie ihre Augen auf zu den Sternen und dann reichten sie sich die Hände und schwuren zu Gott, mannhaftig ihre Freiheit zu behaupten, aber dabei dem Hause Habsburg nichts an Leuten und Gütern zu beschädigen. So schwuren die Eidgenossen, und ihren Schwur haben sie treulich gehalten.

3.

Inzwischen hatte Geßler in seinem Argwohn sich vorgenommen, die Herzen derer zu erforschen, welche seinem Regiment und dem Hause Oestreich am meisten abhold wären. Deßhalb ließ er im Lande Uri den Herzogshut von Oestreich auf einer hohen Stange aufrichten mit dem Gebot, Jeder, welcher des Weges käme, müsse sich vor dem Hute neigen und demselben Ehrfurcht beweisen. Da kam Wilhelm Tell, ein Mann aus Bürglen in Uri, der auf dem Rütli mitgeschworen hatte, und weit und breit als ein tapferer Schütz bekannt war. Der weigerte sich den Hut zu grüßen. Als der Vogt dieß vernahm, kam er voll Grimm herzu, ließ den Tell greifen und that in seinem Uebermuth also mit ihm: Er ließ des Tell's Kind an eine Linde stellen und einen Apfel auf des Knaben Haupt legen und dann gebot er dem Vater, weil er ein so guter Schütze sei, solle er zur Stelle den Apfel von dem Haupt des Kindes schießen. Mit Gottes Hülfe unterwand sich Tell der schweren That und traf glücklich den Apfel, ohne des Söhnleins Haupt zu verletzen. Der Vogt hatte aber genau auf Tell's Miene und Geberde geachtet, und wie Alle Gott priesen, daß er dem braven Mann geholfen, sprach er zu ihm: „Du bist ein wackrer Schütze! Doch sag' mir an: Ich sah, wie du einen andern Pfeil hinten in's Koller stecktest, wofür war der?" Da säumte der Tell mit der Antwort und wollte sich entschuldigen: „Das sei so Schützenbrauch!" Doch der Vogt in seinem Argwohn nahm dieß nicht an und sprach: „Tell, es ist ein anderer Grund, den sag' mir frei, du sollst deines Lebens sicher sein." Da erwiederte der Tell: „Wohlan, Herr, weil Ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich Euch gründlich die Wahrheit sagen. Wenn ich mein Kind getroffen, dann hätte ich Euch selbst mit dem andern Pfeil erschossen und Eurer nicht gefehlt." Wie der Vogt dieß vernahm, sprach er: „Deines Lebens hab' ich dich gesichert und will dieß halten. Weil ich aber deinen bösen Willen erkannt, so lass' ich dich binden und an einen Ort bringen, wo weder Sonne noch Mond scheint, auf daß ich vor dir sicher sei." Und er ließ ihn mit Ketten binden und führte ihn mit sich über den Vierwaldstädtersee; denn er wollte ihn nach Küßnacht bringen auf sein Schloß und dort in den Thurm werfen. Als sie aber auf dem See fuhren und jenseits des Rütli kamen, erhob sich der wilde Wind, welcher der Föhn heißt, und die Wellen schlugen so hoch auf, daß dem Landvogt ein Grausen ankam und ihm bange ward um sein Leben. In solcher Todesnoth ließ er dem Tell, welcher gebunden dalag, die Fesseln

lösen, auf daß der im Rudern erfahrene Mann ihn errettete. Nun führte Tell das Fahrzeug mit Macht gegen Wind und Wellen; wie sie aber an den Arenberg kamen und der Tell eine Felsplatte sah, drückte er das Schiff hart daran, ergriff rasch seinen Bogen und dann sprang er auf die Felsplatte, die noch heute die Platte des Tell heißt. Dem Schiffe aber gab er mit kräftigem Fuß einen Stoß, daß es wieder in den See fuhr. Ehe Geßler an's Ufer kam, war Tell schon über alle Berge und legte sich in den Engpaß bei Küßnacht, wo Geßler des Weges kommen sollte. Da kam der Vogt geritten, Böses sinnend; Tell spannte seine Armbrust und der Pfeil flog in das Herz des strengen Herrn, also daß er todt niederfiel. Das war den Schweizern kein Schmerz, aber die auf dem Rütli geschworen hatten, verhielten sich still bis zur Nacht am Ende des Jahres 1307.

4.

Und in der Nacht, als das neue Jahr begann, kam ein junger Gesell aus Stans, der auf dem Rütli mit geschworen hatte, vor die Feste Roßberg, darin eine Magd war, die ihn liebte. Diese ließ ihm ein Seil aus ihrem Fenster herab, woran er sich in ihr Kämmerlein hinaufzog. Das hatten sie so verabredet, aber der junge Gesell hatte noch zwanzig Eidgenossen mitgebracht, und während er mit der Macht kosete, zogen sich die, welche mit ihm gekommen waren, Einer nach dem Andern an dem Seil in's Schloß hinauf. Darin fingen sie den Amtmann und sein Gesinde, und schlossen das Thor zu, daß Niemand hinaus konnte, der es denen zu Sarnen angesagt hätte.

Zu Sarnen ging der Landenberger am Neujahrsmorgen in die Kirche, um die Messe zu hören. Siehe, da traf er am Thore zwanzig Männer aus Unterwalden, welche ihm nach der Gewohnheit Lämmer, Ziegen, Hasen und Geflügel zum Neujahrsgruß brachten. Er hieß frohen Muthes die Gaben in's Schloß tragen und die Leute seiner warten bis nach der Kirche. Wie er fort war, stieß einer der Verschorenen in's Horn und auf dieses Zeichen steckten die andern scharfe Speereisen, welche sie unter ihren Kleidern verborgen gehalten, auf ihre Stäbe und dreißig andere Eidgenossen eilten herbei, die bis dahin in einem nahen Erlenholze versteckt gewesen; diese Funfzig eroberten die Zwingburg und brachen sie bis auf den Grund. Als dieß der Landenberger in der Kirche vernahm, floh er zitternd gen Alpnach. Er ward gefangen, aber die freien Männer verschmähten es, sein Blut zu vergießen und ließen ihn bloß schwören, das Land für immer zu meiden.

Als so die Veste genommen war, gaben die Eidgenossen Allen im Lande Unterwalden durch Feuer, das sie auf den Alpen anzündeten, das Zeichen, daß die Freiheit gerettet sei. Nun brachen die im Lande Uri die Burg, die Geßler erbaut und „Zwing-Uri" genannt hatte, und in Schwyz zerstörte der Stauffacher mit den Eidgenossen die Herrenburg auf der Insel Schwanau im Lowerzer See. Da war lauter Jubel in den drei Waldstädten, und Alle dankten Gott inbrünstig, daß er ihnen gegen die Zwing-

herren beigestanden hatte. Der 1. Januar 1308 war der helle Neujahrsmorgen der Freiheit des Schweizervolkes.

5.

Als Kaiser Albrecht hörte, was die Schweizer gethan, entbrannte er vor Zorn und schwur diesen „elenden Hirten" bittere Rache. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Unter den Vielen, die von Albrecht's Herrschsucht und Ländergier beleidigt wurden, war auch sein eigener Neffe, Johann von Schwaben. Dieser hatte von seinem Vater, einem Bruder des Kaisers, die habsburgischen Herrschaften und Vogteien im Elsaß, in der Schweiz und in Schwaben geerbt, und als er zum Jüngling herangewachsen war, forderte er vom Oheim die Herausgabe der Erbgüter. Doch Albrecht vertröstete den Neffen von einer Zeit auf die andere. Im Frühjahr 1308 war der Kaiser selbst in die habsburgischen Erblande gekommen. Als er zu Baden Mittag hielt — es war gerade der erste Mai — brachten die Einwohner dem Könige Maienkränze. Da nahm Albrecht den schönsten, legte ihn lächelnd auf das Haupt seines Neffen und sprach: „Seht, solch eine Krone mögt Ihr wohl tragen; die andere ist für Euch noch zu schwer!" Dieser Hohn brachte ein schwarzes Vorhaben zur Reife, das schon längst in des Jünglings Brust gekeimt hatte. Vier andere Ritter bestärkten den jungen leidenschaftlichen Mann in seinem Vorsatze; ihre Namen waren Rudolph von der Wart, Walther von Eschenbach, Rudolph von Palm und Konrad von Tegernfeld, Johann's Erzieher.

Von Baden aus wollte Albrecht nach Rheinfelden reiten, wo seine Gemahlin ihn erwartete. Als er an die Reuß gekommen war, drängten sich die Verschworenen auf die schmale Fähre, um zuerst mit ihm hinüber zu kommen. Und als sie drüben waren, fiel Eschenbach dem König in die Zügel und Johann rannte ihm mit den Worten: „Das ist der Lohn deines Unrechts!" den Speer in den Hals, Palm aber durchbohrte ihn mit dem Schwerte. Nach einem lauten Schrei sank er ohnmächtig vom Pferde. Eine arme Frau war in der Nähe und eilte herzu; in ihrem Schooße gab Albrecht seinen Geist auf, nahe am Fuße seiner Stammveste, der alten Habsburg.

Die braven Schweizer wußten aber ihre Freiheit nicht bloß zu erobern, sie wußten sich auch gegen die Fürstenmacht und den Andrang des Adels zu behaupten. Leopold, Albrecht's jüngster Sohn, rückte im Jahre 1386 mit einer auserlesenen Schaar gegen die „elenden Bauern" an, die er leicht zu vernichten hoffte. Die geharnischten Ritter hatten sich in langen Reihen mit vorgehaltenen Lanzen aufgestellt; die Schweizer rannten in leichten Wämsern von den Bergen herab und hofften die eiserne Mauer zu durchbrechen, doch plötzlich wandten sich die Ritter, zogen sich in Gestalt eines Halbmondes um die Schweizer und die tapfersten Männer fielen zu den Füßen der Ritter. In dieser Noth warf Arnold von Winkelried Wehr und Waffe hinweg und rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, liebe Eidgenossen! Ich will eine Gasse machen."

Dann sprang er plötzlich aus den Reihen gerade auf den Feind, umschlang mit seinen Armen so viel Spieße, als er nur konnte, und begrub sie in seine Brust. Im Fallen drückte er die Spieße mit sich auf den Boden, so daß die Ritter, welche die Waffen nicht losließen, sich niederbücken mußten. Sogleich drangen die Schweizer über Winkelried's Leichnam hin und fielen über die Ritter her, deren viele in dem Schrecken und in der Eile sogar unverwundet in den schweren Harnischen umkamen, viele, von den Bauern umringt, erschlagen wurden. Auch Herzog Leopold von Oestreich, ein tapferer junger Herr in blühender Manneskraft, fiel unter den Streichen der Eidgenossen, welche drei Tage lang auf dem Schlachtfelde blieben und ihre Todten begruben oder von den Ihrigen abführen ließen. Von dieser Zeit an wurde die Tapferkeit der Schweizer gerühmt und gefürchtet; überall hieß es, Gott habe zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel.

Friedrich der Schöne von Oestreich und Ludwig der Baier (1322 n. Chr.).

1.

Friedrich und Ludwig waren blutsverwandt, beide König Rudolph's Enkel, Friedrich von väterlicher, Ludwig von mütterlicher Seite, denn Ludwig's Mutter Mechthild war eine Schwester König Albrecht's. Einst, da Ludwig noch im zarten Jugendalter, war Mechthild mit ihm vor den Mißhandlungen ihres andern Sohnes Rudolph zu ihrem Bruder Albrecht gen Wien geflohen, dort wurde Ludwig mit Friedrich dem Schönen erzogen. So waren Beide in Jugendfreundschaft herangewachsen, Beide reich an herrlichen Gaben, muthvoll und ritterlichen Sinnes. Nun begab sich's, daß Herzog Otto von Niederbaiern auf seinem Todbett sein unmündiges Söhnlein und seine zwei Neffen der Treue seiner Städte Straubing und Landshut übergab, daß sie die Waisen schützen und seinen tapferen und edlen Vetter, den Herzog Ludwig von Oberbaiern, als Vormund anerkennen sollten. Sie thaten's mit Freuden. Aber der niederbairische Adel wollte diese Bevorzugung der ihm verhaßten Städte nicht dulden, verband sich, die strenge Gerechtigkeitsliebe Ludwig's scheuend, mit Herzog Friedrich von Oestreich und übertrug diesem die Vormundschaft. Voll Thatenlust und Ruhmdurst nahm Friedrich sie an und als Ludwig sich das nicht gefallen lassen wollte, kam es zwischen beiden Jugendfreunden zum Krieg. Aber Ludwig vertrauete auf die Kernkraft des Volkes, die in den Bürgern lag, und freudig schwangen diese ihre Schwerter, dem stolzen Adel zu weisen, daß nicht das Vorrecht der Geburt, sondern die Kraft des freien Mannes den Ausschlag giebt. Bei Gammelsdorf in Baiern schlug Ludwig mit Hülfe der schlichten Bürger 1313 die übermüthige Ritterschaft Oest=

reichs und Baierns. Da setzte Ludwig den streitbaren Bürgern von Landshut drei Ritterhelme in ihr Stadtwappen. Hierauf vertrug sich Friedrich der Schöne zu Salzburg mit Ludwig dem Baier und entsagte den Ansprüchen auf die Vormundschaft in Baiern. Ihm stand jetzt ein höheres Ziel vor Augen — die Herrschaft des deutschen Reichs, welche durch Heinrich's VII. *) Tod erledigt war; Ludwig versprach ihm, bei der Königswahl ihm nicht hindernd in den Weg treten zu wollen.

2.

Friedrich der Schöne hoffte zuversichtlich, daß die Wahl der Fürsten auf ihn fallen würde; denn groß war Habsburg's Macht und die Zahl seiner Freunde, der Erzbischof von Köln, der Pfalzgraf Rudolph, die Herzöge von Sachsen-Wittenberg und von Kärnthen waren für Friedrich, und noch mehr, er hatte einen Bruder, der für ihn gegen die ganze Welt gekämpft hätte, das war der tapfere Herzog Leopold, „die Blume der Ritterschaft" genannt. Aber eine nicht minder mächtige Partei war gegen das Haus Habsburg: der junge König Johann von Böhmen, Heinrich's von Luxemburg Sohn, die Kurfürsten von Mainz und Trier, Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, kurz Alle, welche dem Hause Luxemburg anhingen, dessen Sprößling, König Johann von Böhmen, noch zu jung für die deutsche Kaiserkrone war. Diese luxemburgische Partei wandte ihre Blicke auf Ludwig den Baier, der als ein edler, gerechter und tapferer Herr bekannt war; ihm trug sie die Krone an. Als diese Botschaft zu ihm kam, sprach er überrascht: „Was wollen die Fürsten mit mir? Ich gab meinem Vetter Friedrich mein Wort, ihm bei der Wahl nicht zuwider zu sein! Ihn wählet zum König; auch ist seine Macht bei weitem größer als die meinige." Darauf entgegneten ihm die Kurfürsten von Mainz und Trier: „Das Versprechen, das Ihr ihm gabt, ist null und nichtig; denn Ihr gabt es, bevor Ihr wissen konntet, daß man Euch selbst zum Kaiser wählen würde. Was aber Eure Macht betrifft, so wisset, daß alle Freunde des Hauses Luxemburg für Euch einstehen." Nun willigte Ludwig endlich ein. Aber kaum hatte er's gethan, so kam auch der Eigennutz der Kurfürsten an den Tag und sie bedingten sich große Summen Geldes und wichtige Vorrechte von ihm aus, denn den Fürsten war der Kaiser am liebsten, der sie in ihrer Selbstherrlichkeit nicht störte.

Als nun der Tag zur Königswahl da war, lagerten sich beide Parteien, die habsburgische und die luxemburgische, vor Frankfurt am Main.

*) Heinrich von Luxemburg war nach der Ermordung Albrecht's zum König von Deutschland gewählt worden; das war ein kräftiger und tapferer Herrscher. Um das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen, war er nach Italien gezogen, hatte Rom erstürmt und sich in der Laterankirche die Kaiserkrone aufsetzen lassen. Aber auf seinem Zuge nach Neapel starb er plötzlich am 24. August 1313 zu Buenconvento, wahrscheinlich durch Gift, das ihm ein Dominikaner im heiligen Abendmahle beigebracht haben soll.

Die erstere wählte am 19. Oktober 1314 mit vier Stimmen Friedrich den Schönen, die letztere am folgenden Tage mit fünf Stimmen Ludwig den Baier. Freudig schloß diesem die Stadt Frankfurt die Thore auf und huldigte ihm als rechten Herrn des deutschen Reichs, während sie Friedrich den Schönen abwies. Da wollte sich dieser schnell in Aachen krönen lassen, doch Ludwig kam vor ihm an, und so ließ sich Friedrich am 25. November in Bonn durch den Erzbischof von Köln krönen. Ludwig empfing des folgenden Tages zu Aachen aus der Hand des Erzbischofs von Mainz die Krone. So hatte jeder der beiden Nebenbuhler ein Herkommen für sich und zwar Friedrich, daß ihn jener Erzbischof gekrönt hatte, welcher diese Handlung schon seit alten Zeiten zu verrichten pflegte, Ludwig hingegen die Krönungsstadt. Da nun bisher nur die Einhelligkeit der Wahlstimmen gegolten hatte, so behauptete Jeder, er habe Recht, und die Entscheidung ward auf das Gottesurtheil des Kampfes gestellt. Darüber wurde ganz Deutschland zum Schlachtfeld und leider Jahre lang!

3.

Endlich vermochte der feurige Friedrich seine Ungeduld nach einer Entscheidung nicht länger mehr zu bemeistern und brach im Herbste des Jahres 1322 in's Baierland ein. Seine zuchtlosen Kriegsleute hausten dort so übel, daß Ludwig, vom Schmerz über die Noth des Volkes tief ergriffen, lieber der Krone entsagen, als es noch länger leiden sehen wollte. Doch schon drängten ihn Friedrich und Leopold zur Schlacht. Leopold wollte von Schwaben her gegen ihn vordringen; Friedrich lagerte mit einem zahlreichen und starken Heere, das noch durch ungarische Hülfsvölker verstärkt war, bei dem Städtchen Mühldorf am Inn und schickte Eilboten an seinen Bruder Leopold, so schnell wie möglich mit seinen Truppen herbeizukommen. Gelang's beiden Brüdern, ihre Streitkräfte zu vereinigen, so war Ludwig verloren. Doch Leopold säumte zur Unzeit, indem er aus Rache die Güter des Grafen von Montfort verwüstete, und zu Ludwig's Glück fingen die Mönche von Fürstenfelde die Boten auf, die zwischen den beiden Brüdern hin und wieder gingen, so daß keiner vom andern etwas erfuhr. Rasch zog jetzt Ludwig seinem Feinde entgegen und stellte seine Heeresmacht bei Ampfing (nicht weit von Mühldorf) auf; mit ihm waren die meisten Bürger nebst Kriegsvölkern des Kurfürsten von Trier und des Königs Johann von Böhmen. Er übergab die Leitung der Schlacht und den Oberbefehl einem wohlerfahrenen Ritter, Seifried Schweppermann. Als dieser, ein gebeugter Greis, herangeritten kam, schlotterten ihm die Füße in den Steigbügeln, daß ihn alle jungen Herren verlachten; er ließ sie lachen und bestellte still die Schlachtordnung. Den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, legte er mit 400 Rittern, welche aus Kriegslist östreichische Farben und Fahnen angenommen hatten, in einen Hinterhalt. König Ludwig trug einen einfachen Waffenrock, wie ein gemeiner Mann, aus Vorsicht, da seinem Leben schon öfters meuchlings nachgestellt worden war. Friedrich ritt, als König gerüstet, im leuch-

tenden goldenen Harnisch, den Reichsadler darauf, die Krone auf dem Helm, stolzfreudig den Seinen voran; nie schien er schöner, als an diesem Tage. Am frühen Morgen des 28. September 1322 brach die Schlacht los. Die Schlachthörner ertönten, die Heerpauken schmetterten drein; mit Geheul jagten Friedrich's Hülfsvölker aus Ungarn, die wilden Kumanen und Bulgaren, gegen den linken Flügel von Ludwig's Schlachtordnung heran. Dort standen die Böhmen unter ihrem König Johann und vertheidigten sich heldenmüthig. Dennoch mußten sie und die Baiern über den Innfluß zurückweichen.

Schon stand Ludwig selbst in Gefahr, gefangen zu werden; da brachen die Münchener Bäcker zu ihm heran und machten mit tüchtigen Hieben freie Bahn. Bairische Ritter hielten die Flucht ihres Fußvolkes auf, und nun konnten sich auch die Böhmen wieder sammeln. Indessen wandte der kluge Schweppermann plötzlich den linken Flügel, so daß die Feinde Sonnenschein, Wind und Staub in's Gesicht bekamen. Begeistert focht Friedrich mit ritterlichem Heldenmuthe um die Krone; Siegesjubel erscholl in seinem Heere. Doch unerschrocken schlug und wehrte sich Ludwig's Heer zehn Stunden lang. Horch, da erscholl vom rechten Flügel des östreichischen Heeres helles Freudengeschrei, aus einem Waldthal an der Isar rückten frische Schlachthaufen mit östreichischen Farben und Fahnen heran. Das ist gewiß Herzog Leopold! Die Schaaren eilten dicht in Seiten und Rücken der Oestreicher heran. Jetzt erst, Stirn an Stirn, erkennen diese die Kriegslist; nicht Leopold, sondern ihr Feind, der Burggraf von Nürnberg, ist es. Da bricht Entsetzen in die östreichischen Reihen. Von allen Seiten umstellt, drängen sie sich zur Flucht. Nur Friedrich kämpft noch mit drei edlen Genossen wie rasend auf einer Wiese. Endlich stürzt sein Roß; da eilt der Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermann's Schwager, auf ihn zu; diesem übergiebt er sein Schwert.

Freundlich begrüßte ihn Ludwig, welcher durch diesen Sieg nun Alleinherr geworden war: „Wir sehen Euch gern, Herr Vetter!“ Friedrich aber schwieg mit gesenktem Blicke und tiefem Schmerz. Als sich darauf am Abend die müden Helden zum Mahl setzten, gab's nach so viel Arbeit nur spärliche Kost; in der ganzen geplünderten Gegend waren nur noch einige Eier aufzutreiben gewesen. König Ludwig vertheilte sie; sie reichten je eins auf den Mann und eins blieb übrig. Das gab er dem alten Feldhauptmann und sprach: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!“ Diese Worte ließ der alte Held auf seinen Grabstein schreiben. Der gefangene König Friedrich aber wurde auf das Schloß Trausnitz unweit Landshut in Baiern abgeführt. Als das eiserne Thor des Schlosses knarrend sich öffnete und Friedrich hineinfuhr, sprach er: „Ja wohl, Trausnitz (trau es nicht!) — Ich würde nicht hier sein, wenn ich meinen Kräften nicht allzusehr getrauet hätte!“

4.

Hiermit war aber der Krieg noch nicht zu Ende; Herzog Leopold führte ihn fort und brachte den König Ludwig sehr in's Gedränge. Dazu

kam, daß der Papst Johann XXII., gegen den Ludwig nicht gehorsam genug gewesen war, Freund und Feind gegen ihn aufhetzte, ja zuletzt den König mit dem Bann und das deutsche Land mit dem Interdikt belegte. Da fand indeß Ludwig und das deutsche Volk einen unerwarteten Beistand in den Minoriten (Franziskanermönchen). Diese vertheidigten hartnäckig das Gelübde unbedingter Armuth, demzufolge sie nicht das geringste irdische Gut besitzen durften. Weil nun der Papst diese Satzung verwarf, traten sie kühn gegen ihn auf und bestritten sein Ansehen. Eifrig öffneten sie dem lang verblendeten Volke die Augen, sowohl durch Predigten, als in den Beichtstühlen, über alle Anmaßungen des römischen Stuhles, über alle Mißbräuche und Laster am römischen Hofe. So zerrissen sie den Schleier des Wahns, hinter welchem sich das Volk den Papst nicht bloß wie Gottes Stellvertreter, sondern fast wie den allmächtigen Gott selber in unbegreiflicher Heiligkeit und Majestät gedacht hatte. Da verlor die früher so furchtbare Waffe des Interdikts ihre Schrecken, und wollten die Geistlichen, dem Gebote des Papstes folgsam, etwa keinen Gottesdienst mehr halten, so zwang sie nun das Volk dazu. Aber das brachte den Papst nur noch mehr gegen Ludwig auf.

In dieser Noth trat der Karthäuser-Prior Gottfried von Mauerbach, Friedrich's Beichtvater, zu Ludwig und redete mit sanften Worten an sein Herz. Fromm horchte ihm Ludwig zu; er gedachte der alten Jugendfreundschaft und voll Vertrauen auf Friedrich's edles Herz sah er in der Versöhnung den Stern des Heils. So ritt er in aller Eile von München zur Veste Trausnitz und bot dort Friedrich dem Schönen ohne Lösegeld die Freiheit an. Freiheit! — Dies Wort tönte dem Gefangenen wie Osterglocken; freudetaumelnd verzichtete er auf das Reich und versprach, sowohl für sich als auch für seine Brüder, dem König Ludwig zu huldigen und ihm auch wider den Papst beizustehen; — endlich, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die Feinde zu versöhnen, sich auf den Johannistag wieder in Haft zu stellen. Andächtig hörten hierauf die versöhnten Jugendfreunde die Messe und nahmen das heilige Abendmahl; der edle Prior Gottfried theilte die Hostie zwischen ihnen zur Weihe der Eintracht und des Friedens. Sie umarmten und küßten sich und der Geist des Herrn heiligte diese Stunde der Versöhnung. Es war am 13. März 1325.

Blaß und abgemagert kehrte Friedrich, der einst so schön und freudig gewesen war, nach Wien zurück. Seine treue Gattin Isabella konnt' es nicht mehr sehen, wie seine Schönheit im Unglück dahin geschwunden war; sie hatte sich um ihn blind geweint. Doch er berief sogleich alle seine Brüder zusammen und bat sie, dem König Ludwig zu huldigen und ihm die Reichsgüter in Schwaben und im Elsaß zurückzugeben; das ganze deutsche Reich forderte er auf, Ludwig als den rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Doch Herzog Leopold verschloß allen Bitten sein Ohr und sprach: „Nie werde ich erfüllen, was du überrascht in der Noth versprochen hast. O sieh! Mein ganzes Leben gab ich ja einzig für die Macht und Ehre unseres Hauses dahin — für dich, mein Friedrich, für dich! Und Alles

wäre jetzt umsonst? Nein! Endlich ist das Glück uns hold; du bist frei, ich bin gerüstet, unsere Bundesgenossen harren ungeduldig des Kampfes. Darum nichts vom Frieden!" Der Papst reizte noch diesen Ungestüm und sprach: „Nichtig ist der Eid, welchen du dem Ludwig geschworen, und willst du ihn halten, so treffe auch dich der Bann, wie ihn!" Und der unversöhnliche Papst rief noch die Könige von Polen und Frankreich gegen Deutschland auf, um Ludwig den Baier zu verderben.

Als nun Friedrich sah, daß es ihm unmöglich sei, das gegebene Versprechen zu erfüllen und die Feinde Ludwig's zu versöhnen, wollte er doch sein Wort halten. Er reiste um Johannis nach München und stellte sich freiwillig in die Haft. Tief gerührt schloß ihn Ludwig an's Herz und wollte ihn nicht mehr davon lassen. Von Stund an aßen Beide an Einem Tische und schliefen in Einem Bette, wie zwei leibliche Brüder. Der Papst konnte solche deutsche Treue lange nicht für möglich halten, doch Ludwig bauete fest darauf. Und als er seinem Sohne, dem er die Mark Brandenburg verliehen hatte, zu Hülfe ziehen mußte, übergab er dem treuen Friedrich die Obhut Baierns. Am 5. September 1326 aber schloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, daß sie auch die Herrschaft theilen wollten, wie Tisch und Bett. Dieß hielten sie jedoch geheim, damit der Papst mit den Kurfürsten nicht Einsprache dagegen erheben möchte.

Maximilian „der letzte Ritter" auf dem Throne.

1.

Als Maximilian den Thron bestieg, war er ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit der Gestalt und ungemeinem Liebreiz der Sitten, rasch und feurig, bereit, das Gewagteste zu unternehmen. An ritterlichen Tugenden übertraf ihn Keiner. Auf einem Reichstage zu Worms erschien einst ein Ritter von riesenartiger Größe und forderte die tapfersten deutschen Ritter zu einem Turniere heraus. Lange mochte es keiner wagen, mit diesem Goliath in die Schranken zu treten; da kam in glänzender Waffenrüstung mit geschlossenem Visir ein feiner Ritter herangesprengt, und dieser warf nach kurzem Kampfe zum Erstaunen Aller den Riesen aus dem Sattel in den Sand hinab. Alle jubelten über die deutsche Kraft und Tapferkeit; aber die Freude ward erst recht groß, als der Ritter das Visir aufschlug und der Kaiserssohn erkannt ward.

Den Gemsen kletterte er nach bis auf die steilsten Felsenspitzen. Einmal ging er in die Tyroler Alpen auf die Gemsenjagd; da gerieth er in der Gegend von Innsbruck auf einen hohen Felsen, die Martinswand genannt. Er war so eifrig von Fels zu Fels geklettert und gerutscht, daß er nun in schwindelnder Höhe der Martinswand sich gegenüber sah und nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte. So viel auch sein Auge nach

einem Ausweg forschte, nirgends war es möglich, die Schritte zurück zu lenken. Vor ihm war ein jäher Abgrund, wohl 200 Klafter tief. Seine Freunde hatten ihn aus dem Gesichte verloren; endlich entdeckten sie ihn an der gefährlichen Stelle. Zwei Tage und zwei Nächte brachte der allzu kühne Fürst auf der Felsplatte zu; da verzweifelte er an seiner Rettung. Unten hatte sich das treue Tyrolervolk versammelt, das ihm gern geholfen hätte; dem gab Max durch Zeichen zu verstehen, er wolle sich zum Tode vorbereiten und er verlange noch das heilige Abendmahl. Während nun der Priester tief unten Messe las und das Allerheiligste emporhob, fiel der fromme Fürst oben auf seine Kniee und empfahl seine Seele dem barmherzigen Gott und alles Volk lag auf den Knieen und betete mit. Aber während Max noch betet, hört er hinter sich ein Geräusch; er wendet sich um und schaut einen jungen Tyroler, der reicht ihm treuherzig die Hand und spricht also: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der Euch aus der Gefahr erretten wird. Folgt mir nach und fürchtet Euch nicht, ich will Euch dem Tode entführen.“ Und es gelingt dem braven Manne, der jede Felsspitze genau kennt, seinen fürstlichen Herrn sonder Gefahr hinwegzubringen und ihm das theuere Leben zu erhalten. Es war, als hätte der Himmel selber den rettenden Engel gesandt!

2.

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren des Kaisers Maximilian I. war Kunz oder Konrad von der Rosen. Dieser war ein vertrauter Günstling des Kaisers und hatte sich durch seine Treue und lustigen Einfälle so beliebt bei ihm gemacht, daß sein Herr ihn immer um sich haben mußte.

Als Maximilian noch als römischer König im Jahre 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm Kunz von der Rosen, sein kurzweiliger Rath, er sollte sich nicht nach Brügge begeben, es möchte ihm sonst übel ergehen. Allein Maximilian kehrte sich nicht an die Warnung seines sonst so beherzten Freundes und reiste doch hin. Als nun der König vor der St. Katharinenpforte anlangte, ritt Kunz zu ihm und sagte in Gegenwart aller Andern: „Lieber König! Ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nit folgen, sondern gefangen sein willst. So sage ich dir, daß ich nit will gefangen werden. Ich will dir das Geleite bis zur Burg in der Stadt geben, aber mich alsbald zum Genter Thore wieder hinauspacken. Wenn du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Dörfer und Lusthäuser brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz solches verursacht habe.“ König Maximilian gab ihm zur Antwort: „Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen zu Brugg nit viel Gutes zutrauest, die uns doch alle Treue versprochen haben.“ Worauf Kunz sagte: „Das glaube ihnen der Teufel! Trau wohl, ritte mir das Roß hinweg!“ Also ist er mit dem Könige in die Stadt und zum andern Thore wieder hinausgeritten nach Middelburg zu Herzog Christoph aus Baiern. Kurz, nach-

dem Maximilian in der Stadt abgestiegen ist, entsteht ein Tumult; der König reitet auf den Markt, ihn zu stillen, da reißen ihn die Bürger vom Pferde und schleppen ihn in eines Würzkrämers Haus, welches nachher die Kranenburg genannt worden; da muß er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen Andern des Nachts auf der bloßen Bank liegen. Die Fenster in dem kleinen Stübchen sind mit eisernen Stäben wohl verwahrt und den Fenstern gegenüber stehen drei geladene Armbrüste, als ob man den König gar wollte todtschießen.

Kunz von der Rosen blieb unterdessen nicht müßig, sondern bewies seine Treue durch zwei Wagstücke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgürtel machen lassen, womit er bei Nacht über den Schloßgraben bis zu der Burg, in die man nun seinen Herrn gebracht hatte, hinüberschwamm, willens, mit Hülfe des andern Schwimmgürtels den König aus der Stadt zu bringen. Er ward aber, als er sich in den Graben gelassen, von den Schwänen angefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln dermaßen schlugen, daß er mit Lebensgefahr sich retten mußte und zurückschwamm. Diese Schwäne waren wie die Bürger von Brügge französisch gesinnt.

Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlags. Er lernte das Barbieren oder das Haar- und Bartscheeren, stahl sich in Brugg hinein, kam zu dem Guardian des Franziskaner-Klosters, der dem König wohl gewogen war und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu befreien. Er begehrte, der Guardian sollte ihm eine Platte scheeren lassen und ihm ein Ordenskleid, auch einen Klosterbruder (Konventualen) zugeben; so wolle er in der Person eines Beichtigers zum Könige gehen, ihm gleichfalls eine Platte scheeren, dann ihn in seine Kutte stecken lassen und mit dem Konventbruder in's Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit dem König sich auf ein Schifflein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor St Katharinenpforte auf ihn warten würde, und ihn also nach Middelburg abführen. Der Guardian fragte ihn, wo er denn bleiben wollte. Er antwortete: „Ich will des Königs Kleider anlegen und wenn die von Brugg den König suchen, werden sie an dessen Statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden." Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that, was er begehrte, und befahl dem Konventbruder, daß er von dem Kunzen sagen solle, er sei des Königs Beichtvater.

Als sie in des Königs Haus kamen und der Leibwacht-Hauptmann fragte, was sie beim Könige zu verrichten hätten, zog der Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte und gab andächtig zur Antwort, er sei vom Guardian abgeordnet, den König Beichte zu hören und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach kam, begann er seiner Gewohnheit nach mit starker Stimme den König also anzureden: „Siehe, nun finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter

schänd *), warum hast du mir nit gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe mein Leben deinethalben gewagt und will dich mit Gottes Hülfe aus deiner Feinde Händen erledigen, du mußt mir aber jetzt besser folgen." Der König wußte nicht, wie ihm geschah; er erkannte wohl seinen Kunz an der Rede, ihm dünkte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachen habe zu ihm kommen können. Als der Kunz den Max so bestürzt sah, sagte er ferner zu ihm: „Lieber Max! Laß dich's nit befremden! Du kennst ja deinen treuen Narren, den Kunzen. Da hab' ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren; denn ich habe um deinetwillen dieß Handwerk erlernt. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen und hier bleiben; du aber sollst in meiner Kutte durch die Wacht hinausgehen. Es ist schon Alles bereit, komm nur und laß dich scheeren!"

Doch der edle König Maximilian vermeinte, es stünde seiner Hoheit übel an, auf solche Weise aus der Gefangenschaft zu entkommen, zumal da er vernommen hatte, daß eine starke Hülfe, ihn zu retten, im Anzuge sei. Darum wollte er seinem treuen Kunz nicht folgen; dieser aber sprach: „Lieber König! Ich sehe wohl, daß du immer noch so narrend bist, als zuvor. So behüt' dich Gott, mein närrischer König, du bist gar zu fromm für die Fläminger!" Weinend und betrübt ging er wieder zur Thüre hinaus und als der Hauptmann ihn fragte, wie er den König befunden, antwortete er: „Fromm!"

*) Ein damals gebräuchlicher Fluch.

Siebenter Abschnitt.

Die Helden- und Ritterzeit des Mittelalters.

Aus der Siegfrieds- und Rolandssage.

Siegfried der Starke.

1. Die Fahrt nach Isenland*).

Fern über der See hatte eine Königin ihren Sitz, die hatte nirgends ihres Gleichen; sie war überaus schön und von sehr großer Kraft. Sie schoß den Speer, warf ihn weit hin und sprang dann hintendrein, und auch im Ringen zeigte sie hohe Meisterschaft. Wer ihrer Liebe begehrte, der mußte ihr ohne Zaudern diese Spiele abgewinnen; gebrach's ihm nur in einem Wettkampf, so hatte er sein Haupt verloren. Davon gelangte die Kunde auch zu den Burgunden.

Da sprach der Burgundenkönig Gunther: „Ich will an die See hin zu Brunhilden, wie es mir auch ergehen mag; ich will um ihre Minne mein Leben wagen, ja ich will es verlieren, sie werde denn mein Weib. Willst du mir helfen, um die Minnigliche werben, edler Siegfried? Thu' es, ich bitte dich darum; und wo ich das liebliche Weib gewinne, will ich auch wieder deinetwillen Ehre und Leben wagen." Darauf antwortete Siegfried, Siegmund's Sohn: „Giebst du mir deine Schwester, die schöne Kriemhilde, so will ich es thun und begehre weiter keines Lohnes für meine Arbeit." — „Das gelobe ich, Siegfried, in deine Hand," sprach Gunther; „wenn die schöne Brunhilde in mein Land kommt, will ich dir meine Schwester Kriemhilde zum Weibe geben." Das gelobten sich die beiden hohen Recken mit Eiden. Nun rüsteten sich die kühnen Männer mit wenig erlesenen Rittern zu der Fahrt. Siegfried nahm heimlich seine

*) Nach F. Bäßler.

Tarnkappe mit sich, die er einst den Zwergen abgewonnen hatte und welche ihren Träger unsichtbar machte. Die Diener trugen die goldfarbenen Schilde der Helden an's Ufer, brachten ihr Gewand und führten auch die Rosse herzu. Da standen an den Fenstern die lieblichen Kinder und weinten sehr; aber ein frischer Wind blähete die Segel des Schiffes und die stolzen Heergesellen stiegen wohlgemuth ein und saßen auf dem Rheine. „Wer will Schiffmeister sein?" rief König Gunther. Alsbald ergriff Siegfried eine Ruderstange und schob kräftig vom Gestade; der König Gunther nahm selbst ein Ruder und so huben sich die Ritter vom Lande. Sie führten reiche Speise mit sich, dazu auch guten Wein, den besten, den man am Rheine finden konnte. Ihre Rosse standen ruhig, das Schiff ging sanft dahin und auf dem ganzen Wege widerfuhr ihnen kein Leid.

Am zwölften Morgen hatten die Winde sie vor den Isenstein gebracht, wo Brunhilde herrschte. Sechsundachtzig Thürme sahen sie aus dem Lande ragen, vor ihnen standen drei große Paläste; sie traten in einen wohlgebauten Saal von edlem Marmorstein, in welchem Brunhilde mit ihrer Dienerschaft wohnte. Die Burg war weit aufgethan; Brunhildens Mannen liefen ihnen entgegen, empfingen die Gäste im Lande ihrer Königin, führten ihre Rosse hinweg und nahmen auch ihre Waffen in Empfang. Als nun die Königin Siegfrieden sah, sprach sie züchtiglich zu dem Gaste: „Seid willkommen, Herr Siegfried, allhier in diesem Lande. Was bedeutet eure Reise? Das möcht' ich gern wissen." Siegfried antwortete: „Hier ist Gunther, ein König reich und hehr, der keinen Wunsch weiter kennet, wofern er deine Hand gewonnen hätte. Um deinetwillen bin ich mit ihm hierher gefahren; wäre er nicht mein Herr, ich hätte es nimmer gethan." Sie sprach: „Nun wohl, wenn er vermeint, die Spiele, die ich ihm zuertheilen werde, zu bestehen, so werde ich sein Weib; gewinne aber ich, so geht es euch Allen an's Leben. Den Stein soll er werfen und darnach springen, sodann soll er mit mir den Speer schießen und endlich mit mir ringen. Seid nicht zu jach! Ihr könnt hier Ehre und Leben verlieren; darum bedenkt euch wohl!" — Siegfried der Schnelle trat zum König und munterte ihn auf, gutes Muthes zu sein; er wolle ihn schon behüten. Da sprach der König Gunther: „Hohe Königin! Theilet mir zu, was ihr gebietet; und wäre es auch noch mehr. Ich will mein Haupt verlieren, so ihr nicht mein Weib werdet!"

Als die Königin seine Rede vernahm, hieß sie die Spiele beschleunigen. Ihre Diener brachten ihr das Kriegsgewand, einen Panzer von rothem Golde und einen guten Schild. Derweilen war auch Siegfried, der starke Mann, zum Schiffe gegangen, ohne daß es Jemand wußte; dort schlüpfte er in seine Tarnkappe und Niemand sah ihn nun. Als er zurückkam, standen viele Recken um die Königin, die ihre hohen Spiele ordnete. Heimlich ging Siegfried umher und Niemand erkannte ihn. Jetzt trug man der Frau einen schweren und großen, starken und gewaltigen Speer herbei, der an der Spitze schrecklich schnitt. Da sprach Hagen's Schwestersohn, der kühne Ortwin: „Mich reuet die Reise an diesen Hof von Herzen Sollen

uns in diesem Lande die Weiber zu Grunde richten? Hätte nur mein Oheim Hagen die Waffe in seiner Hand und auch ich die meine, so möchten wohl alle Brunhildensmannen mit ihrem Uebermuthe sanfter auftreten." — „Ja hätten wir unser Kriegsgewand," sprach Hagen, „so würde auch der Uebermuth der schönen Frauen gesänftigt!" Diese Worte hörte Brunhilde. „Bringet ihnen die Waffen," sprach sie mit spöttischem Lächeln. Da freuete sich Ortwin und sprach: „Gunther ist unbezwungen, da wir die Waffen haben."

Brunhildens Stärke erschien überaus gewaltig. Man trug ihr in den Kreis einen runden Stein, der war so groß, daß ihn kaum zwölf der Recken tragen konnten. An ihren weißen Armen streifte sie die Aermel empor, faßte den Schild mit der Linken und schwang den Speer mit der Rechten. Da ging es an den Streit. Den Fremden bangte vor Brunhildens Zorn und wäre nicht Siegfried zu Hülfe gekommen, so hätte Gunther sein Leben eingebüßt. Siegfried eilte herzu und rührte an Gunther's Hand. Die List machte dem Könige große Sorge; doch Jener flüsterte ihm zu: „Den Schild gieb in meine Hand, daß ich ihn trage, und nun mache du die Geberde, das Werk will ich bestehen." Da Gunther nun seinen Freund erkannte, war es ihm lieb. Jetzt warf die herrliche Maid gar kräftiglich auf den großen und breiten Schild, den Siegelindens Sohn an seiner Hand trug, so daß Feuer vom Stahle sprang, als wenn es der Wind wehete. Die Schneide des starken Speeres durchbrach völlig den Schild, daß man das Feuer aus den Panzerringen lohen sah; die beiden kräftigen Männer strauchelten. Dem kühnen Siegfried sprang das Blut aus dem Munde; aber bald sprang der gute Held wieder auf, nahm den Speer, welcher durch den Schild gedrungen war, und warf ihn mit starker Hand wieder zurück. Das Feuer stob aus den Ringen; so mit starker Kraft hatte Siegmund's Sohn den Speer geschleudert. Auch Brunhilde konnte sich mit aller Kraft nicht aufrecht erhalten, aber sogleich sprang sie wieder auf die Füße. „Edler Ritter Gunther," rief sie, „habt Dank für diesen Schuß!" Sie meinte, der König habe es mit seiner Kraft gethan. Da trat sie zornigen Muthes an den Stein heran, faßte ihn mit kräftiger Hand und zwölf Klafter weit flog die schwere Last. Die herrliche Jungfrau sprang hintendrein und mit einem Sprunge stand sie wieder bei dem Steine. Nun ging der schnelle Siegfried hin, wo der Stein lag; Gunther wiegte ihn in der Hand, aber Siegfried warf ihn noch weiter. Da zeigte die kühne Maid dem König Gunther ihrer Stärke Meisterschaft und warf ihn nieder, daß ihm das Haupt dröhnte. Mit ihrer Linken hielt sie seine Hände so fest umschlossen, daß ihm das Blut durch die Nägel drang, mit ihrer Rechten aber griff sie nach ihrem Gürtel von starker Borte, ihn damit zu binden. Da kam der reiche König in große Noth. Aber Siegfried, der seinen Fall nicht hatte hindern können, riß jetzt den Darniederliegenden wiederum empor und setzte ungesehen der starken Jungfrau so zu, daß ihr die Glieder krachten. Nun bekannte sie sich besiegt. Er aber zog ihr einen goldenen Fingerring von den Händen und nahm

ihr den Gürtel, ohne daß sie es inne ward. Vielleicht that er das aus Uebermuth; später, als er mit seiner Kriemhilde gen Niederlande zog, gab er ihr Beides, was ihm dann sehr leid werden sollte.

Die Königin rief nun ihre Hofleute herzu und sprach: „Kommet näher, ihr meine Verwandten und Mannen, ihr sollt nun alle dem Könige Gunther unterthan werden!" Da legten die Tapferen ihre Waffen aus der Hand und beugten sich vor Gunther, dem reichen Könige von Burgundenland; denn sie wähnten, er habe mit seiner Kraft die Spiele gewonnen.

Siegfried der Starke trug weislich seine Tarnkappe wieder fort und trat dann in den Saal, wo die Ritter und Frauen versammelt waren. „Wohl mir um der Kunde willen," sprach er, „daß euer Stolz besiegt ist und daß Jemand lebt, der euer Meister geworden! Nun sollt ihr uns von hinnen folgen an die lieblichen Ufer des Rheins, edle Maid!"

2. Siegfried's Tod*).

Die beiden Königinnen Kriemhilde und Brunhilde saßen einst zusammen, gedachten der früheren Tage und stritten sich über den Vorrang ihrer Männer Und als sie zur Kirche gingen, wollte Brunhilde den Vortritt haben. Darüber erhob sich neuer Streit. Erzürnt sprach nun Kriemhilde: „Wie mag doch Gunther größer sein, als Siegfried, welcher der stolzen Brunhilde den Ring und Gürtel genommen hat!" Da erschrak Brunhilde und grimme Rachsucht kam in ihr Herz gegen Siegfried, der sie überwunden.

Während Brunhilde voll von Schmerz und bitterem Haß in ihrem Gemache verweilte, trat der grimmige Held Hagen zu ihr ein und fragte nach der Ursache ihres Kummers. Dem öffnete die Königin ihr Herz und Hagen schwur ihr, den edlen Siegfried zu verderben. Gunther und Hagen boten ihre Kriegsmannen auf, als ob es gegen den Feind gehen sollte, und auch Siegfried rüstete sich zur Heerfahrt. Da kam auch der grimme Hagen zu Kriemhilden, um Abschied zu nehmen. „O schütze ihn," sprach arglos Siegfried's schönes Weib; „zwar ist sein Leib im Blute des Drachen gebadet und unverwundbar, doch zwischen die Schulterblätter fiel ihm ein Lindenblatt und diese Stelle ist verwundbar. O schütze sie, wenn ein Speer den Helden bedroht!" — „Nun wohl!" sagte der tückische Mann, „aber damit ich die Stelle wohl im Augen behalte, so nähet mir doch, königliche Frau, ein Zeichen auf sein Gewand." Und voll zärtlicher Liebe nähet Kriemhilde selber das blutige Todeszeichen.

Tags darauf beginnt der Kriegszug und Hagen reitet nahe heran an Siegfried, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden, grenzenlosen Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Siegfried trägt es wirklich und nun ist die Heerfahrt nicht weiter nöthig; Hagen hat aus den Händen Kriemhildens das, was er will, und mehr noch als das, was er erwarten konnte. Die Gefolgsmannschaft wird, statt in den Krieg, zu einer großen Jagd entboten; noch einmal eilt Siegfried zu seinem trauten Weibe und sie umarmt ihn zum letzten Mal Bange Ahnungen beängsti-

*) Nach Th. Vernaleken.

gen ihre Seele, wie damals, als sie in ihrer Jungfrauenblüthe von dem Adler träumte, der den Edelfalken zerriß. Jetzt hat sie zwei Berge auf Siegfried fallen und ihn unter den Bergestrümmern verschwinden sehen. „O bleibe zurück von dieser Jagd," so bittet sie den Mann, „es drohet dir Verderben!" Doch Siegfried tröstet sie. „Wer soll mir feind sein," spricht er, „da ich Allen Gutes erwiesen habe?" Was sie fürchtet und wen sie fürchtet, das weiß sie nicht, aber mit schwerem Herzen spricht sie das Abschiedswort: „Daß du von mir gehest, thut mir inniglich wehe."

Die Jagd ist vollendet und Siegfried hat das meiste Wild erlegt. Die Jäger sind aber durstig geworden ob der Hitze, doch ist weder Wein vorhanden, noch der Rheinstrom in der Nähe, um aus dem Flusse die ersehnte Labung zu schöpfen. Doch Hagen weiß nahe im Walde einen Brunnen; dahin, so räth er, könne man ziehen. Der König Gunther mit allen seinen Mannen bricht auf, dem Borne zu. Schon zeigt sich die breite Linde, an deren Wurzeln der kühle Quell entspringt, da beginnt Hagen: „Man hat viel gerühmt, daß dem Manne der Kriemhilde Niemand im schnellen Laufe folgen könne. Möchte er uns doch solches sehen lassen!" — „Wohlan!" entgegnete Siegfried, „laßt uns zur Wette laufen nach dem Brunnen, ich werde mein Jagdgewand, auch Speer und Schild behalten; ihr aber könnt eure Kleider ablegen!" — Es geschieht, der Wettlauf beginnt; gleich wilden Panthern springen Hagen und Gunther durch den Waldklee, aber Siegfried ist weit voraus und zuerst zur Stelle. Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Speer an die Linde und setzt den Schild neben den Brunnen Doch er will nicht früher trinken, als der König, und wartet. Diese ehrerbietige Scheu sollte er mit dem Tode bezahlen. Gunther kommt heran und trinkt; nach ihm beugt sich auch Siegfried zum Brunnen nieder. Da springt Hagen herzu, trägt schnell die Waffen des Helden abseits, aber den Speer behält er in der mörderischen Faust und als Siegfried noch die letzten Züge des frischen Wassers einschlürft, bohrt der grimme Hagen Siegfried's eigne Lanze in den Rücken des starken Helden, dort, wo das Kreuz die verwundbare Stelle bezeichnet. Das rothe Herzblut des herrlichen Siegfried spritzt auf Hagen's Gewand. Wüthend springt der Todwunde auf von dem Brunnen; zwischen den Schulterblättern ragt die lange Speerstange aus seinem Leibe hervor. Er greift nach Schild und Schwert; aber das Schwert ist fort, nur der Schild geblieben, weil er dem Helden allzu nahe lag. So faßt er den Schild und stürzt damit nach Hagen los. Grimmig schlägt er auf den Mörder, daß die Edelsteine aus dem Rande des Schildes herausspringen; er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt und der Schild zerbricht. Der Wald hallt wieder von den Schlägen, die von der Hand des sterbenden Helden auf das Haupt des Mörders fallen. Da erbleicht aber seine lichte Farbe, die Stärke des Heldenleibes zerrinnt, der Tod hat ihn gezeichnet. Kriemhildens Gatte fällt dahin in die Blumen und in breiten Strömen stürzt das Herzblut aus der Todeswunde.

Siegfried ist todt. Da heben die Herren den Leichnam des Helden,

alter Sitte und Ehre gemäß, auf einen goldrothen Schild und tragen ihn gen Worms an den Rhein. Manche reden davon, daß man sagen solle, Räuber hätten ihn erschlagen, um den Schandfleck des Verwandtenmords zu verhehlen. „Ich will“ — ruft Hagen — „ihn selbst nach Worms bringen; was kümmert es mich, wenn Kriemhilde erfährt, daß ich ihn erschlagen habe. Sie hat Brunhilden so schwer gekränkt, nun mag sie weinen, so viel sie will!“

Und der entsetzliche Hagen läßt noch in der Nacht den Todten vor die Thür des Hauses legen, in dem Kriemhilde wohnte. „Wenn sie dann morgen früh“ — sprach er — „in die Messe gehen will, wird sie den Schatz schon finden.“ Und des andern Morgens bereitet sich Kriemhilde zur Kirche zu gehen; ein Kämmerer geht ihr voran und sieht den Leichnam. „Frau,“ sagt er, „da liegt vor der Thür ein erschlagener Ritter!“ Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhildens Antwort: sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat. Und als sie nun den Erschlagenen sieht, vom Blute übergossen und die edlen Züge starr vom Todeskampfe, da ruft sie: „Du bist ermordet, dein Schild ist nicht zerhauen. Wehe, wehe dem Mörder!“

Siegfried's Mannen und der greise Vater Siegmund werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Höfe und Säle und die treuen Mannen schaaren sich zur Rache zusammen. Kriemhilde aber wehrt mit aller Macht und spricht: „Noch ist es nicht Zeit zur Rache, aber sie wird kommen!“ Als der Todte auf der Bahre liegt, kommt der König mit seinen Leuten; auch Hagen tritt herzu. Kriemhilde aber wartet des Bahrrechts — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ganz erstorben ist. Wenn der Mörder dem Gemordeten nahe tritt oder gar dessen Leichnam berührt, so öffnen sich die Wunden und das Blut fließt von Neuem. Und siehe, da König Gunther der trauernden Wittwe eben einreden will, der Held sei von Raubmördern erschlagen, da tritt Hagen heran und die Wunden fließen. „Ich kenne den Mörder schon,“ ruft die arme Kriemhilde, „und Gott wird die Frevelthat rächen!“ Der Leichnam wird eingesargt und zu Grabe getragen; Kriemhilde folgt mit unendlichem Jammer und ringt bis zum Tode. Noch ein Mal begehrt sie das schöne Haupt des Geliebten zu sehen und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch ein Mal das Heldenhaupt empor und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen.

Roland's des Kühnen Tod*).

1.

Nachdem der herrliche Kaiser Karl sich Spanien unterworfen und zum Glauben an Gott und seine heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück

*) Nach O. Klopp.

und kam nach Pampelona und ruhete dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei sarazenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahin geschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl unterthänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte ihnen der Kaiser den Ganelon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karl's gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm den Tribut schicken sollten. Sie schickten ihm dreißig Rosse mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süßesten und reinsten Weine und ebenso viel auch für die anderen Kämpfer, dazu tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karl's in ihre Hand liefern wollte. Darein willigte der böse Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann Alles wohl mit einander verabredet hatten, kehrte Ganelon zum König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte auch dem Könige, daß Marsilies Christ werden wollte und sich schon vorbereitete, in's Frankenreich zu Karl zu gehen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen. Karl schenkte den Worten Ganelon's Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon aber gab ihm ferner den Rath, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit 20,000 Streitern im Thale Ronceval die Wacht hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbehalten hinüber gekommen sei. So geschah es. Aber Einige aus dem Heere der Christen überließen sich zügellosem Leben und allerlei Ausschweifungen und dafür mußten sie bald den Tod erleiden.

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren 20,000 Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit 50,000 Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo sie sich auf Ganelon's Rath zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von 20,000, den andern von 30,000 Kriegern, und als der größte Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den 20,000 Mauren noch am Leben war. Aber unterdessen waren auch die Andern herangekommen und die ermatteten Franken mußten abermals gegen sie kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße. Manche wurden auch lebendig geschunden, andere verbrannt und an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

2.

Roland aber war noch nicht gefallen, sondern als die Heiden sich zurückzogen, kehrte er zurück und forschte, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmüde sich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhete. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum. Dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch leben und sich verloren haben möchten: Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn und mit diesen stieg er wieder hinab in's Thal Ronceval. Als er zu dem Mauren kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los und erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Gefangenen und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Marsilies zeigst, so sollst du das Leben behalten, wenn aber nicht, so mußt du sterben." Damals kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran und Roland folgte ihm, und der Gefangene zeigte ihm bald in der Ferne unter den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf seinem Rothfuchs saß und den runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen, er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schaar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu Roland heran, der war größer und stärker als die Andern; aber Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die Andern, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern allein im Felde. Roland aber vertrauete auf Gott und auf die Kraft seines Armes und drang in die Reihe der Mauren, gerade auf Marsilies los. Der begann zu fliehen, aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb.

Aber unterdessen waren die hundert Begleiter Roland's, die vom Frankenheer noch übrig waren, alle gefallen und Roland selbst war von vier Speeren und vielen Steinwürfen hart verletzt und nur mit Mühe gelang es ihm, zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitze der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland kampfesmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem Marmorstein, hier sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick, Noch hatte er sein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Roland's Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durenda hatte es aber von seinen harten Schlägen (durus — hart). Dieß Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es traurig und mit Thränen in den Augen sprach er dann: „O

du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge und bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streit? Du hast viele Mauren gefällt und so oft ich einen Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und Christum. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen und ihnen wirst du dienen müssen!" Als Roland diese Worte sprach, gedachte er lieber sein treues Schwert zu zertrümmern, als es den Mauren zu überliefern, und er schlug aus allen Kräften auf den Marmorstein, der da errichtet war. Aber das Schwert spaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Dreimal versuchte es Roland und es wollte ihm nicht gelingen und Durenda blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch im Walde sich verborgen hielten, sich um ihn sammelten; oder wenn Einige von denen, die das Gebirge bereits überschritten hatten, etwa den Ton vernähmen, zu ihm eilen und bei seinem Tode gegenwärtig sein möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in's Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrissen. Und selbst König Karl, der schon acht Meilen entfernt war, vernahm den gewaltigen Schall; denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich umkehren und ihm Hülfe bringen; aber der schlimme Ganelon, der wohl wußte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen; denn oft stößt er auf diese Weise in's Horn!"

Roland aber lag nun auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fiebergluth und sehnte sich nach einem Trunke Wassers. Da kam ein Franke daher, Namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lang, aber er fand keine Quelle und da er zurückkehrte und Roland schon im Sterben lag, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit Einige wiederkehrten und Roland's Leiche nicht in die Hände der Mauren fallen ließen. Als Karl diese Nachricht vernahm, ward er sehr bekümmert und kehrte selbst wieder um. Da fand er seinen Neffen, der todt da lag, die Arme in Kreuzesgestalt auf der Brust. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verraths überwiesen und an die vier wildesten Pferde gebunden, die im fränkischen Heere zu finden waren, und von diesen schrecklich zerrissen.

3.

Das Andenken an Roland, ob an diesen oder einen andern, lebt noch in mancher andern Sage fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, das er in grauer Vorzeit zwischen Bingen und dem Siebengebirge durchbrochen haben soll, unfern von Bonn, liegt ein Ort, Rolandseck genannt. Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der

einst zu Roland's Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand. Von da schaut man hernieder auf die schöne Insel Nonnenwerth, im breiten Spiegel des Rheines, und gegenüber liegt die jähe Wand des Drachenfelsen, wo einst der Drache die Jungfrau bewachte, die von dem leuchtenden Helden Siegfried erlöst ward. Hinter dem Drachenfelsen aber ragen die sechs andern Kuppen des Siebengebirges hervor.

Aber noch in einer andern Weise ist uns das Andenken Rolands und zwar im Sachsenlande erhalten. In vielen alten Sachsenstädten findet man gewaltige Steinbilder, die man Rolande nennt. Es sind riesenhafte Männergestalten, mit Waffen geschmückt; die Rechte hebt hoch das Schwert empor und die Linke deckt mit dem Schilde die Brust. Von allen der berühmteste ist der Roland von Bremen, der mitten auf dem Markte steht. Außerdem aber findet man Rolandsbilder in Naumburg, Nordhausen, Magdeburg, Halberstadt und — wohin später der sächsische Stamm vordrang, nachdem die eingedrungenen Slaven wieder zurückgetrieben waren — in Brandenburg, Stendal, ja auch in kleineren Städten, wie in Perleburg, selbst in Flecken und Dörfern, wie in Reichenwalde in der Lausitz.

Scenen und Bilder aus den Kreuzzügen.

1. Papst Urban II. und der Eremit Peter von Amiens (1095 n. Chr.).

1.

Als die Türken, welche längst schon unumschränkte Herren von Palästina und der heiligen Stadt Jerusalem waren, die christlichen Pilger, welche nach dem Grabe des Erlösers wallfahrteten, immer härter bedrückten, dazu auch der griechische Kaiser Alexius, dem vor der türkischen Uebermacht bange ward, sich mit Bitten um Hülfe an den heiligen Vater in Rom wandte, faßte Urban II., das damalige Oberhaupt der katholischen Christenheit des Abendlandes, in seinem weitschauenden Geiste den großen Entschluß, alle Gläubigen der katholischen Kirche zu einem Kreuzzuge nach Palästina aufzubieten, um das Grab des Heilandes und die heilige Stätte, wo er gelehrt, gelebt und gelitten hatte, aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Er berief eine große Kirchenversammlung nach Klermont im südlichen Frankreich, auf den November 1090. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen und Mönchen, Fürsten und Herren bedeckt; und als der Papst ihnen alle die Vortheile an's Herz legte, die sie bei einem solchen Zuge gewinnen könnten, nämlich unermeßliche Beute, Vergebung aller Sünden und unsterbliches Verdienst im Himmel, da rief die ganze Versammlung: „Gott will es, Gott will es!" Alle knieten nieder, um den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, und als der Papst einem

Bischofe, den er zu seinem Legaten auf dem Zuge ernannte, ein rothes Kreuz von wollenem Zeuge auf die Schulter heftete, drängten sich Alle, Geistliche und Laien, herzu, um sich ein Kreuz auf ihr Gewand nähen zu lassen. Daher der Name „Kreuzfahrer."

In größter Aufregung eilten Alle nach Hause, um sich zu rüsten. Der Ritter träumte schon von seinen Heldenthaten und den unermeßlichen Schätzen auf Erden und im Himmel. Der leibeigene, hartgedrückte Bauer verließ fremden Pflug und Egge, um sich in einem anderen Welttheile die Freiheit und den Himmel zu erkämpfen. Alle Schuldner sollten von ihrer Schuld keine Zinsen bezahlen, so lange sie im heiligen Lande wären. Für die Zurückbleibenden sollte väterlich gesorgt werden; Geld und Gut wollte die Kirche in Verwahrung nehmen und den Zurückkehrenden wieder erstatten.

2.

Nicht wenig half im nördlichen Frankreich ein begeisterter Einsiedler, Peter von Amiens, die allgemeine Begeisterung mehren. Dieser, ein hageres kleines Männchen, aber voll Feuer und Beredtsamkeit, durchzog im groben Pilgergewand mit einem Strick umgürtet, das Kruzifix in der Hand und auf einem Esel reitend, das Land und schilderte mit glühenden Farben die Noth der Christen im heiligen Lande, und wer ihn hörte, ward auch mit Begeisterung erfüllt, Gut und Blut für die Sache Gottes zu opfern*).

Der Zug sollte den 15. August 1096 nach vollbrachter Ernte anfangen. Allein schon im Frühling dieses Jahres erschien Peter an der Spitze von 15,000 Menschen, meist Italienern und Franzosen, und wie er weiter zog, vergrößerte sich der Haufen immer mehr, so daß er ihn theilen mußte; er übergab darum die eine Hälfte einem französischen Ritter, Walther von Habenichts, so genannt wegen seiner Dürftigkeit. Doch diese Schaaren zogen ohne Lebensmittel und Bekleidung, wie Feinde und Räuber daher. Die Reichthümer der Juden reizten ihre Habsucht; da schworen sie in roher Wuth: „Verflucht ist dieß Volk, das den Heiland gekreuzigt hat! Darum Rache an den Juden für Christi Blut!" Und sie erschlugen die Juden in Deutschland, wo sie dieselben fanden. Als sie jedoch weiter nach Osten vordrangen, wurden die Ungarn, Bulgaren und Griechen über ihre Plünderungen so erbittert, daß sie über die Kreuzfahrer herfielen, einen großen Theil derselben niederhieben und ihnen all' ihr Gepäck wegnahmen. Endlich gelangten Peter und Walther nach Konstantinopel und baten hier um Lebensmittel und Beistand. Der Kaiser ließ sie geschwind über die Meerenge nach Kleinasien übersetzen, um des losen Gesindels nur ledig zu werden. Dort geriethen sie unter einander selbst in Zwist, mordeten sich selbst und wurden bei ihren Plünderungen von den

*) Bisher ward allgemein angenommen, Peter von Amiens habe nach einer Wallfahrt zum heiligen Grabe durch seine Beredtsamkeit den Papst Urban II. zur Ausschreibung eines Kreuzzuges bestimmt und schon vor der Kirchenversammlung zu Klermont das Kreuz gepredigt; das Verdienst gebührt aber allein dem Papste und von Peter von Amiens ist erwiesen, daß er erst mit dem Kreuzheere nach Jerusalem gelangt ist.

Türken ermordet. Von dem ganzen Heere, das an 100,000 Mann stark gewesen war, blieben nur noch 3000, mit welchen sich Peter noch zur rechten Zeit nach Konstantinopel rettete. Keiner von dem ersten Zuge hatte das heilige Grab gesehen.

2. Gottfried von Bouillon (1099 n. Chr.).

1.

Nun erst, zu der bestimmten Zeit, brach der edle und fromme Held, Gottfried, Herzog in Niederlothringen, auf mit 80,000 Fußsoldaten und 10,000 Reitern. Sein Bruder, Balduin von Flandern, begleitete ihn. Beide Herren hatten ihr Leben diesem heiligen Kriege geweiht und verkauften oder verpfändeten alle ihre Besitzungen im Abendlande; viele Ritter und Gemeine thaten dasselbe. Gottfried zog mit seinem Heere in guter Ordnung durch Deutschland, wo sich auch manch tapferer Ritter seiner Fahne anschloß, öffnete sich dann den Durchzug durch Ungarn mit Güte und langte ohne Störung im Gebiete des griechischen Kaisers Alexius an. Hier fanden sich auch die übrigen Grafen und Herzoge zu ihm, die auf anderen Wegen gezogen waren: Hugo, Bruder des Königs von Frankreich; Graf Raimund von Toulouse, ein Greis, der den Rest seines Lebens dem heiligen Grabe weihete; Herzog Robert von der Normandie, Bruder des Königs von England; Robert, Graf von Flandern. Nachher vereinigte sich noch mit ihnen einer der mächtigsten, Boëmund, Fürst von Tarent in Unteritalien, nebst seinem berühmten Vetter Tankred, der sich auf diesem Zuge auch ein eigenes Reich zu erobern gedachte. Dem griechischen Kaiser war es zwar unlieb, daß ein so zahlreiches Heer seine Länder überschwemmte; aber der wohlgeordneten Macht wagte er nicht zu widerstehen und so bequemte er sich, den Kreuzfahrern die verlangten Lebensmittel zu reichen.

2.

Der edle Gottfried hielt während des Zuges streng auf Ordnung und Zucht; wenn Streit und Hader unter den uneinigen Kreuzfahrern ausbrach, stillte sein Ansehen den Zwist, und wo tapfere Thaten geschahen, da war Gottfried dabei. Bei Doryläum in Kleinasien hatte sich ein Türkenheer aufgestellt, aber unter Gottfried's Oberbefehl gewann das Heer der Kreuzfahrer einen herrlichen Sieg.

Auf dem Marsche von Doryläum nach Tarsus gelangte das Christenheer in ein liebliches Thal. Hier machte es Halt, und die Kreuzfürsten, angelockt durch die freundlichen Wälder, vergnügten sich mit Jagen. Bald zerstreuten sie sich. Da erblickt Gottfried, von den Uebrigen getrennt, einen armen Pilger, der von einem furchtbaren Bären verfolgt wird. Gottfried zieht eiligst sein Schwert und mit heftigem Geschrei sprengt er gegen den Bären heran. Sogleich verläßt dieser den Pilger, wendet sich gegen den Herzog und stellt sich, um ihn zu packen, hoch empor. Der Herzog läßt sich dadurch nicht schrecken, er führt einen gewaltigen Streich

gegen den Bären, aber — verfehlt ihn. Nun erfaßt dieser mit den Tatzen des Ritters Kollet und reißt ihn zu Boden. Zwar erhebt sich Gottfried augenblicklich, aber indem er sein Schwert, das beim Fallen vom Pferde ihm zwischen die Beine gekommen ist, abermals zieht, verwundet er sich in den Schenkel. Doch stößt er es dem Ungeheuer in die Kehle. Wüthend setzt der Bär den Angriff fort und Gottfried's Blutverlust wird immer größer, immer mißlicher der Ausgang. Da sprengt, herbeigeführt durch das Geschrei des geretteten Kreuzfahrers, einer von Gottfried's Rittern heran und giebt dem Ungeheuer den Rest. Jetzt erst fühlt der Herzog das Uebermaß seiner Erschöpfung. Schwach, bleich, mit dem Tode ringend, kann er kaum mehr stehen. Auf einer Tragbahre wird er unter dem Wehklagen des ganzen Heeres in's Lager zurückgeschafft, und lange Zeit vergeht, bis er völlig hergestellt ist.

3.

Antiochien war, bis auf die feste Burg, von dem Kreuzheer erobert, und 10,000 Einwohner dieser großen Stadt wurden erschlagen; allein so glänzend anfangs auch die Beute war, bald kam wieder die Noth. Kerboga, Fürst von Mosul, zog mit einem ungeheuren Heere der Seldschucken heran und schloß die Christen in Antiochien ein. Aus Belagerern wurden nun diese Belagerte, die bald in Hungersnoth kamen Vielen der Kreuzfahrer entsank der Muth so sehr, daß sie an Stricken sich von der Mauer herabließen und entrannen; davon bekamen sie den Namen „Strickläufer." Selbst der Kaiser Alexius hatte wegen dieser Strickläufer Angst bekommen, daß er nicht zum Entsatz herbeizukommen wagte. Ohne Muth und Trost saßen die Wallbrüder in den Häusern, ohne an die Vertheidigung der Mauern ihre Kraft zu wenden; da ließ Boëmund an 2000 Häuser in Brand stecken, um nur die Säumigen herauszutreiben. Gottfried theilte sein letztes Brod mit seinem Freunde Heinrich von Hache, aber er erklärte auch mit feierlichem Eide, das er nur als Leiche Antiochien räumen, lebend aber den Zug nach Jerusalem nie aufgeben werde.

In dieser bedrängnißvollen Lage war die Rettung nur von der Erneuerung der hingestorbenen Begeisterung zu erwarten. Nur dann, so schien es, konnten die Kreuzfahrer auf sich selbst vertrauen, wenn sie dem Himmel vertrauten. Priester und Heerführer beeiferten sich daher, durch das Gerücht himmlischer Erscheinungen und Tröstungen dieses Vertrauen zu erwecken. Zuerst hieß es, der heilige Ambrosius, ehemals Erzbischof von Mailand, sei einem italienischen Priester erschienen und habe ihn versichert, daß die Kreuzfahrer nach drei harten Prüfungsjahren Jerusalem erobern und alle Ungläubigen besiegen würden. Dann meldete ein anderer Priester, Namens Stephan, Christus selbst, begleitet von der heiligen Jungfrau und dem Apostel Petrus, sei ihm erschienen und habe ihn aufgetragen, den Kreuzfahrern zu sagen, würden sie zu ihm zurückkehren, so wolle er auch zu ihnen zurückkehren und binnen fünf Tagen ihnen helfen.

War schon durch diese Verheißungen ein Strahl von Hoffnung in den Gemüthern der entmuthigten Kreuzfahrer aufgegangen, so mußten sich noch weit glänzendere Wirkungen erwarten lassen, wenn eine Reliquie zu Tage gefördert werden konnte, die Kampf und Sieg bedeutete. Als eine solche Reliquie mußte man die heilige Lanze betrachten, womit der römische Soldat Longinus einst die Seite des Heilandes durchbohrt hatte. Sollte sie aber das leisten, was von ihr zu erwarten war, so mußte ihre Aechtheit durch göttliche Aussprüche bewährt und selbst ihre Auffindung als Werk himmlischer Offenbarung betrachtet werden können. Graf Raimund von Toulouse war die Seele dieses Unternehmens.

Eines Tages trat ein Priester aus Raimund's Gefolge, Namens Peter Bartholomäus, öffentlich zu ihm und dem Bischof Ademar und meldete Folgendes: „Zu wiederholten Malen habe ihm der Apostel Andreas aufgetragen, die heilige Lanze, die in Antiochien und zwar in der Peterskirche nicht weit vom Hochaltar vergraben liege, den Kreuzfahrern und zuerst dem Grafen Raimund, dem sie Gott zugedacht, zu übergeben. Nach der Eroberung Antiochiens," sagte Peter Bartholomäus, „habe ich aus Besorgniß, man möchte mir als einem unbedeutenden Manne keinen Glauben schenken, die empfangene Offenbarung verschwiegen. Nun aber ist mir der Apostel Andreas noch drei Mal erschienen und das letzte Mal hat er mich unter harten Drohungen zum Aufsuchen der heiligen Lanze aufgefordert." Als Bartholomäus seine Rede geendet hatte, erklärte der fromme Bischof Ademar dessen Angabe für nichtiges Geschwätz; allein Graf Raimund hielt sie für wahr, alle wundergläubigen Kreuzfahrer traten ihm bei und im Rathe der Fürsten wurde das Ausgraben der heiligen Lanze beschlossen.

Am 14. Juni des Jahres 1098 ging Peter Bartholomäus mit zwölf Männern, unter denen sich auch Graf Raimund und dessen Kaplan befanden, in die Peterskirche. Alle Zuschauer wurden hinausgetrieben und vom Morgen bis zum Abend wurde gegraben. Umsonst! Da begannen Einige an der Auffindung des erwarteten Siegeszeichens zu zweifeln; selbst Graf Raimund entfernte sich und an die Stelle der ermüdeten Arbeiter traten neue. Hierauf sprang Peter Bartholomäus mit bloßen Füßen, nur mit einem Hemde bekleidet, in die Grube und beschwor die Anwesenden, eifrig zu Gott zu beten, daß er den Seinigen die heilige Lanze zur Stärkung und zum Siege verleihen möge. Nun, da die Anwesenden im Gebet versunken und von der Abenddämmerung umflossen sind, bringt Peter eine Lanzenspitze hervor. Kaum zeigt er dieselbe, so ergreift sie Raimund's Kaplan und küßte sie mit einer Lebhaftigkeit, die alle Andern mit Inbrunst entzündet. Ein lautes Jauchzen entsteht; wonnetrunken strömt die Menge herbei, küßt mit Freudenthränen dieß Unterpfand der göttlichen Gnade und singt mit dankbarem Entzücken: „Herr Gott, dich loben wir!" Darauf wird die Lanze in kostbaren Purpur gewickelt, mit Gold und Silber umgeben und Graf Raimund zu ihrem Träger bestimmt.

Nun blühete neue Hoffnung und neue Begeisterung im Heere der Kreuzfahrer auf; man vergaß alle vergangenen und künftigen Leiden, der Muthlose bekam neuen Muth, der Schwache frische Kraft; einer ermunterte den andern zum Kampfe. Es ward ein großer Ausfall unternommen und der herrlichste Sieg errungen. Kerboga mit seinem unermeßlichen Heere wurde gänzlich geschlagen und floh über den Euphrat zurück. Die Burg Antiochia ergab sich den Siegern, aber nun entstand Streit über den Besitz der Stadt. Gottfried, seinem Eide getreu, stimmte für den Kaiser Alexius, aber Boëmund, als erster Ersteiger der Thürme, sprach sie für sich selber an. Er behielt sie endlich als Fürst von Antiochia.

3. Die Eroberung von Jerusalem, den 15. Juli 1099.

1.

Drei Jahre waren schon verflossen, seitdem die Kreuzfahrer zur Befreiung des heiligen Grabes aufgebrochen waren, und noch war das Ziel nicht erreicht. Krankheiten und Seuchen, die viele Tausende hinrafften, die unaufhörlichen Anfälle der Türken und das ungewohnte Klima hatten die Reihen des Kreuzheeres sehr gelichtet. Dazu kam der Zwist der einzelnen Anführer. Noch in der Nähe von Jerusalem hatte Graf Raimund durch die Belagerung von Akka und Tripolis, aus welchen Städten er sich ein neues Fürstenthum zu bilden gedachte, die Kreuzfahrer aufgehalten. Aber je näher dem Ziele der Reise, desto ungeduldiger wurde das Heer, und die Mehrzahl der Kreuzfürsten fand es rathsam, diese Ungeduld zu befriedigen. Die Eroberung von Akka wurde aufgegeben, mit dem Emir von Tripolis ein Vergleich geschlossen, und rasch ging es dann auf der Straße zwischen dem Libanon und dem Meere vorwärts gegen Jerusalem.

Vor Sidon, Thrus und Akre zogen die Kreuzfahrer, ohne sich aufzuhalten, vorüber; die Eroberung dieser Städte ward für gelegenere Zeiten aufgespart. Zu Cäsarea feierten sie das Pfingstfest (29. Mai 1099) und am Abend des 5. Juni erreichten sie Nikopolis, vormals Emmaus genannt. Jetzt waren sie kaum eine halbe Tagereise von Jerusalem entfernt und nur die Nacht und das vorliegende Gebirge entzogen ihnen den ersehnten Anblick. Drückend langsam schien ihnen diese Nacht hinzuschleichen; schmerzhaft war ihnen jeder Verzug. Um Mitternacht kamen von Bethlehem Gesandte der Christen im Lager an und baten um Schutz gegen die Angriffe und Drohungen der Türken. Herzog Gottfried gewährte diese Bitte. Hundert auserlesene Ritter wurden unter Tankred's Anführung nach Bethlehem gesandt, wo sie, von ihren christlichen Brüdern freudig empfangen, die Geburtsstätte des Heilandes mit Jubelliedern begrüßten. Als aber die Uebrigen von der Absendung dieser Schaar hörten, wurde ihr Verlangen nach den heiligen Orten immer ungestümer. Ungeheißen brachen mehrere von ihnen auf, streiften bis vor die Mauern von Jerusalem und erbeuteten einiges Vieh. Dabei geriethen sie in große Gefahr, aus der sie jedoch

von dem tapfern Tankred, der über den Oelberg zu dem Heere zurückkehrte, gerettet wurden.

2.

Endlich brach der Tag (6. Juni) an und schnell wurden die Höhen erstiegen; da lag sie vor ihnen, die heilige Stadt mit ihren Mauern und Thürmen und wie mit himmlischem Glanze strahlte sie ihnen entgegen. Namenlose Wonne und innige Rührung durchdrang Aller Herzen; vergessen waren alle Gefahren und Mühseligkeiten, nahe der Lohn für alle Verluste. Sie jauchzten und weinten vor Freuden, beteten und sangen, warfen sich nieder und küßten den Boden, wo sie die Fußtritte des Heilandes und seiner Jünger zu sehen glaubten. Nichts glich ihrer Freude, diese Stätte zu schauen, als die Begierde sie zu besitzen, und wohl nie ist ein Heer begeisterter als dieses zur Eroberung einer Stadt herangerückt.

Aber den Herzog Gottfried drückte nun die schwere Sorge, wie die große von 60,000 Mann vertheidigte feste Stadt mit der geringen Zahl von vielleicht nur 20,000 wirklichen Kriegern einzuschließen und zu belagern sei. Man begann die Arbeit von der nördlichen Seite her. Zunächst der Burg David's nahm Gottfried mit den Deutschen und Lothringern seinen Platz. Schon am fünften Tage wagte das Heer einen allgemeinen Sturm. Vergebens! Zwar warfen sie die Vordermauer nieder und drangen bis zur Hauptmauer, aber aus Mangel an Strickleitern konnten sie weiter nichts ausrichten. Viele von ihnen wurden getödtet, noch Mehrere verwundet und mit Einbruch der Nacht mußten sich Alle wieder zurückziehen.

Das Mißlingen dieses ersten Anlaufs führte zur Besonnenheit. Man dachte nun ernstlicher an einen geordneten Angriff und an Verfertigung des nöthigen Belagerungszeuges. Aber nun war Mangel an Holz und bald entstand auch Mangel an Nahrungsmitteln, besonders an Wasser; fast wäre in der unerträglichen Hitze das Heer vor Durst verschmachtet. Endlich entdeckte man in einer entfernteren Gegend einen Wald, aus welchem große Stämme und Balken in's Lager geschafft wurden. Noch ein sehr glücklicher Umstand war es, daß Schiffe von Genua in den Hafen von Joppe einliefen, wodurch den Kreuzfahrern Nahrungsmittel, Mannschaft und geschickte Baumeister zugeführt wurden. Nun ging es rasch an die Arbeit. Alle ohne Ausnahme, Vornehme und Niedrige, Arme und Reiche, unterzogen sich derselben, und in kurzer Zeit wurden Sturmleitern und Wurfmaschinen in Menge gefertigt. Herzog Gottfried aber und Graf Raimund ließen auf eigene Kosten zwei große Belagerungsthürme bauen und unter unsaglichen Mühen zu denjenigen Stellen der Mauern schaffen, wo ihre Wirkung am erfolgreichsten schien.

3.

Es waren vier Wochen unter mancherlei Arbeit und Beschwerde vergangen; fast alle Vorkehrungen waren vollendet und der Tag zum aber-

maligen Sturme festgesetzt, als man auf Rath der Geistlichkeit einen feierlichen Umzug veranstaltete, zuerst um die obwaltenden Zwistigkeiten auszutilgen, dann um die Begeisterung und den Glauben des Volks zu stärken, endlich auch um zu versuchen, ob sich das Wunder nicht erneuerte, durch welches Jericho in die Hände der Israeliten gefallen war. Freitags den 8. Juli wurde diese Prozession gehalten Die Bischöfe und die übrigen Geistlichen führten sie an, festlich geschmückt, aber barfuß, mit Kreuzen und Reliquien in den Händen. Ihnen folgten, gleichfalls barfuß, aber völlig bewaffnet, mit Fahnen und Trompeten die Ritter und alles Volk; Gebete und Gesänge ertönten. So ging der Zug um die Stadt von dem Oelberge bis zur Zionsburg. An beiden Punkten wurden Reden gehalten von Peter von Amiens und einem flandrischen Geistlichen. Aller Hader wurde abgethan, reichliches Almosen vertheilt und inbrünstig gebetet, Gott möchte seinem Volke, das er bis zum Ziele der Reise geführt, auch fernerhin beistehen.

Inzwischen verfolgten die Muhamedaner von ihren Mauern herab den sonderbaren Zug mit lautem Hohn. Bald schossen sie Pfeile und Steine und verwundeten Einige, die sich zu unvorsichtig näherten; bald errichteten sie Kreuze auf Galgen und beschimpften sie mit schmutzigen Worten und Handlungen. Aber gerade diese Entweihung des Heiligen entflammte die Kreuzfahrer zum Zorn und zur Rache, und mit heißer Ungeduld, es die Ungläubigen entgelten zu lassen, kehrten sie in ihr Lager zurück.

4.

Sechs Tage darauf, Donnerstag den 14. Juli, wurde zur Erstürmung Jerusalems geschritten. Mit kühnem Ungestüm, fest entschlossen zu siegen oder zu sterben, stürmte das Heer heran; selbst Weiber, Kinder und Greise drängten sich zu den Thaten der Männer. Aber wie heftig und nachdrücklich der Angriff auch war, ebenso nachdrücklich und heftig war die Gegenwehr. Ein schrecklicher Hagel von Pfeilen und Steinen empfängt die Stürmenden; sie erwidern ihn und unter großen Anstrengungen nähern sie ihre Kriegsmaschinen den Mauern. Doch diese sind mit Säcken voll Stroh und Heu, welche den Anprall der Mauerbrecher schwächen, wohl verwahrt und mit zahllosen Maschinen besetzt, welche die Stürmenden zurückhalten. Vom Morgen bis in die Nacht wird ununterbrochen gekämpft. Die Sonne geht unter, da wird der Kampf eingestellt. Aber welche Nacht! Schlaflos für Christen und Muhamedaner! Jene können nicht ruhen, weil sie einen feindlichen Ausfall und die Zerstörung ihrer Maschinen befürchten; diese aber sind in Sorgen, die Christen möchten im Schleier der Nacht heranschleichen, Leitern anlegen und die Mauern erklimmen. Endlich bricht der Morgen an. Sogleich eilten die Kreuzfahrer, von neuer Streitlust entflammt, jeder auf seinen Posten zum heißen Kampfe. Jetzt gelingt es ihrem kühnen Muthe, die Vordermauer niederzuwerfen und bis zur Haupt-

mauer vorzudringen. Aber hier finden sich neue Schwierigkeiten. Diese Mauer ist dick und hoch, mit einer Menge von Maschinen besetzt, aus denen Geschosse aller Art Tod und Verderben verbreiten. Die Muhamedaner schleudern Töpfe mit brennendem Pech und Schwefel auf die Maschinen der Christen und das Holzwerk geräth in Brand. Umsonst ist alle Anstrengung, aller Muth; die Festigkeit der Mauern und der Türken ist furchtbar. So kommt der Mittag heran und den Christen entsinkt der Muth. Nahe dem Ziele, wähnen sie sich demselben ferner als je. Laut jammerten die edelsten Ritter, daß sie nicht gewürdigt werden sollten, die heilige Stadt einzunehmen; schon wollen Manche den Kampf aufgeben und die rauchenden Belagerungsthürme zurückziehen, schon weicht das Heer in Unordnung zurück.

In diesen bedenklichen Augenblicken war es Herzog Gottfried, der die Verzagten ermuthigte und sie zur Vollendung der blutigen Arbeit begeisterte. Während er wie der gemeine Soldat arbeitete und zugleich die Pflicht des Heerführers übte, während er mit seinem Bruder Eustach auf den obersten Theil des Belagerungsthurmes stieg, bemerkte er plötzlich auf dem Oelberge eine Rittergestalt in weißer Rüstung und einen hellstrahlenden Schild schwingend. Er winkt nach der heiligen Stadt zu. „Seht da, ein Cherub mit flammendem Schwerte, den Gott zum Mitstreiter uns gesandt!“ so rufen Alle begeistert und jauchzend springen sie abermals gegen die Mauern heran.

Nichts hilft es mehr, daß die Feinde mit Woll- und Strohsäcken ihre Mauern verwahren, nichts, daß sie große Balken an die Belagerungsthürme stoßen, um sie zu zertrümmern und zurückzuhalten; Gottfried mit seinen Mannen reißt die Balken nieder und mit feurigen Pfeilen läßt er die Woll- und Strohsäcke in Brand stecken. Jetzt erhebt sich schwarzer Dampf und ein heftiger Nordwind treibt ihn so dick nach der Stadt hin, daß die Feinde von der Mauer zurückweichen. Sowie Herzog Gottfried dieß merkt, läßt er die im zweiten Stockwerk seines Thurmes befindliche Fallbrücke auf die Mauer herabfallen. Sie erreicht ihr Ziel. Herzog Gottfried ist einer der Ersten auf den Zinnen der Mauer. Ihm folgen die Andern. Tankred der Normann und Robert von Flandern erstürmen das Stephansthor und unter dem Ruf: „Gott will es, Gott will es!“ dringen die Sieger in die Stadt.

5.

Aber kaum darf man die Sieger „Christen“ nennen, die jetzt unaufhaltsam in die Stadt eindringen; so wild und furchtbar ist ihr Toben, so schrecklich überlassen sie sich ihren Leidenschaften. Mit blinder Blutgier fallen sie über die Unglücklichen her, Alles, was ihnen aufstößt, gleichviel ob Bewaffnete oder schwache Kinder, ob Männer oder Weiber oder Greise, wird erwürgt. Umsonst suchen sich die Unglücklichen zu retten; sind sie auch Gottfried's Schaaren, die von Norden her vordringen, entronnen, so fallen sie Raimund's Kriegern, die von der südlichen Seite

heranstürmen, in die Hände, und von Gasse zu Gasse wälzt sich der Mord. Am schrecklichsten wüthet er in dem Tempel Salomo's. Viele Tausende haben hinter den weiten und festen Mauern desselben Schutz und Rettung gesucht, aber Tankred erstürmt den Tempel und bemächtigt sich unter großem Blutvergießen der dasigen Schätze. Die übrigen Heerführer mit ihren Mannschaften folgen, an 10,000 Feinde werden getödtet und das Blut fließt in Strömen. Viele der Ungläubigen werden gespießt, andere gebraten, noch andere gezwungen, sich von den hohen Thürmen herabzustürzen. Zugleich erwacht die Begier nach Beute. Die Sieger stürzen sich in alle Häuser und plündern, was sie finden; jeder behält das Haus, vor dem er zuerst Schild oder Lanze aufsteckte, als sein Eigenthum.

Gottfried allein bleibt auch hier seinem edlen Charakter getreu. Nur bei dem ersten Eindringen in Jerusalem, wo der Widerstand seine Hitze aufgeregt und der Tod so vieler Christen seinen Zorn entflammt, taucht er seine Hände in Blut, aber er enthält sich alles Marterns und Raubens und bald verläßt er das Mordgetümmel und geht, wohin das Herz ihn ruft. Von dreien seiner Diener begleitet, ohne Panzer und Helm, barfuß und im Pilgerhemd, wallt er um einen Theil der Stadt herum zum heiligen Grabe. Dort wirft er sich nieder in heißer Andacht, weinend, betend und Gott dankend, daß er nun das Ziel seiner Sehnsucht erreicht hat. Dann kehrt er freudig zurück und trifft Anstalten zur Beschirmung der Stadt gegen mögliche Anfälle herumschwärmender Feinde.

6.

Indessen dauerte das Mordgetümmel an diesem und dem folgenden Tage zu Jerusalem fort. Dreihundert Türken, die sich auf das Dach des Salomonischen Tempels geflüchtet und von Tankred Gnade erfleht hatten, wurden von andern Kreuzfahrern getödtet, zur großen Erbitterung Tankred's, der dort sein Panier aufgepflanzt hatte. Nur die Besatzung des Thurmes David's, die sich an Graf Raimund ergeben hatte, erhielt von diesem freien Abzug nach Askalon. Erst am dritten Tage, einem Sonntage, vereinigten sich alle Kreuzfahrer zu einer gemeinsamen Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Sie legen ihre Waffen an, entblößen ihre Füße, reinigen sich vom Blute und angethan mit weißen Kleidern ziehen sie zu den heiligen Oertern, besonders zur Kirche des heiligen Grabes. Hier kommt ihnen mit Kreuzen und Gesängen die Geistlichkeit entgegen sammt den bereits in Jerusalem ansässigen Christen, die so viele Jahre das Joch der Knechtschaft getragen haben und nun dem Heiland für ihre Befreiung danken. Auch Peter von Amiens empfängt den Zoll des Dankes und der Freude. Im Heiligthum selbst fallen die Kreuzfahrer auf ihre Kniee, um dem Allbarmherzigen zu danken, der ihnen den Sieg verliehen hat. Voll frommer Andacht beichten die Einen und geloben Besserung, die Andern vertheilen von der gewonnenen Beute reichliche Almosen an Kranke und Greise, noch Andere rutschen auf bloßen Knieen zu dem Grabe des Hei-

landes und bedecken es mit Küssen und Thränen. Einer sucht den Andern in Werken der Andacht zu übertreffen.

Nachdem so diese Wallfahrt beendet war, gedachte man der irdischen Nothdurft. Stadt und Tempel wurden vom Blut gereinigt, alle Spuren des Islam vertilgt, die innern Angelegenheiten geordnet und süßlabende Ruhe (für kurze Zeit!) folgte auf jahrelange Leiden. Dem Herzog Gottfried trug man die Königskrone an, aber er schlug sie aus und nannte sich nur Schirmherr des heiligen Grabes. „Wie sollte ich" — sprach er — „dort eine goldene Krone tragen, wo der König der Könige eine Dornenkrone getragen hat?" — Gottfried starb leider zu früh, schon 1100 den 18. Juli, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Baldnin, der den Königstitel annahm.

4. Bernhard von Clairvaux.

1.

Seit dem ersten Kreuzzuge fehlte es nicht an kleineren Pilgergesellschaften, welche von Jahr zu Jahr nach Palästina zogen; allein diese Verstärkungen waren doch viel zu unbedeutend, als daß die Eroberer des heiligen Landes sich lange hätten halten können. Sie baten den Papst dringend um Hülfe und dieser brachte auch endlich, besonders durch den frommen Abt Bernhard, in Frankreich einen großen Heereszug zu Stande, der an Glanz den ersten noch übertraf.

Ludwig VII., König von Frankreich, hatte gegen zwei rebellische Vasallen die Waffen ergriffen, ihr Land verheert und Vitri in der Champagne mit Sturm erobert. Da war eine Kirche, in welche sich 1500 Menschen geflüchtet hatten, von seinen Soldaten in Brand gesteckt worden. Um diese Grausamkeit wieder gut zu machen, gelobte er Gott einen Kreuzzug. Der Abt Bernhard bestärkte ihn in diesem Vorhaben und reiste alsbald im ganzen Lande umher, das Kreuz zu predigen. Dann erschien er auf dem glänzenden Reichstag, den Ludwig VII. 1146 zu Vezelay in Burgund hielt. Hier ertheilte er zuerst dem Könige, der jungen Gemahlin desselben, Eleonoren, und mehreren Baronen, welche Beiden zu folgen entschlossen waren, die ihm vom Papste zugesandten Kreuze. Dann begab er sich auf das freie Feld zu der unzähligen Volksmenge, die in der Stadt keinen Platz gefunden hatte. Eine Rednerbühne war daselbst für ihn bereitet. Er bestieg sie sammt dem Könige und kaum hatte er zu reden angefangen, so riefen von allen Seiten die Anwesenden: „Kreuze, Kreuze!" Er hatte ein großes Bündel derselben mitgebracht, aber es langte nicht, und nachdem er es mehr ausgestreut, als ausgetheilt hatte, so mußte er seine Kleider zerschneiden, um daraus neue Kreuze zu bereiten. Ihn selbst wollten die Bekreuzten zum Anführer erwählen, allein er verbat sich diese Ehre, ließ sich aber versprechen, daß Alle, welche das Kreuz empfangen hätten, bereit sein würden, im folgenden Frühjahr (1147) mit dem König Ludwig den Kreuzzug zu beginnen.

2.

Von Frankreich aus begab sich Bernhard im Herbste 1146 nach Deutschland, um auch hier das Kreuz zu predigen und besonders den deutschen König Konrad III. zur Annahme desselben zu bewegen. Aber er fand bei demselben große Schwierigkeiten. Zwar zeigte Konrad Ehrfurcht gegen den außerordentlichen Mann, der so viel Wunderbares wirkte und von Herzen fromm war; ja er soll sogar, als einst zu Frankfurt das Volk mit Ungestüm zu ihm drängte, ihn auf seine Schultern genommen und aus dem Gedränge getragen haben, aber zu einem Kreuzzuge war er nicht zu bewegen. Die Unruhen in Italien und Deutschland machten sein Verbleiben in Europa nöthig; überdieß hatte er schon einmal eine Pilgerreise nach Jerusalem gemacht. Bernhard fand es für unklug, jetzt weiter in ihn zu dringen; er überließ es der zweifachen Macht der Zeit und des Beispiels, ihn auf andere Gedanken zu leiten, und unternahm indeß auf den Rath des Bischofs Hermann von Konstanz eine Reise in's südliche Deutschland. Der Ruf der Heiligkeit ging vor ihm her und wohin er kam, begeisterte er das Volk für den neuen Kreuzzug. Wie im Triumph reiste er über Zürich, Basel und Straßburg und von da auf dem Rheine nach Speyer, wo sich König Konrad mit den angesehensten deutschen Fürsten und Bischöfen zu einem Reichstage versammelt hatte. Am 24. Dezember 1146 traf er in Speyer ein. Auch hier empfing ihn hohe Bewunderung. Doch Konrad widerstand noch immer allen Anforderungen, bis er endlich durch Ueberraschung gewonnen wurde. Am dritten Weihnachtsfeiertage hielt Bernhard das Hochamt. Plötzlich unterbrach er, aller Gewohnheit entgegen, die heilige Handlung durch eine Anrede an die ganze Versammlung, um sie zum Kampfe für das heilige Grab zu ermuntern. Dann richtete er seine Rede unmittelbar an den König, stellte ihm das jüngste Gericht vor Augen und wie dort Christus zu ihm sagen würde: „Mensch, was ich dir Gutes thun konnte, habe ich dir gethan! Von mir bekamst du den Glanz der Herrschaft, bekamst Reichthümer, Weisheit, männlichen Muth und Kräfte des Leibes, und was hast du für mich gethan?" — Bei diesen Worten konnte sich Konrad nicht länger halten. Ueberwältigt von seinem Gefühle unterbrach er den Abt mit Weinen und Seufzen. „Ach," rief er aus, „ich erkenne die Wohlthaten der göttlichen Gnade und will nicht als Undankbarer befunden werden. Ich bin bereit, ihm zu dienen!" Hocherfreut stimmte jetzt die Versammlung einen Lobgesang an; der König trat hin zum Altare und Bernhard bezeichnete ihn mit dem Kreuze und überreichte ihm das Panier, das er im heiligen Kriege tragen sollte. Nun zögerten auch die deutschen Fürsten, die bis dahin dem Kreuzzuge hartnäckig widerstrebt hatten, nicht länger. Sie empfingen das Kreuz und mit ihnen der junge Neffe des Königs Friedrich, damals Herzog von Schwaben und späterhin als Kaiser „Barbarossa" zubenannt.

3.

So zogen im Jahre 1147 zwei große Heere von mehr als 200,000 Kriegern unter zwei Königen und vielen Fürsten aus; aber es kamen nur

Wenige zurück. Sie fanden auf ihrem Marsche noch größere Schwierigkeiten als Peter und Gottfried funfzig Jahre vorher. Der griechische Kaiser verweigerte ihnen Lebensmittel, griff sie als Feinde an und führte sie wohl gar den Türken in die Hände, denn er war eifersüchtig auf die Macht der Abendländer. Und als sie in Asien ankamen, rieben Hungersnoth und Pest den größten Theil des Heeres auf, und die Christen in Jerusalem, voll Argwohn gegen die abendländischen Fürsten, als suchten sie eigene Macht, hinderten jede größere Unternehmung. Konrad und Ludwig kehrten unwillig wieder zurück, nachdem sie durch Aufopferung von beinahe 200,000 Menschen nichts weiter erlangt hatten, als daß sie Jerusalem und das heilige Grab gesehen. Bernhard, der von diesem Zuge den glücklichsten Erfolg im Namen Gottes versprochen hatte, ward jetzt mit Vorwürfen überhäuft. Er aber rechtfertigte sich, die Schuld läge an den Sünden der Kreuzfahrer, und die Seelen der Gebliebenen seien doch im Himmel. Hätte doch Moses selbst sein Volk nicht in das gelobte Land einführen können!

5. Philipp August und Richard Löwenherz.

1.

Im Jahre 1190 traten auch der König von Frankreich, Philipp August, und der König von England, Richard I., dem seine Heldenkühnheit den Beinamen „Löwenherz" erworben hat, gemeinschaftlich den Kreuzzug an. Sie beschlossen, statt des mühsamen und gefährlichen Landweges durch Ungarn, lieber zur See die Reise zu unternehmen. Die italienischen Seestädte Genua, Pisa und Venedig übernahmen die Ueberfahrt und Besorgung der Heere, und wurden dadurch reiche und mächtige Seestaaten. Bei der Rückkehr beluden sie die leeren Schiffe gewöhnlich mit Erde aus dem gelobten Lande. Diese wurde in der Heimath theuer verkauft und auf die Begräbnißplätze gestreuet, denn seliger glaubte der fromme Christ unter dem heiligen Sande zu schlummern, und wenn er nicht das Glück genossen, die heilige Erde selbst zu betreten, hatte er doch den Trost, daß sie nach dem Tode seine irdische Hülle bedecke. Auch wurde Wasser aus dem heiligen Jordan mitgebracht, womit sich die Christen in ihrer Sterbestunde besprengen ließen.

Die Engländer schifften sich in Marseille, die Franzosen in Genua ein. In Messina vereinigten sich beide Könige wieder, aber schon hier entzweite Eifersucht und Nationalhaß Könige und Völker, und weil sie sich nicht einigen konnten, blieben sie einen ganzen Winter auf Sicilien liegen. Noch größer wurde der Zwiespalt, als sie im folgenden Jahre bei der Stadt Akre landeten und diese belagerten. Man kam endlich darin überein, daß einen Tag die Engländer, den andern Tag die Franzosen stürmen sollten, und so brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die

Türken am 13. Juli 1191 die Stadt unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug gestatte, sie aber nichts als ihre Kleider mitnähmen und der Sultan Saladin beiden Königen 200,000 Dukaten Kriegskosten bezahlte; bis dahin sollte die Besatzung verhaftet bleiben. Man ließ nun die eingeschlossenen Türken herausziehen, da aber Saladin das Geld nicht gleich schickte, ließ Richard in der Hitze 2000 der Sarazenen niedermetzeln. Man schnitt sogar noch mancher Leiche den Leib auf, ob man vielleicht verschluckte Edelsteine fände. Jetzt stürmten die Christen von allen Seiten in die Stadt und Herzog Leopold von Oestreich, der einer der Ersten war, steckte seine Fahne auf einen Thurm. Dieß verdroß den König Richard; er ließ die Fahne herunterreißen und in den Koth treten. Zornig griffen die Deutschen zu den Waffen, aber sie waren zu schwach, ihren Schimpf rächen zu können, und Leopold zog mit ihnen wieder heim.

2.

Auch der König Philipp August konnte den stolzen, hochfahrenden Sinn Richard's nicht länger ertragen und schiffte sich bald wieder ein; nur den Herzog von Burgund ließ er mit 10,000 Mann zurück. Richard aber zog weiter vorwärts und erfüllte das ganze Morgenland mit dem Ruhme seiner Thaten. Saladin wurde geschlagen, schon war er Jerusalem nahe, da verließ ihn plötzlich der Herzog von Burgund mit den französischen Truppen, und selbst viele Engländer zogen mit den französischen Truppen ab. Richard indeß, im Vertrauen auf seine Tapferkeit, ließ sich dadurch nicht abhalten, wiewohl er einige Mal in Lebensgefahr kam. Einst ging er mit wenigen Begleitern auf die Jagd und gerieth in einen türkischen Hinterhalt. Er hieb wie ein Rasender um sich, allein seine Begleiter waren schon alle bis auf einen gefallen, und der Türken waren viele. Da rief plötzlich jener Eine — es war Wilhelm von Pourcellet — „ich bin der König!" Sogleich ließen die Feinde Richard los und nahmen Jenen gefangen. Saladin lobte ihn, als er die List erfuhr, behandelte ihn ehrenvoll und wechselte ihn nachher gegen 10 Türken aus.

Richard indeß, schon im Angesichte von Jerusalem, war nun doch zu schwach, die heilige Stadt zu erobern. Er wandte sein Gesicht unwillig ab und rief: „Wer den Muth nicht hat, das heilige Grab zu befreien, der verdient auch nicht, es zu sehen!" Er zog zurück nach Ptolemais (Akre), schloß mit Saladin Frieden und segelte im September 1192 nach Europa zurück. Er eilte so sehr als möglich, weil er die Nachricht erhalten hatte, sein Bruder Johann gehe damit um, sich auf den englischen Thron zu schwingen. Auf der Rückreise hatte er das Unglück, vom Sturme in's adriatische Meer verschlagen zu werden. Bei Aquileja, unweit Venedig, stieg er an's Land und setzte nun seine Reise, als Pilger verkleidet, weiter fort. Aber zu Wien ward er erkannt. Der erbitterte Herzog Leopold, welcher die Beschimpfung seiner Fahne noch nicht vergessen hatte, ließ ihn augenblicklich gefangen nehmen und lieferte ihn den deutschen Kaiser Hein-

rich VI. aus. Dieser hielt den stolzen Engländer in strenger Haft, aus Rache, weil er früher die unruhigen Sicilianer gegen ihn unterstützt hatte.

Ueber die Nachricht von Richard's Gefangennehmung empfand Keiner größere Freude, als Philipp August von Frankreich. Sogleich fiel er über dessen englische Besitzungen in Frankreich her. Auch unterstützte er Richard's nichtswürdigen Bruder Johann, der, weil ihm sein Vater keine Provinz ausgesetzt hatte, Johann ohne Land genannt wurde. Aber der größte Theil der Engländer verabscheuete Johann und sehnte sich nach Richard zurück. Man wußte in England noch gar nicht, wo sich eigentlich der König befände. Schon mehrere Monate schmachtete Richard in schmählicher Gefangenschaft; aber ein Freund der Dichtkunst, goß er jetzt seinen Schmerz in Liedern aus und dadurch machte er sich seinen Freunden kenntlich. Als es — so erzählt eine alte Sage — noch unbekannt war, in welchem Schlosse man den hohen Gefangenen festgenommen habe, zog Blondel, sein Lieblingssänger, aus, um den Herrn aufzusuchen. Er kommt bis Oestreich. Dort hört er, daß auf dem Schlosse Dürrenstein ein vornehmer Gefangener sei, aber jeder Zutritt werde verweigert. „Das ist Richard," denkt der Sänger in seinem Herzen; er setzt sich in der Nähe des Schlosses nieder und stimmt ein Lied an, das er einst gemeinschaftlich mit seinem König gedichtet hat. Richard lauscht den Tönen und als der Sänger innehält, singt er die andere Hälfte des Liedes weiter. Da ist Blondel hoch erfreut, er meldet die Kunde nach England und das Lösegeld wird zusammengebracht. Der habsüchtige Kaiser verlangt 100,000 Mark Silber (1 Million Thaler) und das treue Volk sendet sie ihm.

6. Die Ritterorden.

Schon vor den Kreuzzügen, im Jahre 1048, hatten sich mehrere Kaufleute aus Amalfi in Unteritalien zusammengethan, um die Pilger, welche oft krank und hülflos in Jerusalem ankamen, zu unterstützen. Sie baueten zu diesem Zwecke in der Nähe des heiligen Grabes ein Kloster mit einem Hospitale, in welchem kranke und hülflose Pilger unentgeltlich verpflegt werden sollten. Als Schutzpatron dieser frommen und nützlichen Stiftung wurde der heilige Johannes der Täufer gewählt. Darum hießen die Ordensbrüder Johanniter, auch wohl Hospitalbrüder. Ihr Name ward in der ganzen Christenheit berühmt, und damit sich immer mehrere zu dem frommen Dienste finden möchten, schenkten ihnen manche wohlhabende Christen des Abendlandes Geldsummen und vermachten ihnen liegende Güter, um so zur Bekämpfung der Ungläubigen ein frommes Werk zu stiften, auch wenn sie nicht mit in's heilige Land ziehen konnten.

Nach der Eroberung von Jerusalem theilten sich die Ordensbrüder in drei Klassen: Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Während die Geistlichen den Gottesdienst besorgten und die dienenden Brüder pflegend am Krankenlager der Pilger saßen, bestiegen die rüstigen Ritter das Roß, um mit dem Schwerte in der Hand die Wallfahrer gegen die überall an den Wegen auflauernden Sarazenen zu schützen. Ihre Ordenstracht war ein

schwarzer, mit einem achtspitzigen weißen Kreuze bezeichneter Mantel. Lange behauptete sich dieser Orden durch die Eintracht und Tapferkeit gegen die muhamedanischen Waffen. Als aber das heilige Land an die Türken verloren ging, flohen sie nach der Insel Rhodus an der Südwestküste von Kleinasien, und als sie auch hier von den Feinden vertrieben wurden, gingen sie nach der kleinen Felseninsel Malta. Darum haben sie auch den Namen Rhodiser und Malteser Ritter geführt.

Der Orden der Tempelherren entstand nach der Eroberung Jerusalems im Jahre 1118 und war ganz kriegerisch. Er wurde von acht französischen Rittern gestiftet, die sich zu dem Zwecke vereinigten, die Pilger durch Palästina zu geleiten und sie mit gewaffneter Hand gegen die Anfälle der Ungläubigen zu schützen. Ihren Namen erhielten sie von dem Platze, auf welchem einst der Tempel Salomonis gestanden hatte; dieser Platz wurde ihnen vom König Balduin eingeräumt. Der Papst verlieh ihnen den Vorzug, als Sinnbild ihres blutigen Berufs ein rothes Kreuz auf ihren weißen Mantel zu heften. Ungewöhnlich schnell stieg das Ansehen dieses Ordens, der größtentheils aus Franzosen bestand, und er gewann durch reiche Mitglieder und fromme Vermächtnisse beträchtliche Reichthümer. Die meisten ihrer Güter hatten die Tempelherren in Frankreich und der große Reichthum reizte die Habsucht der französischen Könige zum Verderben dieses Ordens. Im Jahr 1307 ließ der heimtückische König von Frankreich, Philipp IV. (der Schöne), alle Tempelherren in seinem Reich ergreifen und in hartes Gefängniß werfen. Er legte ihnen die unerhörtesten Verbrechen zur Last, an die sie gar nicht gedacht hatten, und er ließ sie auf die schrecklichste Weise foltern, damit sie solche Geständnisse machen sollten, wie er sie wünschte. Manche wurden sogar lebendig verbrannt. Dann wurde auf der Kirchenversammlung zu Vienne im Jahr 1312 der Orden vom Papst für aufgehoben erklärt und der Reichthum desselben fiel dem Könige zu.

Auch der deutsche oder Marianer-Ritterorden hat seine Entstehung den Kreuzzügen zu verdanken. Er wurde 72 Jahre später, im Jahr 1190, von Deutschen gegründet. Die Mitglieder desselben mußten Deutsche sein, und sie verpflichteten sich, wie die beiden vorher genannten Orden, zu den gewöhnlichen Klostergelübden des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armuth. Ihre Ordenstracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. Nach dem Verluste des heiligen Landes wandten sie sich nach Venedig. Von da wurden sie unter ihrem Großmeister, Hermann von Salza, im Jahre 1229 von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen. Dreiundfunfzig Jahre führten sie mit diesem damals noch heidnischen Volke schwere Kriege. Endlich eroberten sie das Land und zwangen die Bewohner, die christliche Religion anzunehmen. Marienburg wurde im Jahre 1309 die Residenz des Hochmeisters. Im 16ten Jahrhundert (1523) ging ihr Hochmeister, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, sammt den meisten Ordensgliedern zur lutherischen Religion über, die Uebrigen wandten sich nach dem Städtchen Mergentheim in Würtemberg. Im Wiener Frieden (1815) wurde der Orden aufgehoben.

Ritterliche Helden.

1. Bertrand du Guesclin (1330 n. Chr.).

1.

Bertrand du Guesclin wurde um 1314 auf dem Ritterschloß Motte Broon bei Rennes (in der Bretagne) geboren. Früh zeigte sich seine Heldennatur. Da er mit Lernen nicht geplagt wurde — er hat nie gelesen oder geschrieben — bildete er sich als Knabe aus seinen Altersgenossen eine Kompagnie und übte sie als ihr General in Schlacht und Kampf. Oft schlug die Mutter ihre Hände über den Kopf zusammen, wenn er zerfetzten Gesichts und blutigen Kopfes nach Hause kam. Schon in seinem 17ten Jahre übertraf er viele ältere Ritter an Kraft und Waffenfertigkeit. Aber er wurde von den Damen ausgelacht, weil er so häßlich aussah und ein so schlechtes Pferd ritt. Sie verspotteten ihn und meinten, er sähe mehr wie ein Eseltreiber aus, denn wie ein Ritter und Edelmann, und sein Roß habe er sicherlich von einem Müller geliehen! Bertrand ärgerte sich darob und als einst wieder ein Turnier bevorstand, bat er einen Vetter, ihm Roß und Rüstung zu leihen. Beides ward ihm gewährt und mit jubelndem Herzen begab er sich in die Schranken, wo ihn in der fremden Rüstung, bei herabgelassenem Visir, Niemand, auch sein Vater nicht, erkannte. Ein bekannter tapferer Ritter stellte sich ihm. Das Zeichen wurde gegeben, sie rannten mit Blitzesschnelle wider einander und krachend zersplitterten die Lanzen in Beider Händen. Bertrand jedoch hatte mit solcher Kraft seinen Stoß gegen den Helm seines Gegners geführt, daß dieser alsbald aus dem Sattel flog und mehrere Schritte davon ohnmächtig auf dem Sande liegen blieb und aus den Schranken fortgetragen werden mußte.

Der junge Sieger kehrte mit frischer Lanze auf seinen Platz zurück und erwartete neue Kämpfer. Da stellte sein eigner Vater sich ihm gegenüber. Gegen den mochte er nicht kämpfen, aber eben so wenig wollte er sein Inkognito aufgeben. Also beschloß er, beim Rennen seine Lanze zu senken und den Stoß seines Vaters mit dem Schilde aufzufangen, ohne Widerstand zu leisten. So that er und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß er fest im Sattel bleibend und ohne zu wanken vorüberjagte und nun geradezu erklärte, er werde nicht mehr mit dem Ritter kämpfen. Man wunderte sich, machte aber keine spöttischen Bemerkungen, weil des Ritters Muth schon im vorigen Treffen hinreichend erprobt war. Sein Vater ritt aus den Schranken und machte andern Rittern Platz. Diese warf Guesclin in den Staub und einstimmig wurde er als Sieger anerkannt. Jedermann war begierig, den Helden kennen zu lernen, am meisten sehnte sich der Vater nach der Enthüllung des Geheimnisses. Endlich, nachdem das Turnier geendigt war und Bertrand seinen Ritterdank empfangen hatte, sprengte er zu seinem Vater, schlug den Helmsturz auf und rief: „Kennst

du mich nun, Vater?" Der Alte umarmte ihn mit Freudenthränen im Auge und rüstete ihn nun mit Roß und Waffen freigebig aus. Aber der Ruf des jungen Helden erfüllte nun ganz Frankreich.

2.

Bisher hatte Bertrand nur immer Siege auf Turnieren erfochten, jetzt sollte auch das ernstere Feld der Schlachten die Erstlinge seines Schwertes erblicken. Herzog Karl von Blois führte gegen Johann von Montfort Krieg um den Besitz der Bretagne. Philipp VI., König von Frankreich, hielt es mit Ersterem, der König von England dagegen unterstützte Montfort. Für Bertrand blieb natürlich keine Wahl, denn er folgte als braver Franzose seinem Könige, wohin dieser ihn führte. Damals war das Schloß Fougeray in den Händen der Engländer und Bertrand beschloß, diesen nicht unbedeutenden Ort ihrer Macht zu entreißen. Zu diesem Ende verkleidete er sich mit sechszig seiner Gefährten in Holzhauer; er theilte diese in vier Haufen, die sich von verschiedener Seite dem Platze näherten. Darauf paßte er eine Zeit ab, wo der Befehlshaber des Schlosses mit einem Theile der Besatzung eine Streifpartie machte, ließ während der Nacht seine Leute im nahen Gehölz sich versteckt halten, dann bei Tagesanbruch mit Bündeln Holz und Reisig sich beladen, die Waffen unter den Kleidern verbergen und von da und dort her auf das Schloß zugehen. Bertrand, im weißen Kittel, mit einer gewaltigen Last Holz auf dem Rücken, war der Vorderste, der vor der Zugbrücke zuerst erschien; ohne Bedenken ließ man die Brücke herab. Sogleich warf Bertrand sein Bündel nieder, zog sein Schwert und durchstach den Brückenwächter; dann schrie er mit starker Stimme: „Guesclin!" Auf dieses Zeichen beeilten sich die Uebrigen, ihm zu Hülfe zu kommen und die Brücke zu gewinnen. Da aber wohl 200 Engländer in dem Schlosse waren, so war der Kampf sehr ungleich und es entstand ein fürchterliches Gemetzel. Ein Engländer spaltete mit seiner Streitaxt einem Gefährten Bertrand's den Kopf; dieser hieb ihn dafür zusammen, ergriff die Axt und theilte nach allen Seiten hin Hiebe an's, während er den Rücken an eine Schäferhütte lehnte. So hielt er kämpfend sich eine Zeit lang den Feind vom Leibe, bis zufällig eine Reiterschaar von seiner Partei in die Nähe kam, ihn aus der Noth befreite und den Platz gewinnen half. Es war aber auch hohe Zeit, daß Hülfe kam, denn im Kampf mit zehn Feinden war ihm bereits die Streitaxt entfallen und sein Kopf war so mit Wunden bedeckt, daß das Blut über das Gesicht rann. Durch diese ausgezeichnete Tapferkeit erlangte er den Ruf des unerschrockensten und kühnsten Ritters seiner Zeit.

3.

Als der Herzog von Lancaster, der Bruder des schwarzen Prinzen, Dinan belagerte, geschah es, daß während ausbedungener Waffenruhe Ber-

trand's Bruder, Olivier du Guesclin, von einem englischen Ritter Thomas von Canterbury wider Fug und Recht gefangen genommen wurde. So wie Bertrand diese Nachricht vernahm, stieg er sogleich zu Pferde und ritt spornstreichs in's englische Lager hinüber. Mit großer Achtung ward er daselbst empfangen und seinem Wunsche gemäß sogleich zum Herzog geführt, der eben mit Lord Chandos und anderen vornehmen Herren beim Schachspiele saß. Diese Herren erwiesen ihm die größte Ehre und als er seine Klagen über die an seinem Bruder verübte Unbill vorgebracht, beschied der Herzog den Ritter Thomas sogleich vor sich und befahl ihm mit einem harten Verweise, seinen Gefangenen sogleich loszugeben. Voll Zorn wandte sich Canterbury gegen Bertrand und warf ihm seinen Handschuh vor die Füße. Bertrand hob ihn nicht nur willig auf, sondern faßte seinen Gegner bei der Hand und betheuerte, er wolle ihm im Kampfe auf Tod und Leben beweisen, daß er ehrlos gehandelt habe durch Verletzung des Völkerrechts. Zornig begehrte Thomas, noch am selbigen Tage zu kämpfen. Lord Chandos bot Bertrand das beste Roß seines Stalles und die beste Rüstung zum Gebrauch an und Bertrand nahm Beides mit Vergnügen. Wie ein Lauffeuer durchdrang das Gerücht des Zweikampfes das Lager und gelangte schnell auch nach Dinan. Die Bürger der Stadt, welche in großer Bedrängniß waren, im Falle sie ihren tapferen Beschützer verloren, und die auch den Engländern nicht recht traueten, schickten ungesäumt an Bertrand einen Boten und ließen ihn bitten, den Zweikampf auf ihren Marktplatz zu verlegen; dabei möchte der Herzog mit 20 Begleitern zugegen sein, für welche sie tüchtige Geiseln stellen wollten. Bertrand setzte zwar nicht den mindesten Zweifel in die Ehrlichkeit der Engländer und in des Herzogs Wort; doch trug er demselben die Wünsche seiner Mitbürger vor. Der Herzog willigte ein und der Kampf ward auf den folgenden Morgen verschoben.

Den andern Tag erschienen die Engländer in aller Frühe. Bertrand, vom Kopf bis zu den Füßen stattlich gerüstet, ritt in vortrefflicher Haltung auf den Kampfplatz. Um die Schranken reiheten sich die hohen Gäste, die Bürgerschaft, das ganze Volk; alle Fenster und Balkone waren rings mit Damen besetzt, um Zeugen des Kampfes der zwei tapfersten Ritter zu sein.

Indeß war aber dem guten Thomas der Muth gesunken. Auf sein Anstiften kamen einige Ritter von des Herzogs Gefolge zu Bertrand, stellten ihm die Größe der Gefahr vor, da er, noch so jung, gegen einen so alten, erfahrenen Kämpfer streiten wolle, und sie erboten sich, die Sache in Güte beizulegen. Allein Bertrand erklärte, der Handel sei schon zu weit gediehen, um beigelegt werden zu können; wollte jedoch Thomas öffentlich ihm seinen Degen überreichen und damit ihm den Sieg zuerkennen, so sei er es zufrieden.

Da nun Thomas sah, daß nichts Anderes zu thun sei, kam ihm der Muth der Verzweiflung und er gedachte sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die Bahn wurde geöffnet, die beiden Kämpfer ritten

gegen einander und hieben zuerst mit den Schwertern wüthend auf einander los. Die blanken Klingen durchschnitten blitzend die Luft und Schlag auf Schlag rauschte hernieder mit immer verdoppelter Kraft. Aber Keiner wankte in den Bügeln. Nachdem sie also geraume Zeit sich mit gleichem Glücke geschlagen, zogen sie die Stoßdegen und kämpften wieder eine Zeit lang, ohne daß Einer dem Andern einen Stich beibringen konnte. Endlich, als der Engländer alle Kraft zusammennahm, flog ihm der Degen aus der Hand. Jetzt schwenkte Bertrand sein Roß und tummelte es, als wie seinem Gegner zum Spaß; auf einmal stieg er ab, hob den gefallenen Degen auf und schleuderte ihn mit aller Kraft bis außerhalb der Schranken, um dann besser über seinen Gegner zu triumphiren. Dieser ritt Anfangs rings um den Plan, um Bertrand auszuweichen, der ihm wegen der Schienen an den Beinen und der schweren Rüstung nicht rasch folgen konnte. Er besann sich aber kurz und setzte sich nieder, um die Schienen abzuschnallen. So wie dieß der Engländer sah, sprengte er im Galopp herzu, um ihn zusammen zu reiten; aber Bertrand hatte sich vorgesehen und stieß dem Pferde den Degen in den Leib, daß es stürzte und den Reiter abwarf. Jetzt fiel Bertrand im Nu über ihn her, versetzte ihm erst ein paar Hiebe über's Gesicht und zerbläuete ihn dann mit seinem Panzerhandschuh dergestalt, daß er von Blut triefte. Zehn englische Ritter eilten herzu, ihm Einhalt zu thun, aber Bertrand bedeutete sie, daß sie gar kein Recht hätten, ihn zu hindern, und wenn er auch seinem Gegner das Leben nehmen wollte. Endlich ließ er ihn los, aber so entstellt, daß ihn kaum Jemand kannte. Jedermann eilte herzu, Bertrand Glück zu wünschen; der Herzog von Lancaster aber verurtheilte den Ritter Thomas, die Summe, welche er als Lösegeld für Olivier du Guesclin verlangt hatte, als Buße zu entrichten.

2. Die Jungfrau von Orleans (1429 n. Chr.).

1.

Ihr eigentlicher Name war Johanna oder Jeanne d'Arc. Sie war in dem Dorfe Domremi bei Vaucouleurs, an der westlichen Grenze Lothringens, geboren, um's Jahr 1412. Ihre Eltern waren gemeine Landleute, wenig bemittelt, aber im Rufe der Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit. Von ihnen ward sie zu allem Guten angehalten. Sie lernte von ihrer Mutter das Vaterunser, den englischen Gruß und den Glauben, aber weder lesen noch schreiben. Alle Geschäfte der Landwirthschaft betrieb sie mit sonderlichem Fleiß; sie spann Wolle, pflügte den Acker, weidete die Heerde, wartete die Pferde. Wie ihr früher Fleiß, so wird auch ihre Sanftmuth, thätige Menschenliebe und Gottesfurcht gerühmt. Sie pflegte die Kranken, war hülfreich gegen Arme, ging täglich zur Kirche und genoß häufig das heilige Abendmahl. Dabei verrieth sie aber auch eine Neigung zur Schwärmerei. In der Nähe ihres Dorfes stand ein Wunderbaum, eine schöne Buche, die nach einer alten Sage von

Feen umgeben war, und nicht weit davon war eine eben so merkwürdige Quelle. Dort pflegte sie öfters mit ihren Gespielinnen in schönen Nächten zu singen und zu tanzen. Aber seit ihrem 13ten Jahre vermied sie Gesang und Tanz und lebte mehr in sich gekehrt, auch so eifrig mit Andachtsübungen beschäftigt, daß sie dadurch das Gespötte ihrer Gespielinnen auf sich zog. Engel und Heilige waren ihr, wie sie selber nachmals erzählte, seit dieser Zeit erschienen und wenn sie inbrünstig betete, war sie immer der himmlischen Erscheinung gewiß. Doch redete sie damals mit Niemand über die Offenbarungen, die sie empfing, sondern führte ein stilles, zurückgezogenes Leben, bis der Ruf der Gottheit und der Drang ihres Herzens sie auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens führte.

Nur 13 Monate hatte ihr öffentliches Auftreten gedauert, aber welche große und wunderbare Veränderung der Lage Frankreichs hat sie in dieser kurzen Zeit bewirkt!

2.

Tief gesunken war Frankreichs Glück! Der ganze nördliche Theil bis zur Loire war in den Händen der Engländer und schon wurde Orleans, der Schlüssel zum südlichen Frankreich, von ihnen belagert (1428 im Oktober). Karl VII., welcher König hieß, ohne es zu sein — denn nicht einmal die Krönung und Salbung zu Rheims hatte er erlangen können — schien rettungslos verloren. Ohne Vertrauen auf sich und seine Sache war er auch ohne Hoffnung. Von Tag zu Tag ward er ärmer an Geld und Truppen und durch neue Unglücksboten erschreckt. Er faßte den Entschluß, das Schloß Chinon, an dem südlichen Ufer der Loire, zu verlassen und in's südliche Frankreich zu ziehen oder gar nach Spanien zu flüchten, um dort eine Freistatt zu suchen. Diese traurige Lage des Reiches und des Königs mußte alle wohlgesinnten Franzosen mit Angst und Mitleiden erfüllen und der Gegenstand ihrer Gespräche und Sorgen sein. Auch Johanna ward von diesem Unglück ihres Vaterlandes tief ergriffen und in ihrer Seele erwachte der Gedanke, König und Vaterland zu retten.

3.

Nie darf man die Zeiten einer großen Noth und Aufregung mit dem Maßstabe der Zeiten der Ruhe messen. Wo außerordentliche Umstände eintreten, werden außerordentliche Kräfte wach. Nach dem Glauben der Zeit erschienen Engel und Heilige den Menschen; in der Nähe des Dorfes Domremi wurden allerlei Wundererscheinungen wahrgenommen, dort stand ein Feenbaum, dort sprudelte eine Zauberquelle und eine alte Weissagung verkündete, daß ein Mädchen von der lothringischen Grenze kommen würde, um Frankreich zu erretten. Johanna fühlte, daß sie dieses Mädchen sei, und der feste Glaube, verbunden mit ihrem kindlichen Gottvertrauen, gab ihr Kraft. Sie wollte das bedrohte Orleans entsetzen, sie wollte den verlassenen König nach Rheims zur Krönung führen.

Von dieser Zuversicht getrieben, verließ sie ihre Eltern, denen sie bis

dahin mit kindlichem Gehorsam gedient hatte. Zuerst wandte sie sich nach Vaucouleurs, wo sie bei dem dortigen Befehlshaber, Baudricourt, Zutritt fand (1429). Als sie diesem Manne ihr Vorhaben eröffnete, hielt er sie für eine Schwärmerin und wollte nichts von ihr wissen. Doch entschloß er sich endlich, ihretwegen an den König Karl zu berichten. Die Antwort war, er möchte sie schicken, damit man sie näher prüfen könne. So zog denn Johanna in Mannskleidern, zu Pferde und im Geleite mehrerer Ritter, an den französischen Hof.

Unterwegs erwarb sie sich durch ihre kluge Rede, durch ihre Gottesfurcht und Sittsamkeit große Achtung von Seiten ihrer Begleiter. Als sie in Chinon angekommen war, dauerte es eine lange Zeit, bis sie bei dem Könige vorgelassen wurde. Karl VII. war lange ungewiß, ob er ihren Offenbarungen trauen oder sie für teuflisches Blendwerk halten solle. Endlich ließ er sie vor sich kommen und die Jungfrau erkannte sogleich den König, obgleich sich dieser ohne alle Zeichen seiner Würde unter den Haufen der Hofleute gemischt hatte. Dann entdeckte sie ihm auch ein Geheimniß, das Niemand außer dem Könige wissen konnte. Das erregte großes Aufsehen. Um aber ihre göttliche Sendung außer allen Zweifel zu setzen, ließ Karl VII. zuerst von einer Versammlung Geistlicher, dann von dem Parlament zu Poitiers sie prüfen und Alle thaten den Ausspruch, Johanna sei von Gott zur Rettung Frankreichs gesandt.

4.

Nun ward der Entschluß gefaßt, dem wunderbaren Mädchen, als einer göttlichen Prophetin, die Führung des Heeres anzuvertrauen. Sie erhielt, ihrem Verlangen gemäß, ein Schwert, das in der Katharinenkirche zu Fierbois aufbewahrt wurde und das sie genau beschrieb. Dann erbat sie sich eine weiße, mit Lilien gestickte Fahne, worauf Gott mit der Weltkugel in der Hand abgebildet war und die Worte geschrieben standen: „Jesus Maria!" Diese Fahne trug sie, wie sie selbst sich äußerte, um das Schwert nicht brauchen zu dürfen. Hierauf legte sie Mannskleider an, panzerte sich vom Kopf bis zu den Füßen und bestieg dann ein Streitroß. Mit dem Gefolge und Ansehen eines Feldherrn ward sie nach Blois gesendet zu den französischen Truppen, die Orleans entsetzen oder wenigstens mit neuer Zufuhr versehen sollten. Der Glaube an ihre göttliche Sendung zog ihr voran.

Als sie zu Blois angekommen war, drang sie vor Allem bei den Soldaten auf Religionsübung und gute Sitten. Sie befahl, daß Alle beten, die Messe hören, beichten und das heilige Abendmahl genießen sollten; sie beschränkte das Fluchen, Spielen, Plündern; sie vertrieb alle liederlichen Dirnen aus dem Lager und sprach den Soldaten Muth und Trost ein. Den Engländern ließ sie ihre Ankunft verkündigen und befahl ihnen, im Namen Gottes ihr sogleich Platz zu machen. Darauf traf sie Anstalten, um die Zufuhr nach Orleans zu bringen und sich selbst in diese hart bedrängte Stadt zu werfen.

Am 29. April 1429 langte sie vor Orleans an, und während die französische Besatzung nach einer andern Seite hin einen Ausfall that, brachte sie auf der entgegengesetzten die Lebensmittel glücklich in die Stadt. In Orleans ward sie als himmlische Retterin empfangen. Am 4. Mai, als eine zweite Zufuhr vor Orleans erschien, rückte sie mit dem Grafen von Dünois aus und ungestört ging der Zug mitten zwischen zwei Schanzen der Engländer hindurch. Jetzt entflammte sie den Muth der Franzosen zu muthigen Angriffen auf die feindlichen Schanzen; auch diese Angriffe glückten, eine Schanze nach der andern wurde den Engländern entrissen. Es wurden entscheidende Gefechte geliefert und mehrere Tausend Engländer blieben auf dem Platze, so daß die Feinde genöthigt wurden, die Belagerung von Orleans aufzuheben.

5.

Vollbracht war das Erste, was Johanna, die nun den Namen „Jungfrau von Orleans" erhielt, versprochen hatte; nun blieb ihr noch die zweite, viel größere Aufgabe zu lösen, den König zur Krönung nach Rheims zu führen Zuvor mußte noch mancher schwere Kampf bestanden werden. Die Franzosen hatten neue Zuversicht gewonnen, eroberten die Stadt Jargeau, wo der englische General Suffolk gefangen wurde, und schlugen am 18. Juni das englische Heer bei dem Dorfe Patai, wo der tapfere Talbot in ihre Hände fiel. Wo der Kampf am heißesten war, da erschien die Jungfrau und erfüllte die Ihrigen mit neuem Muth; aber die Engländer wurden verzagt, denn sie vermeinten, mit dem Geisterspuk der Hölle zu kämpfen.

Noch war Rheims in den Händen der Feinde und der weite Weg dahin überall von den Engländern besetzt. Dennoch wagten die Franzosen das Unmöglichscheinende und Karl VII., sonst aus Schlaffheit von dem Schauplatze des Krieges entfernt, stellte sich selber an die Spitze seines Heeres und brach auf nach Rheims. Die von den Engländern besetzten Städte wurden alle bezwungen und unterwarfen sich ohne Schwertstreich. Rheims selbst verjagte die englische Besatzung und sendete Karl die Schlüssel der Stadt entgegen. Triumphirend zog dieser in Rheims ein und am 17. Juli wurde er daselbst feierlich gekrönt und gesalbt. Während dieser Feierlichkeit stand die Jungfrau ihm zur Seite, in voller Rüstung, mit ihrer Fahne in der Hand, und nach geschehener Salbung des Königs warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee und wünschte ihm unter tausend Freudenthränen Glück. „So ist denn endlich" — sagte sie — „der Wille Gottes erfüllt, daß Ihr, edler König, nach Rheims gekommen seid und die Krönung empfangen habt, zum Zeichen, daß Ihr der wahre König seid, dem das Reich angehören muß." Der König dankte ihr für die Dienste, die sie ihm geleistet hatte, erhob sie in den Adelstand und befreiete ihr Geburtsdorf von allen Abgaben.

6.

Die Jungfrau hielt nun ihre Sendung für erfüllt und wollte nach Domremi zurückkehren; aber man hielt sie noch für unentbehrlich zu fernerer Begeisterung des Heeres. Johanna fühlte, daß sie den Gipfel ihres Glückes erreicht habe und blieb ungern. Ihre Ahnungen wurden nur zu bald gerechtfertigt. Sie zog im September desselben Jahres mit vor Paris, auf welches König Karl einen Angriff thun ließ. Aber die französischen Truppen wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen und die Jungfrau selbst verwundet. Im folgenden Jahre warf sie sich in die Stadt Compiegne, welche damals von dem Herzog von Burgund belagert wurde. Gleich am folgenden Tage nach ihrer Ankunft (23. Mai 1430) that sie mit 600 Mann einen Ausfall auf die Seite, wo die Burgunder unter Johann von Luxemburg standen. Aber dieser Ausfall mißglückte und die Franzosen mußten sich zurückziehen. Die Jungfrau, beim Rückzug wie immer die Letzte, ritt langsam hinterdrein, um ihn zu decken, und kehrte sich mehrmals gegen den Feind, um ihn zurück zu treiben. Schon war sie nahe am Thore von Compiegne, als sie, von Freunden verlassen und von Feinden umringt, in die Hände der letzteren gerieth. Ein kühner Kriegsmann erfaßte sie und zog sie vom Pferde. Nach verzweifelter Gegenwehr ergab sie sich dem Bastard von Vendome, dem Vasallen des Herzogs von Burgund.

7.

Ihre Gefangennehmung erregte die größte Freude unter den Engländern. Nun glaubten sie, jetzt könnten ihre vorigen Siege, ihre vorige Macht in Frankreich wieder hergestellt werden. Der Herzog von Bedford ließ daher das „Herr Gott, dich loben wir" zu Paris singen, veranstaltete Freudenfeste und erkaufte die Jungfrau für 10,000 Livres von den Burgundern. Ruhig hatte sie das Loos der Gefangenschaft ertragen, auch hatte man sie anfangs sehr anständig behandelt. Als sie aber erfuhr, daß sie nicht in burgundischen Händen bleiben, sondern den Engländern übergeben werden sollte, wagte sie einen gefährlichen Sprung vom Thurme, in dem sie gefangen saß. Vergebens! Schwer verwundet wurde sie ergriffen und ihren Todfeinden, den Engländern, übergeben. Diese, hocherfreut über den herrlichen Fang, schleppten das arme Mädchen nach Rouen und warfen sie daselbst in einen finstern Kerker. Vier Monate hindurch wurde sie mit Fragen über ihre Offenbarungen gequält, sogar mit der Folter bedroht. Die Universität von Paris, damals in den Händen der Engländer, verlangte ihre Hinrichtung, und der Bischof von Beauvais leitete den Prozeß gegen sie ein, daß sie der Hexerei, Zauberei und Abgötterei sich schuldig gemacht habe. Unerschrocken beantwortete sie alle ihr vorgelegten Fragen und ihre klugen Antworten brachten oft die Richter in Verlegenheit, die sich abmüheten, etwas Böses an ihr zu finden. Endlich ward sie zum Flammentode verdammt.

Am 23. Mai 1431 ward ihr im Gefängniß dieß Urtheil vorgelesen. Sie hörte es mit Standhaftigkeit an. Auch als sie am folgenden Tage auf den Richtplatz geführt wurde und schon neben dem Scheiterhaufen stand, blieb sie unverzagt. Erst als ein Geistlicher sie ermahnte, ihrem Irrthum zu entsagen und sich der Kirche zu unterwerfen, und als ihr dann das Urtheil nochmals vorgelesen wurde, brach ihr der Muth. Sie rief: „Ich will mich der Kirche unterwerfen und Alles thun, was sie befiehlt!" Nun mußte sie ihre Zaubereien nach einer Formel, die man ihr vorlas, abschwören und sodann diese Formel mit einem Kreuz unterzeichnen. Hierauf wurde sie in ihr voriges Gefängniß zurück gebracht, wo sie auf immer bei Wasser und Brod bleiben sollte. Aber der unmenschlichen Wuth ihrer Verfolger war das nicht genug, sie sollte den martervollen Tod erleiden und es ward ihnen leicht, denselben herbei zu führen.

Johanna hatte bei ihrem Widerruf auch versprechen müssen, nie wieder Mannskleider anzulegen; aber man hatte, vielleicht um sie zur Untreue gegen dieses Versprechen zu reizen, die Mannskleider in ihrem Gefängniß gelassen. Als sie nun dennoch die Mannskleider anlegte, um den schamlosen Zudringlichkeiten der Soldaten zu entgehen, so galt dieß als ein Rückfall in ihre vorige Ketzerei, und abermals wurde das Urtheil des Feuertodes über sie ausgesprochen. Bei Ankündigung desselben that sie einen Schrei des Entsetzens, sie jammerte, daß sie so grausam behandelt werden sollte. Aber das war auch der einzige Tribut, den sie der natürlichen Liebe zum Leben zollte. Bald kehrte ihr Glaubensmuth zurück und verherrlichte ihr schmerzvolles Ende. Am 30. Mai 1431, früh 9 Uhr, wurde sie mit einer Mütze, auf der die Worte „Abtrünnige und Ketzerin" zu lesen waren, auf den Altmarkt der Stadt Rouen geführt und dem weltlichen Arm übergeben. Auf dem Wege zum Scheiterhaufen sagte sie zu ihren Begleitern: „Noch heute werde ich durch Gottes Gnade im Paradiese sein!" Man ließ die Flamme nur langsam sich ihr nähern, um ihre Todesqual zu vermehren; noch lange hörte man, wie sie die Heiligen anrief, und der Name „Jesus" war der letzte, den man vernahm. Sie mochte fühlen, was der Dichter sie sagen läßt: „Kurz ist der Schmerz und ewig währt die Freude!" Ihre Asche wurde in die Seine gestreut, um ihr Andenken zu vertilgen.

Aber aus tiefer Herabwürdigung erhob sich ihr Andenken zu der verdienten Verherrlichung. Nach 24 Jahren gelang es ihren Verwandten, den Papst Kalixtus III. zu einer Prüfung ihres Prozesses zu bewegen. Bei der Untersuchung, die deshalb angestellt wurde, kam das ungerechte Verfahren der bösen Richter an den Tag. Sie wurde darauf (1456) zwar nicht für eine Heilige, aber für unschuldig, unsträflich und rechtgläubig erklärt. Nun wurden ihr zu Ehren in Rouen feierliche Umzüge veranstaltet und auf dem Platze ihrer Hinrichtung ward ein Kreuz errichtet und späterhin eine Ehrensäule. Aber noch schöner und für alle Zeiten bleibend hat die Dichtkunst ihren Ruhm verherrlicht.

3. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel († 1524).

1.

Pierre du Terrail, gewöhnlich der Ritter Bayard genannt, war der Sohn eines Edelmanns, der ein Schloß und ein mäßiges Gütchen in der Dauphiné besaß. Die Heldentugend schien erblich in diesem Geschlechte zu sein, denn Großvater und Urgroßvater des Ritters hatten ihr Leben auf dem Schlachtfelde geendigt. Auch Bayard, ein starker, muthiger Knabe, wiewohl fast immer von magerem und blassem Ansehen, kannte von Jugend auf kein anderes Vergnügen, als wilde Pferde zu tummeln, und keinen größeren Ehrgeiz, als der Bravste unter seines Gleichen genannt zu werden. Im 15ten Jahre nahm ihn sein Oheim, der Bischof von Grenoble, zu sich und ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten. In seinen Freistunden waren wieder Fechten und Reiten seine einzige Erholung.

Nach einigen Jahren treuen Fleißes brachte ihn sein Oheim als Pagen an den Savoyischen Hof. Er war noch nicht lange in Chambery, als er schon wegen seiner ungemeinen Geschicklichkeit in Reiterkämpfen berühmt zu werden anfing. Bald darauf besuchte König Karl VIII. von Frankreich den Herzog von Savoyen, und da er ein Freund von solchen Künsten war, so ward ihm der junge Bayard bald bekannt, ja er mußte einmal zwei Stunden lang auf einer Wiese Karoussel reiten, woran sich der König gar nicht müde sehen konnte und wobei er rief: Piquez, piquez, encore une fois! (Stecht nur noch ein Mal.)

Der Graf von Ligny, Karl's Günstling, glaubte dem König dadurch zu schmeicheln, daß er den herrlichen Pagen in seine Dienste nahm, und so kam Bayard nach Lyon. Hier wollte während der Anwesenheit des Königs ein Edelmann von Bourgogne, Herr von Vaudrey, seine Stärke zeigen und bat den König um Erlaubniß, mit der Lanze, dem Schwert und der Streitaxt eine Probe ablegen zu dürfen, und als man es ihm bewilligt hatte, stellte er an einem öffentlichen Platze seinen Schild aus, wodurch er jeden waffenkundigen Edelmann herausforderte, sich mit ihm zu messen. Die stärksten Kämpfer meldeten sich, doch als auch der blasse, kaum 18jährige Bayard seinen Namen aufschreiben lassen wollte, trug man Bedenken, einen so schwächlich scheinenden Jüngling zuzulassen. Aber der König, ein Freund kühner Unternehmungen, munterte ihn selbst dazu auf, und siehe, als das Turnier begann und nach und nach die Stärksten besiegt waren, bekämpfte der schlanke Page jenen Riesen mit solcher Geschicklichkeit, daß ihm lauter Beifall zugerufen wurde. Die Verwunderung ging in Erstaunen über, als die Kämpfer zuletzt der Sitte gemäß mit aufgehobenem Visir vor den Damen vorüberritten und des Siegers jugendliches und kränklich scheinendes Antlitz sichtbar ward. Der König nahm ihn nun förmlich in seine Dienste, schenkte ihm ein Pferd aus seinem Stalle und etwas Reisegeld, und wies ihm einen Platz in einer Kompagnie Gensd'armes an, die zu Aire in Artois stand.

2.

Auch hier verbreitete sich bald der Ruf von seiner Tapferkeit, den er noch dadurch vermehrte, daß er unter den Edelleuten in Aire und den benachbarten Garnisonen kleine Turniere ausschrieb, in denen er gewöhnlich den Preis davon trug. Sein erster Kriegszug war derjenige, den Karl VIII. im Jahre 1494 nach Italien unternahm, um Neapel zu erobern. In dem Treffen wurden dem allzu kühnen Bayard zwei Pferde unter dem Leibe getödtet. Er selbst focht hier zum ersten Male unter den Augen des trefflichen Ritters von Ars, dessen Feldherrnklugheit und Tapferkeit damals in Aller Mund lebte. Auch den Feldzug von 1499 zur Eroberung Mailands machten Beide zusammen. Als im folgenden Jahre die Mailänder das französische Joch wieder abwarfen und ihren Herzog Ludwig Moro zurückriefen, mußte der Marschall la Tremouille das Land noch einmal erobern und Bayard war wieder dabei.

Er hatte erfahren, daß 300 Mann von Ludwig Moro's Truppen, unter der Anführung des braven Hauptmann Cajazzo, in Binasko lägen, einem Flecken, etwa anderthalb Stunden von Mailand. Sogleich besprach er sich mit etwa 50 seiner Kameraden, die seines Sinnes waren, und sie erhielten die Erlaubniß, ohne Anführer nach Binasko zu reiten, um gegen die 300 Italiener ihr Heil zu versuchen. Cajazzo, der von ihrem Anschlage Nachricht erhielt, rückte ihnen entgegen, und der fürchterlichste Kampf begann. Endlich sammelte Cajazzo seine Leute und zog sich ermüdet zurück. Da erst ward Bayard gewahr, daß sie sich kaum noch eine halbe Stunde von Mailand befänden. „Halloh!“ rief er, „meine Freunde, meine Kameraden, der Sieg ist unser!“ und sogleich griffen Alle die Italiener noch einmal an, die sich indessen auf's Neue geordnet hatten. Auch diesen Angriff hielten Cajazzo's Truppen nicht lange aus, vielmehr suchte sich Jeder, dessen Pferd noch Kraft genug zum Laufen hatte, in die Stadt zu retten. Vergebens rief der brave Cajazzo sie zum Stehen auf, der Tumult ward allgemein und Italiener und Franzosen stürzten in buntem Gewühl auf das Thor zu. Erst dicht vor dem Schlagbaume machten die Letzteren Halt, doch der siegestrunkene Bayard ritt mit hinein und besann sich nicht eher, als bis er vor dem fürstlichen Schlosse hielt. Hier starrte er wie bezaubert vor sich hin, und in Gefahr, von Bürgern, Soldaten und Weibern mit Steinen todt geworfen zu werden, sah er keinen andern Ausweg, als sich Cajazzo zu ergeben. Doch dieser räumte ihm achtungsvoll seine Wohnung ein und lud ihn zum Abendessen beim Herzog, der aus seinem Fenster den ungleichen Kampf des kühnen Ritters mit angesehen hatte.

„Herr Ritter,“ redete Ludwig Moro ihn an, „was hat Euch hierher gebracht?“ — „Die Lust zu siegen!“ antwortete Bayard. — „Aber glaubtet Ihr denn, Mailand allein einzunehmen?“ — „Nein, gnädiger Herr, ich glaubte mich von meinen Kameraden begleitet.“ — „Auch mit diesen wäre ja das nimmermehr möglich gewesen.“ — „Es ist wahr,“ sagte Bayard bescheiden, „auch sind sie klüger gewesen, als ich, und dafür sind sie frei,

und ich gefangen. Doch immerhin, ich bin ja der Gefangene des bravsten und großmüthigsten Mannes." — Der Herzog erkundigte sich hierauf in einem etwas verächtlichen Tone nach der Stärke des französischen Heeres. „Wir zählen unsere Leute nicht," antwortete Bayard, „allein, was ich Euch sagen kann, ist, daß die Soldaten meines Herrn lauter ausgesuchte Leute sind, vor welchen die Eurigen nicht Stand halten werden." — Der Herzog versetzte darauf etwas empfindlich, der Ausgang werde in Kurzem das Gegentheil beweisen. — „Wollte Gott," rief Bayard, „es käme morgen zur Schlacht und ich wäre frei! — „Ihr seid es," entgegnete der Herzog, „ich liebe Euern Muth und Eure Standhaftigkeit und bewillige Euch gern Alles, was Ihr noch sonst von mir verlangen wollt." Durchdrungen von dieser unerwarteten Güte warf sich Bayard zu Moro's Füßen, bat, ihm in Erwägung seiner Rittterehre seine stolzen Antworten zu verzeihen, gelobte ewige Dankbarkeit und verlangte nichts, als sein Pferd und seine Waffen. Cajazzo ließ Beides auf der Stelle holen, worauf der Ritter sich empfahl, vor Ludwig's Fenster noch eine Lanze brach und dann nach kurzem Gruße lustig zum Thore hinaus ritt. Wenige Tage nachher endigte des Herzogs Gefangenschaft den Krieg.

3.

Bald nach seiner Krönung zog der junge König Franz I. wieder nach Italien, von Bayard begleitet. Die zweitägige Schlacht von Marignano ward gewonnen und setzte den König in den Besitz von Mailand. Am Abend des ersten Tages war Bayard's Rüstung ganz durchlöchert und zuletzt bekam auch sein Pferd einen Hieb, durch den es seine eiserne Kopfbedeckung sammt dem Gebiß verlor. Das freigewordene Thier, wild gemacht durch die Wunde, trug nun seinen Herrn mitten in einen schweizerischen Schlachthaufen hinein, wo er seinen Tod vor Augen sah, ohne ihm entfliehen zu können. Aber das Glück wollte es, daß man ihn nicht erkannte, und dieß war um so leichter, da es schon dämmerig war. Endlich stand sein Pferd, nahe bei den Schweizern, unter einem breitastigen Baume still, der nach italienischer Sitte mit Weinreben umschlungen war. Er stieg vorsichtig ab, warf die schwere Rüstung von sich, ließ das müde Pferd stehen und schlich nach der Seite hin, wo er seine Landsleute vermuthete. Wenn er ein Geräusch hörte, warf er sich nieder, und kroch auf den Händen fort. Nachdem er sich im Finstern mehrere Stunden lang durch Gräben, Sümpfe und Gesträuch mühsam durchgearbeitet hatte, hörte er endlich zu seiner Freude in einiger Entfernung „Frankreich" rufen. Das verdoppelte seine Anstrengung, bis er zuletzt ganz erschöpft bei den französischen Vorposten ankam. Der Herzog von Lothringen schenkte ihm sogleich ein Pferd. Andere brachten ihm Waffen und nach einigen Stunden erquickenden Schlafs war er wieder einer der Ersten im Steigbügel.

Erst dieser zweite Tag entschied die Schlacht. Der junge König Franz war so freudetrunken über diesen ersten Sieg und der Anblick so vieler

Krieger, die für ihn an seiner Seite so muthig gekämpft hatten, begeisterte ihn so, daß er nach vielen Danksagungen gegen seine Offiziere das Verlangen äußerte, hier auf dem Schlachtfelde in der Mitte der Helden nach alter Weise zum Ritter geschlagen zu werden. Darauf wandte er sich an Bayard und sagte: „Ich kenne Niemand in dem Heere, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter; ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja, Bayard, lieber Freund, von Eurer Hand will ich heute zum Ritter geschlagen werden, weil Derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Kämpfen immer als einen vollkommenen Ritter gezeigt hat, am meisten dazu berechtigt ist, Andere zu Rittern zu machen.“ Bescheiden blickte Bayard auf die anwesenden Fürsten und Herren und erwiederte, eine solche Ehre komme nur ihnen zu und er werde es nie wagen, sie in ihrer Gegenwart anzunehmen. Umsonst; sie selber munterten ihn dazu auf. Noch immer zögerte er beschämt. Ein König — sagte er — sei ein geborener Ritter. „Nichts, nichts!“ rief der König, „ich verlange es!“

„Nun wohlan denn, Sire!“ entgegnete Bayard, „und wenn's mit Einem Mal nicht genug wäre, würde ich's tausend Mal thun, um nicht dem Willen meines Herrn zu widerstreben.“ Hierauf kniete der König nieder, Bayard zog sein Schwert, schlug ihn mit der flachen Klinge sanft auf den Rücken und sagte dazu ganz unvorbereitet: „Sire! Es sei so gut, als ob es Roland wäre, oder Oliver, oder Gottfried von Bouillon. Wahrlich, Ihr seid der erste Fürst, den ich zum Ritter schlage. Der Himmel gebe, daß Ihr im Kriege nie die Flucht nehmet.“ Das war die glücklichste Stunde in Franzen's und Bayard's Leben. Schon unter den eben gesprochenen Worten waren dem Letztern die Thränen aus den Augen gestürzt; dann blickte er mit kindlicher Freude auf sein Schwert und rief im herzlichsten Tone: „Auch du, mein lieber Degen, du bist wohl recht glücklich, einem so tugendreichen und mächtigen Könige heute den Ritterschlag gegeben zu haben. Dafür will ich dich auch als Reliquie aufheben und vor allen Schwertern ehren; nie will ich dich anders führen, als gegen Sarazenen und Mauren.“

Beschaffenheit des Ritterthums.

1.

Die Ritter bildeten einen besonderen Stand. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht waren die drei Haupttugenden der Mitglieder. Die, welche ritterbürtig heißen wollten, mußten anfangs durchaus dem Adelstande angehören, wenigstens vier Ahnen aufzuweisen haben und ansehnliche Güter besitzen. Erst in der Folge konnten ehrenwerthe Kriegsmänner überhaupt, ohne Rück-

sicht auf Herkunft und Reichthum, die Ritterwürde erlangen; ja im dreizehnten Jahrhundert wurde manchmal auch denen, die bürgerliche Gewerbe trieben, ritterliche Ehre zugestanden.

Zur Erlangung der Ritterwürde gehörte gewöhnlich eine lange Vorbereitung und eine feierliche Aufnahme. Schon in seinem siebenten Jahre wurde der Knabe, der einst Ritter werden sollte, aus dem väterlichen Schlosse auf die Burg eines angesehenen Ritters gebracht, wo er als Page oder Edelknabe aufwartete und die ersten Reiterkünste erlernte. Im vierzehnten Jahre seines Alters wurde er wehrhaft gemacht, d. h. vor dem Altar mit dem Wehrgehänge umgürtet. Hiermit trat er in den Stand der Knappen. Nun mußte er die früher begonnenen Roß- und Kampfübungen weiter fortsetzen und dem Ritter, dem er diente, immer zu Handen sein. Er mußte dessen Stall und Rüstung unter Aufsicht nehmen, mußte ihm das Streitroß vorführen, mußte ihn zu allen Kämpfen begleiten, im Gefechte hinter ihm halten und ihn bei feierlichen Gelagen und in vertraulichen Kreisen bedienen. Eine gelehrte Bildung erhielt er nicht; sehr wenige Ritter konnten schreiben. Nur für Ritterehre und Ritterpflicht suchte man sein Gemüth zu begeistern, und dazu schien hinreichend der Dienst, den er leistete, das Beispiel, das ihm voranleuchtete, und Alles, was er an den Rittertafeln von bestandenen Abenteuern und Heldenthaten hörte. Doch ertheilte man ihm bisweilen auch besondere Aufgaben, um ihn zum Gehorsam oder zur Ehrerbietung gegen edle Frauen zu gewöhnen. Manche dienten ihr ganzes Leben hindurch als Knappen; gewöhnlich aber wurde der Knappe nach sieben Jahren, also im 21sten Jahre seines Alters, unter die Ritter aufgenommen.

Diese Aufnahme geschah immer in Gegenwart von Zeugen, aber bald mit, bald ohne große Feierlichkeiten. Wurde z. B. ein ausgezeichneter Kriegsmann nach einem gewonnenen Siege unter die Ritter aufgenommen, so geschah dieß bloß durch einen Ritterschlag. Ganz anders aber war die feierliche Aufnahme. Da bereitete sich der Knappe durch Baden, Fasten, Beten, Genuß des heiligen Abendmahls und Wachen in einer Kirche dazu vor. Kam dann der feierliche Tag, so mußte er, angethan mit einem weißen Gewande und umgeben von Zeugen oder Pathen vor seinem Erhörer, d. h. demjenigen, der ihm die Ritterwürde ertheilen wollte, erscheinen und knieend um Ertheilung derselben bitten. Hierauf ließ ihn der Erhörer, nach einer vorausgeschickten Ermahnung den Rittereid schwören, der die allgemeinen Ritterpflichten umfaßte, und ertheilte ihn dann unter Anrufung Gottes den Ritterschlag, entweder einen Backenstreich oder gewöhnlich drei Schläge mit dem flachen Schwerte auf den Hals oder die Schultern — vielleicht eine Andeutung, daß dieß die letzte Beleidigung sei, die er gesetzmäßig dulden dürfe. Geschenke an das Volk und die Kirchen, ferner Ritterspiele, Schmausereien und Ball schlossen gewöhnlich die Feier eines solchen Festes. Auch ertheilte wohl der neue Ritter, als ein Zeichen seiner nunmehrigen Befugniß, den Ritterschlag.

Als Graf Wilhelm von Holland, erst zwanzig Jahre alt, im

Jahr 1247 in der Gegend von Köln zum deutschen König erwählt worden war, ohne noch seiner Jugend willen die Ritterwürde erlangt zu haben, ließ er sich gleich nach seiner Wahl in Köln zum Ritter schlagen. Die dortige Kirche ward zu dieser Festlichkeit eingerichtet. An dem bestimmten Tage führte der König von Böhmen, Ottokar I., den Grafen Wilhelm als Knappen zu dem Kardinal Petrus, der im Festgepränge seiner Würde am Altare Messe las, indem er ihn folgendermaßen anredete: „Eurer Herrlichkeit, gütiger Vater, stellen wir diesen auserwählten Knappen vor, bittend, Eure väterliche Liebe möge sein Gelübde annehmen, damit er unserm Ritterstande würdig beigesellt werde." Der Kardinal stellte nun dem Knappen die Pflichten eines Ritters vor. „Wer Ritter sein will," sprach er, „muß hochherzig, adelig, wacker sein, hochherzig im Unglück, adelig von Geblüt, wacker als Mann. Ehe du nun dein Gelübde ablegst, so höre mit Nachdenken die Forderung der Ritterregel. Das aber ist Ritterregel: „Zuerst mit andächtiger Erinnerung an die Leiden unseres Herrn täglich die Messe zu hören; dann für den katholischen Glauben täglich Gefahren zu bestehen, die heilige Kirche sammt ihren Dienern von jedem Wütherich befreien, die Wittwen, Waisen und Unmündigen in ihren Drangsalen zu beschützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, für die Errettung jedes Unschuldigen in den Kampf zu gehen, die Turniere nur ritterlicher Uebungen willen zu besuchen, dem römischen Kaiser ehrerbietig in weltlichen Dingen zu gehorchen, die Lehnsgüter des Kaiser- und Königthums nicht zu veräußern und untadelig vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben. Wirst du diese Ordnungen der Ritterregel gebührend beobachten und nach Kräften genau erfüllen, so wisse, daß du zeitliche Ehre hier auf Erden und nach diesem Leben ewige Ruhe im Himmel erwirbst." Nach diesen Worten legte der Kardinal beide Hände des Knappen auf das Evangelienbuch und sprach: „Willst du also dem Ritterstand im Namen des Herrn gebührend beitreten und die Regel, die ich dir wörtlich vorgelegt habe, so viel du kannst, erfüllen?" — „Ich will es," erwiederte der Knappe. Darauf gab ihm der Kardinal folgendes Bekenntniß, welches der Knappe laut und öffentlich ablas: „Ich, Wilhelm, Graf von Holland, Heerführer und des heiligen Reiches freier Vasall, bekenne eidlich Beobachtung der Ritterregel in Gegenwart meines Herrn, des Kardinals und apostolischen Gesandten Petrus, bei diesem Evangelienbuch, das ich mit meiner Hand berühre." — „Dieses fromme Gelöbniß," fügte der Kardinal hinzu, „sei dir eine Erlassung deiner Sünden, Amen!"

Hier führte der König von Böhmen den Ritterschlag gegen den Hals des Knappen unter folgenden Worten: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes weihe ich dich zum Ritter und nehme dich mit Freuden in unsere Zunft. Aber merke es dir, da der Heiland der Welt für dich vom Hohenpriester Hannas Backenstreiche empfangen hat, vom Landpfleger Pilatus aber verhöhnt, gegeißelt und mit Dornen gekrönt, vom König Herodes mit einem Schleppgewand angethan und vor allem Volk nackt und verwundet an's Kreuz geschlagen worden ist, so rathe ich dir, an seine Schmach zu denken,

sein Kreuz auf dich zu nehmen und seinen Tod zu rächen." Als nun dieß Alles sammt der Messe vollendet war, vollzog der neue Ritter unter dem Geschmetter der Trompeten und Pauken mit dem Sohne des Königs von Böhmen erst ein dreimaliges Lanzenstechen, dann eine Waffenprobe mit blitzenden Schwertern. Auch hielt er mit großen Kosten drei Tage Hof und machte unter reichlichen Geschenken an die Fürsten seine Erhebung kund.

Die Waffen, mit denen ein neuerkorener Ritter geschmückt wurde, waren Schwert, goldene Sporen, Helm und Harnisch, Schild und Lanze, Streitkolben und Dolch. Alle diese Waffen haben eine symbolische Deutung erhalten. So war das Schwert als Kreuz gestaltet, ein Zeichen, daß der Ritter Gerechtigkeit schützen und handhaben, der Dolch (ein kurzes Schwert, Misericorde genannt, wozu der Ritter griff, wenn Schwert und Lanze nicht mehr ausreichten) sollte auf die Barmherzigkeit Gottes hindeuten.

Pflichtvergessene Ritter zogen sich nicht nur die öffentliche Verachtung zu, sondern konnten auch ihrer Würde entsetzt werden. Dagegen genossen die Ritter, welche den beschworenen Pflichten treu blieben, hohe Achtung und vielerlei Rechte. Ihr Wort galt statt des Eides; sie durften nur von Rittern gerichtet werden, durften nach vorausgegangener Ankündigung Andere befehden, durften den Knappen die Ritterwürde ertheilen, Ritter und Knappen in ihrem Gefolge haben, an Höfen und Turnieren erscheinen, goldene Sporen tragen, ihren Harnisch, Helm und Schild mit Gold auszieren, Wetterfahnen auf den Thürmen und Helmzierden über den Thoren ihrer Burgen aufstellen. Auch führten sie den Titel „Herr," den sie ihrem Namen vorsetzen durften, während jeder Andere von hohem Adel, der nicht Ritter war, nur „Jungherr" oder „Junker" hieß.

2.

Zur Ausbildung und Befestigung des Ritterthums trugen die glänzenden Waffenspiele und Ritterfeste, „Turniere" genannt, vorzüglich bei. Wie sie entstanden, ist ungewiß. Die Reiterübungen, welche Heinrich I. veranstaltete, um seine Deutschen zum Kampf gegen die gefürchteten Ungarn vorzubereiten, waren noch keine Turniere, obschon sie denselben zur Vorschule dienen konnten; ja, als ein Vorspiel derselben könnte man schon den Waffentanz, den deutsche Jünglinge nackt zwischen bloßen Schwertern vollführten, betrachten. Die eigentlichen Turniere (vom französischen tourner, drehen, wenden) kamen in Frankreich auf, und zwar im 11. Jahrhundert, als schon das Ritterthum sich gebildet hatte. Erst während der Kreuzzüge wurden sie in Deutschland unter Friedrich I. und in England durch Richard Löwenherz eingeführt.

Ein Turnier wurde von regierenden Fürsten oder von der ganzen Ritterschaft eines gewissen Distriktes veranstaltet; gewöhnlich bei großen Städten, im Anfange des Frühlings oder Spätherbstes. Auserwählte Turniervögte oder Turnierwächter, gewöhnlich angesehene Ritter, muß-

ten die dazu nöthigen Vorbereitungen treffen, was man Turnierlegen nannte. Sie mußten Ort und Zeit lange vorher dem turnierfähigen Adel verkünden lassen; sie mußten vor der Stadt, wo das Turnier abgehalten werden sollte, den Turnierhof einrichten, mit doppelten Schranken für die Turnierer und mit Gerüsten für die Frauen und andere Zuschauer; in der Stadt aber einen Tanzsaal bestellen und den Rath der Stadt um Herberge und Bewirthung der Turnierer ansprechen, denn oft war die Anzahl der Hinzuströmenden sehr groß. So waren z. B. (wie Rüxners Turnierbuch meldet) bei dem Turnier, das Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1198 zu Nürnberg hielt, außer dem Kaiser 13 Fürsten, 29 Grafen, 13 Freiherren, 68 Ritter, 497 Edle, zusammen 620, „die alle in diesem Turniere selbst geritten, ohne andere Grafen, Ritter und Adelige, die als Diener der Fürsten auf bemeldetem Turnierhof gewesen sind und turniert haben." „Desgleichen waren hier 7 Fürstinnen, 15 Gräfinnen, 6 Landfrauen und 148 geschmückte Frauen und Jungfrauen von Adel." Vorzüglich drängten sich junge Ritter zu den Turnieren, weil sie hier vor den Augen der edelsten Geschlechter Gelegenheit fanden, ihren Ruhm zu gründen oder zu befestigen.

Wenn nun an dem bestimmten Tage die Turnierer eingezogen waren, so wurde am folgenden Tage zur Besetzung der Turnierämter geschritten. Denn außer den Turniervögten gab es daselbst **Herolde**, deren Oberhaupt der Wappenkönig hieß, **Ehrenritter** und **Ehrenknappen** für die Frauen, von denen einer ein Gewand an seinen Lanzenschaft bekam, um es auf den Ritter zu senken, dem die Frauen in mißlichem Kampfe Schonung angedeihen ließen; dann **Grieswärtel**, die auf dem **Gries** oder Kampfplatze die allzuheftigen Kämpfer auseinander zu bringen hatten; endlich Prügelknechte zur Bestrafung der Unwürdigen und um das Volk in Ruhe zu halten.

Waren die Turnierämter besetzt, so folgte die **Helmschau**. Die Turnierer ließen ihre Helme und Paniere an einem öffentlichen Orte, gewöhnlich dort, wo die Turniervögte wohnten, aufstellen; Frauen und Jungfrauen aber nahmen, von Ehrenrittern und Herolden geführt, die aufgestellten Kleinodien in Augenschein. Drei oder vier Mal zogen sie durch die Reihen derselben, und bei jedem Helm rief ein Herold den Namen des Ritters, dem selbiger angehörte.

Verbunden mit dieser Helmschau war die Prüfung der Turnierfähigkeit. Turnieren durfte nämlich nur ein Ritter, der wenigstens vier Ahnen aufzuweisen und seinen Adel nicht durch Mißheirath oder durch unedles Betragen entehrt hatte. Fand sich nun, daß ein Ritter diesen Bedingungen nicht entsprochen hatte, so wurde er nach dem Ausspruche der Turniervögte des Turnierens für unfähig erklärt und mit Hohn und Spott zurückgewiesen. Sein Helm wurde auf die Erde geworfen oder das Pferd ihm genommen. Nur die Fürbitte der Frauen konnte sein Schicksal erleichtern.

An die Helmschau schloß sich endlich auch die Helmtheilung. Es wurde nämlich bestimmt, ob die Ritter zu Einem Kampfe oder zu mehreren abgesondert werden sollten, und in welcher Ordnung die einzelnen Paare

mit einander kämpfen sollten. Auf deutschen Turnieren wurden dann die Turniergesetze verlesen und der Turniereid geschworen. Durch diesen verpflichtete sich jeder Ritter, nicht mit einem bissigen oder schlagenden Pferde in den Schranken zu erscheinen; keine andern als landesübliche Waffen zu führen; mit dem Schwerte nur zu hauen, nicht zu stechen; die Hiebe nicht gegen den Unterleib, sondern gegen den Oberleib, der mit dem eisernen Harnisch, oder gegen das Gesicht, welches mit dem eisernen Visir geschützt war, zu führen.

War dieß Alles beendigt, so ward am folgenden Tage das Turnier selbst vollzogen. Die Zuschauer, welche an Pracht und Aufwand einander zu übertreffen suchten, nahmen die für sie bestimmten Plätze ein; die Damen, feierlich geschmückt, bildeten einen schönen Kranz. Im feierlichen Zuge mit Trompetern und Pfeifern kamen die Turnierbeamten daher; endlich verkündete das Geschmetter der Trompeten und das Wirbeln der Pauken die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Waffenrüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge stolz in die Schranken bis an die aufgespannten Seile. Sobald die festgesetzte Stunde ausgeschlagen hatte, wurden die Schranken geschlossen, die Seile durchgehauen. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen mit Namen auf, welche sich zuerst mit einander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl noch ein Ritter mit geschlossenem Visir, der unbekannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde aufgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Turniervogt seinen Namen nennen, damit kein Unritterlicher und Unebenbürtiger sich zudränge.

Alles ist still und stumm vor Erwartung. Da geben die Trompeten das Zeichen und auf ihren Schall tummeln die beiden Gegner ihre Rosse, mit eingelegter Lanze, in vollem Galopp, sprengen sie auf einander los. Die Spitze der Lanze steht über des Pferdes linkes Ohr hinaus, das Ende des Schaftes halten sie fest unter dem Arme. Wer gut trifft und fest im Sattel ist, wirft seinen Gegner entweder aus dem Sattel oder er zersplittert seine Lanze an dem stählernen Brustharnisch. Beides gilt als Sieg. Bleibt aber die Lanze des Gegners unversehrt, so ist das ein Zeichen, daß er entweder gar nicht oder nur schlecht getroffen hat. Oft auch vertauscht der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer andern, und mancher bricht wohl funfzig Lanzen an e i n e m Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wird das zweite aufgerufen, dann das dritte und so fort, meist drei Tage lang, aber auch Wochen lang.

In älteren Zeiten kämpften Haufen gegen Haufen, in späteren meist nur Mann mit Mann. Auf deutschen Turnieren schlug man erst mit Kolben gegen einander, dann, auf ein gegebenes Zeichen, ließ man die Kolben fallen, griff zu den Schwertern und suchte einander die Helmklei-

nodien abzuhauen.*) Ueberall kam es darauf an, durch geschickte Wendungen mit dem Pferde die Hiebe und Schläge des Gegners abzuwehren und dagegen mit Kraft und Gewandtheit demselben Schläge oder Hiebe beizubringen.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Vertheilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter ertheilt, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er galt ebensoviel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahete dieser sich ehrerbietig den Damen, welche den Dank vertheilten, und empfing auf den Knieen aus schöner Hand irgend ein theures Kleinod, eine goldene Kette, einen Helm oder ein Schwert oder einen Ring. Bisweilen überreichten die Frauen ihren Rittern als besondere Gunstbezeugung ein Band, eine Schleife oder ein Tuch, das trugen nun die Ritter beständig an ihrem Helme und unterließen nie; ihre Dame zu preisen und ihre Tugend und Schönheit gegen Jedermann zu behaupten. War die Preisvertheilung unter dem Klange der Musik beendigt, dann ward der Sieger feierlich unter großem Zulauf der Menge in das Schloß geführt. Hier empfingen ihn die Edelfrauen, nahmen ihm die schwere Rüstung ab und schmückten ihn mit den prachtvollsten Feierkleidern. Am Abend folgte ein kostbarer Schmaus und großer Ball. An der Tafel bekam der Sieger einen Ehrenplatz und wurde zuerst bedient; eröffnete auch am Abend den Ball.

3.

Die Turniere waren ein schönes und edles, aber auch ein sehr gefährliches Vergnügen. Oft fiel ein Ritter in seiner schweren Rüstung vom Pferde und war auf der Stelle todt. Mancher wurde von seinem Gegner tödtlich verwundet, wenn nicht getödtet. So hatte noch im Jahre 1559 der König von Frankreich, Heinrich II., das Unglück, einen Lanzenstich durch das rechte Auge zu erhalten und an der Wunde zu sterben. Oft sogar gebrauchten Ritter die Turniere als eine Gelegenheit, frühere Beleidigungen zu rächen, und alsdann glichen die Turnierplätze kleinen Schlachtfeldern. Im Jahre 1240 wurden auf dem Turniere zu Neuß unter Köln gegen sechzig Ritter und Knappen erschlagen oder von dem entsetzlichen Staube erstickt. Aus diesem Grunde eiferte die Geistlichkeit gegen die

*) Wenn der Ritter in voller Rüstung einhertritt, bedeckte das vorgeschobene Visir das Gesicht, und es war unmöglich, ihn zu erkennen. Darum wählte er ein äußeres Abzeichen, das ihn kenntlich machte, z. B. einen Hirsch, Löwen, Wolf, Bär, Fuchs, seit den Kreuzzügen häufig das Bild des Kreuzes; diese Abzeichen kamen in vielerlei Gestalten auf die Schilde und hießen Wappen. Durch kühne und tapfere Thaten bekamen diese Schilde eine Geschichte und wurden mit Ehrfurcht angesehen; auch erbten sie fort vom Vater auf den Sohn. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien einer Familie, welche dasselbe Wappen führte, von einander unterscheiden konnte, so brachte man noch besondere Verzierungen, meist von Gold, am Helme an und nannte diese Kleinode.

Turniere und versagte denen, welche darin gefallen waren, ein christliches Begräbniß.

Auf ihren Burgen lebten übrigens die Ritter wie kleine Könige, in Reichthum, Pracht und heiterem Lebensgenusse. Ein Fest drängte das andere. Beim Becherklang ergötzten sie sich an den Erzählungen ihrer Großthaten. Andere, welche kein Eigenthum besaßen, zogen mit ihren Knappen zu Roß von Land zu Land, schmauseten bei andern Rittern und gingen, wie einst die griechischen Helden Herkules, Jason, Theseus, auf Abenteuer aus. Diese nannte man „fahrende Ritter." Bald kamen wunderbare Erzählungen auf von Abenteuern und Heldenthaten, welche diese Ritter vollbracht haben sollten. Der eine hatte gegen Zauberer, der andere gegen fürchterliche Riesen, der dritte sogar gegen feuerspeiende Drachen gekämpft.

Manche Ritter vergaßen aber die Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Da hingen an Bergen und Felsen hundert und hundert trotzige Burgen, die wie eine große Sklavenkette sich durch das ganze Land zogen. Aus ihren Raubnestern machten die Ritter mit ihren Reisigen Ausfälle, überfielen den armen, wehrlosen Wanderer, den Bauer und den Städter, warfen die Knechte der Kaufleute nieder und führten den Raub frohlockend mit sich auf ihre Burg. Auch an den Felsenufern der Flüsse erhoben sich drohend ihre Schlösser und Burgen und die vorüberfahrenden Schiffe mußten harten Zoll erlegen. In den häufigen Fehden der Ritter untereinander wurden nicht selten die blühendsten Saatfelder von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Die Kaiser waren schwach und vermochten selten dem Uebermuthe der Adeligen mit kräftigem Arme zu steuern. Das waren die traurigen Zeiten des Faustrechts, wo derjenige Recht behielt, der die Gewalt besaß.

Achter Abschnitt.

Mittelalterliche Kultur.

Die Vehmgerichte.

In Zeiten, wo das staatliche, gesellschaftliche und Rechts-Leben in einem Gährungsprozesse befangen ist und nach neuen Gestaltungen ringt, da verlieren auch die gewöhnlichen Gerichte ihre Macht und aus dem Volke selber heraus erheben sich Männer, um nach althergebrachter Sitte das Recht zu schützen und den Verbrecher zu strafen, auch wenn er der Strafe des ordentlichen Gerichtes entgangen ist. So wurden am Ausgang des Mittelalters, namentlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Vehmgerichte (auch Freigerichte, Freistuhlsgerichte, die heimlichen Gerichte genannt) zu einer Macht erhoben, die sich über ganz Deutschland erstreckte, vor der kein Ansehen der Person galt und mancher vornehme Bösewicht, welcher der gemeinen Gerichtsbarkeit Trotz bot, zittern mußte.

Der Name „Vehme" stammte von dem altdeutschen „vervehmen", das so viel bedeutet wie verbannen, verfluchen. Die Vehmgerichte gehörten dem Lande Westphalen an, durften nur dort „auf rother Erde", d. h. in dem Lande zwischen Weser und Rhein gehalten werden; sie hingen nur vom deutschen Kaiser selber ab, und ihre Vorsitzer, die Freigrafen, empfingen vom Kaiser persönlich oder von seinem Stellvertreter, dem Kurfürsten von Köln, den Blutbann, d. h. das Recht über Leben und Tod. Ihren Ursprung leiteten sie von Karl dem Großen ab, der, die Rechtsgewohnheiten der alten heidnischen Sachsen achtend, die Grafengerichte bei ihnen einführte, nachdem sie zum Christenthume bekehrt worden waren. Denn schon in den ältesten Zeiten waren die freien Männer der Sachsen zu bestimmten Zeiten des Jahres, wenn sie ihre großen Opfer abgehalten hatten, zusammengekommen, um unter dem Vorsitz eines Aeltesten (Grauen, Graven) ein „Ding" abzuhalten und nach dem alten guten Recht zu strafen und Gerechtigkeit zu üben.

Das Vehmgericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch Wissende nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Vehme wußten. Solcher Beisitzer mußten wenigstens 14 sein, gewöhnlich aber betrug ihre Zahl das Doppelte. Da es nicht verborgen blieb, wenn Einer Freischöffe war und zur Sicherheit seiner Person viel beitrug — da man sich wohl hütete, einem Mitglied der heiligen Vehme übels zu thun —, so ließen sich allmählig Männer aus allen deutschen Gauen unter die Zahl der Freischöffen aufnehmen. Als Kaiser Sigismund am Freistuhl zu Dortmund „wissend" gemacht ward, soll die Zahl der Freischöffen sich auf 100,000 belaufen haben, worunter viele Fürsten und Herren. Und gegen 1000 Freischöffen sollen bei der Vervehmung des Herzogs Heinrich von Baiern im Jahre 1429 zugegen gewesen sein.

Die Aufnahme konnte nur auf rother Erde an einem Freistuhl geschehen, und ging unter festbestimmten Förmlichkeiten vor sich. Zwei oder mehr Freischöffen traten vor den auf seinem Stuhle sitzenden Freigrafen und baten um Erlaubniß, den oder jenen „unwissenden Mann" in die heimliche Acht bringen zu dürfen, indem sie sich zugleich dafür verbürgten, daß er ein Freigeborner und Unbescholtener sei. Nach erhaltener Erlaubniß wurde derselbe in die beschlossene (d. h. mit einem Strick umzogene) Gerichtsstätte geführt. Mit entblößtem Haupt knieete er vor dem Freigrafen nieder, der, das Gesicht nach Osten gewendet, vor einem Tische saß, auf welchem zwei gekreuzte Schwerter und ein Strick lagen. Auf diese legte das neue Mitglied seine Hand und schwor mit einem Eide, die Vehme heilig zu halten vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, vor Allem, was Gott hat lassen werden zwischen Himmel und Erden. Hierauf theilte ihm der Freigraf die geheime Vehme, d. h. die Losung mit, woran sich die Freischöffen erkannten, aus den vier Worten bestehend: „Strick, Stein, Gras, Grein", deren Zusammenhang erklärt wurde, und zuletzt wurde auch das „Nothwort" kund gegeben, auf welches jeder Freischöffe dem andern zu Hülfe kommen mußte, und wäre selbst der Gegner der eigene Sohn gewesen. Die geheimnißvolle Formel, deren Sinn erklärt wurde, lautete: „Reinir dor Feweri"; ihre Bedeutung ist bis zur Stunde noch nicht enträthselt, denn wer sie verrieth, ward ohne Gnade hingerichtet. Das Gesetz schrieb vor, dem Schuldigen die Hände zusammenzubinden, ein Tuch über seine Augen zu hängen, ihm die Zunge bis auf den Nacken und einen dreisträngigen Strick um den Hals zu winden und dann ihn sieben Fuß höher zu hängen als einen vervehmten Missethäter oder Dieb.

Auch mit dem heimlichen Schöffengruß wurde der neue Freischöffe (ähnlich wie bei den freien Maurern des Mittelalters) vertraut gemacht. Der Freischöffe legte seine rechte Hand auf seines Genossen linke Schulter und sprach: „Ich grüß' Euch, lieber Mann, was fanget Ihr hier an?" worauf der Andere antwortete: „Alles Glück kehre ein, allwo die Freischöffen sein!"

Aus den Freischöffen wurden dann wieder die Freigrafen gewählt, die stets geborne Westphalen sein mußten, doch, wenn sie nur die gehörigen Kenntnisse besaßen, jedem Stande angehören konnten. Nicht selten nahm ein einfacher Bauer den Freistuhl ein, während unter den um ihn versammelten Freischöffen sich Ritter und Grafen befanden. Diese saßen, wenn das Urtheil „geschöpft" wurde, entblößten Hauptes, über den Schultern das „Mentelin", ohne Waffen und nüchtern.

Es gab „geheimes Ding", bei welchem nur die Eingeweiheten Zutritt hatten, und „offenes Ding" oder Gericht, das Morgens bei hellem Tage an den bekannten „Malstätten" oder Gerichtsplätzen gehalten wurde. Die „Freistühle" befanden sich stets unter freiem Himmel, unter einer Linde, Eiche, einem Birnbaum, Hagedorn, oft ganz nahe bei einer Stadt, Burg oder einem Dorfe. Der Freistuhl von Dortmund lag dicht an der Stadtmauer unter einer Linde, die noch jetzt, obwohl sehr verwittert, zwischen den Eisenschienen des dortigen Bahnhofs steht. Um den steinernen Tisch zogen sich drei steinerne Bänke für die Schöppen; auf dem Tische stand der deutsche Reichsadler in erhabener Arbeit und lag das Schwert der Gerechtigkeit.

Der Freigraf bestieg seinen Stuhl und eröffnete das Gericht mit der Frage an den Freifrohn, den Diener des Gerichts, ob es Tag und Zeit sei, im Namen des römischen Kaisers ein „heilig Ding" zu hegen und zu spannen? Der Freifrohn bejahte und dann fragte der Stuhlherr weiter, mit wie viel Freischöffen er das Gericht besitzen und bekleiden solle? und der Gerichtsbote antwortete: zum Mindesten mit sieben. Diese wurden vom Stuhlherrn namentlich aufgerufen. Waren diese und andere Einleitungsformen abgemacht, so forderte der Freigraf den Kläger vor Gericht. Dieser wie der Beklagte (der freilich, wenn er sich schuldig fühlte, selten erschien) durfte sich einen Freischöffen wählen, der das Wort für ihn führte und der „Vorsprecher" hieß. Der Kläger bekräftigte mit einem Eide die Wahrheit seiner Aussage, wählte aber noch zwei Eideshelfer, d. h. Freischöffen, die es beschwuren, daß sie seinen Eid für rein und kräftig hielten. Gegen diese drei Eide konnte der Beklagte mit 7 Eiden auftreten, indem er sich 6 Eideshelfer wählte. Dann hielt der Kläger wohl auch seine Klage mit 14 Eiden aufrecht, die der Beklagte, wenn das Recht auf seiner Seite zu sein schien, mit 21 Eiden wieder rückgängig machen konnte — das war das höchste Zeugniß und nun war er frei. Konnte der Beklagte aber keine oder zu wenig Eideshelfer finden, dann fragte der Freigraf einen Freischöffen, was seine „Wette" (Buße, Strafe) sei. Dieser, nachdem er sich mit dem „Umstande" — der Versammlung — berathen, erklärte, daß der Angeklagte der „höchsten Wette", nämlich des Stranges schuldig sei. Nun sprach der Freigraf das Urtheil, warf den Strick über seinen Kopf und den Gerichtskreis weg, und der Verurtheilte wurde zum nächsten Baume geführt und gehängt.

Wenn drei oder mehrere Freischöffen einen Verbrecher auf frischer That ertappten oder wenn Jemand sich in Gegenwart mehrerer Schöppen

schuldig bekannte oder wohl gar seiner Missethat rühmte: dann führten ihn diese ohne Weiteres an den nächsten Baum und knüpften ihn ohne alle Umstände auf. Entkam der Verbrecher oder hatte man sein Vergehen bloß erfahren, so ward er drei Mal vor die Vehme geladen, indem der Frohn oder ein Freischöffe die schriftliche Vorladung heimlich an die Thür seiner Wohnung oder in deren Nähe anheftete. Erschien der Angeklagte auf die dritte Vorladung nicht, so ward er als Verächter des höchsten kaiserlichen Gerichts vervehmt, d. h. in die Acht erklärt. Nachdem der Stuhlherr die feierliche Achtserklärung gesprochen hatte, warf er den Weidenstrang über sich weg aus dem Gericht und alle Freischöffen spieen aus, als ob der Schuldige in diesem Momente gehängt würde. Alle Genossen hatten nun die Pflicht, den Vervehmten, wo sie ihn treffen oder seiner habhaft werden mochten, aufzuhängen. In den Baum, an dem das Opfer vollzogen ward, steckte man einen Dolch, zum Zeichen, daß die heilige Vehme hier gewaltet habe.

Das Vehmgericht, das ursprünglich ein öffentliches war und sein sollte, artete aber allmälig aus, indem es sich mit geheimnißvollem Dunkel umgab und unter dem Deckmantel der Verborgenheit auch wohl allerlei unlautere Zwecke verfolgte. Darum verbanden sich schon im Jahre 1461 Fürsten und Städte miteinander, um dem Unwesen dieser Gerichte zu steuern, und sobald mit der neu erstehenden Fürstenmacht wieder eine geordnete Rechtspflege entstand, gingen sie an ihrer eigenen Machtlosigkeit zu Grunde.

Die deutsche Hansa.*)

Während Kaiser Friedrich II. in Italien und Palästina kämpfte, herrschte in Deutschland noch immer der gräuliche Unfug des Faustrechts. Alles wimmelte von Land- und Seeräubern; weder auf den Landstraßen, noch auf den Flüssen und Meeren war Sicherheit zu finden. Die Ritter hatten eine Menge Burgen an der Elbe und am Rhein errichtet und nöthigten die vorübersteuernden Schiffe, ihnen hohe Zölle zu bezahlen. An den Straßen aber lauerten sie den Kaufleuten auf, warfen sie nieder, plünderten sie aus, führten sie gefangen fort, und gaben sie nicht anders, als gegen ein starkes Lösegeld wieder frei.

Dieser Plackereien wurden endlich die großen Handelsstädte, besonders Lübeck und Frankfurt, müde; sie beschlossen, sich selbst zu schützen und traten mit einander in einen Bund (1241). Auf gemeinschaftliche Kosten sammelten sie ein bedeutendes Heer und rüsteten Kriegsschiffe aus, welche die

*) Vergleiche Jürgen Wullenweber im III. Theil.

Kauffahrer auf der Elbe in Schutz nahmen. Die Raubritter hatten nun üble Tage. Ihre Burgen wurden belagert, zerstört, der Erde gleich gemacht und die Galgen mit ihren Personen geziert. Nicht besser erging es den Seeräubern; eine Flotte lief gegen sie aus, suchte sie auf, vernichtete ihre Fahrzeuge, ersäufte ihre Mannschaft. Bald erzitterte Alles vor der deutschen Hansa — so nannte man ihren Bund, dem bald eine Stadt nach der andern beitrat. Die bekanntesten Hansastädte damaliger Zeit waren Braunschweig, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Kolberg, Stettin, Stolpe, dann Köln, Nimwegen, Frankfurt a. d. O., Königsberg, Danzig, Magdeburg — im Ganzen über sechzig Städte. Sie hatten sich nun, da sie durch Einigkeit stark geworden, vor den mächtigsten Feinden nicht mehr zu fürchten, rüsteten eine Flotte von 200 Schiffen, hielten ein furchtbares Landheer und führten Kriege mit Königen und Fürsten. Der schwedische König Magnus wurde von der deutschen Hansa gezwungen, seine Krone niederzulegen, und dem dänischen König Christoph erklärte ein Bürgermeister von Danzig den Krieg. Andere Städte und Länder bemüheten sich um die Freundschaft der deutschen Hansa und räumten ihr Schiffe, Stapelplätze und Handelsrechte ein. Weithin nach allen Weltgegenden, nach England und tief nach Rußland hinein, zogen deutsche Kaufleute, geehrt in der Fremde wie in der Heimath.

Zu Lübeck wurden die Hansatage oder die Bundesversammlungen gehalten, wobei sich alle Bundesstädte durch ihre Abgeordneten einfanden. Auch Gesandte aus den benachbarten Staaten erschienen dabei, um mit dem Bunde ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Da wurden denn alle Unternehmungen verabredet, die Beiträge zu den Kosten ausgeschrieben und die Beschwerden eines Jeden gehört und abgethan. Der Bund hielt strenge Polizei unter seinen Gliedern. Hatte eine Stadt ihre Pflichten nicht erfüllt, oder sonst sich eines Frevels schuldig gemacht, so wurde sie verhanset, d. h. aus dem Bunde gestoßen und geächtet, für eine Feindin aller andern erklärt. Eine solche Strafe war immer von furchtbaren Folgen, denn der geächteten Stadt wurden ihre Schiffe weggenommen und ihr Handel zerstört.

Dreihundert Jahre lang war die Hansa mächtig und lange Zeit die Hauptmacht des Nordens. Nachher haben sich die niederländischen Städte des Handels und der Seemacht bemächtigt und jetzt herrscht England auf allen Meeren. Deutschland könnte wieder reich und mächtig werden, wenn es eine starke Kriegsflotte hätte und wenn es einig wäre.

Die Städte am Schlusse des 13. Jahrhunderts.*)

Hohe, oft doppelte Mauern, Graben und Wall umgürteten das streitbare Geschlecht in den Städten, das immer des Angriffs gewärtig sein

*) Nach Barthold.

mußte. Wehrthürme krönten die Mauern. Sie ragten in gemessenem Abstand empor und waren von mannigfacher Bauart, rund, eckig, spitz, flach. Um die Stadt war das ganze Weichbild mit einem Graben, einer Landwehr, umzogen, deren Zugänge feste Warten bezeichneten. Wächter lugten aus ihnen nach den Landstraßen hinaus und meldeten durch Zeichen jede Gefahr oder das Herannahen reisender Kaufmannszüge, denen in unsicherer Zeit ein bewaffnetes Geleit entgegen ging. Inwendig an der Mauer der Stadt durfte sich Niemand anbauen; dergleichen Anbauten droheten Gefahr des Verraths oder hinderten das Besteigen der Zinnen. In den meisten Städten wandten sich die Straßen gekrümmt, oft im Sacke endend, hin und her. Seitdem die Zünfte oder Handwerkerklassen mit einander kämpften, schloß man sogar einzelne Gassen durch Thore, oder hing des Nachts Sperrketten ein. Das Rathhaus, auch wohl Bürgerhaus genannt, ragte über alle Gebäude weltlichen Gebrauchs hervor; auf seinem schlanken Thurme hing die Glocke mit dem Glöcklein, die zur Raths- und Gemeindeversammlung oder sonst zu wichtigen Dingen riefen. Auf dem Rathhausthurme lugte der Wächter in's Weichbild aus. Kirchen und Rathhäuser, Kaufhallen und Zunfthäuser wurden von der ganzen Bürgerschaft mit großer Ausdauer prachtvoll aufgebaut, besonders die Kirchen und Kapellen. Himmelhoch erhoben sich die Thürme. Soëst, das in neuerer Zeit fast bis zu einem Dorfe herabsank, zählt noch jetzt sechs bethürmte Kirchen und Kapellen. Zur Zeit seiner Blüthe zählte es zehn stattliche Gotteshäuser und gegen 27 Kapellen, die Krankenhäuser, Pilgerherbergen, Mariengärten und anderen kirchlichen Anstalten nicht gerechnet.

Die Bürgerhäuser blieben Jahrhunderte hindurch sehr einfach. Sie bestanden nur aus Fachwerk und ragten mit dem Giebel nach der Straße. Die oberen Stockwerke traten über die unteren hervor und verengten die schmalen Gassen so sehr, daß sie kaum den Himmel blicken ließen. So leichte, enge Bauart begünstigte die ungeheuern Feuersbrünste, welche alle unsere Städte so oft heimsuchten, aus denen sie aber eben so schnell sich wieder neu erhoben.

Die häusliche Einrichtung entsprach der Einfalt des Zeitalters. Der Hausrath, ohne Putz, war dem einfachsten Bedürfniß gemäß und roh gearbeitet. Beim Mahle aßen Mann und Frau aus einem Teller; einer oder zwei Becher dienten der ganzen Familie; Fackeln und Laternen leuchteten bei Nacht den Schmausenden; Kerzen gab es nicht. Die Glasur irdener Gefäße kam um diese Zeit erst auf. Selbst in wohlhabenderen Häusern wohnte der Sohn des Hauses mit seiner jungen Frau im Hinterstübchen bei den Eltern; ohne eigene Wirthschaft ging er bei ihnen zur Kost.

Dennoch aber fand schon das 13. Jahrhundert gesetzliche Beschränkung der Prunkliebe und Schwelgerei nöthig, die besonders bei Festen geübt wurde. Das erste Gesetz der Art finden wir bei den fröhlichen prassenden Wormsern im Jahre 1220. Die Ritter, Richter und Rathleute mit Beistimmung der ganzen Gemeinde, untersagten die Gastmähler und Gelage,

welche man im Hause des Gestorbenen zu halten pflegte, wenn dieser zu Grabe getragen war. Wer dagegen fehlte, sollte 30 Schillinge der Stadtbaukasse zur Strafe zahlen. Die strengen Niedersachsen duldeten bei Hochzeiten nicht mehr als zwölf Schüsseln und drei Spielmänner der Stadt, die Breslauer (1290) dreißig Schüsseln und vier Spielleute. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts setzte der alte und der neue Rath zu Soëst fest, beim Verlöbniß keinen Weinkauf zu trinken, doch dürfe der Bräutigam der Braut ein paar Lederschuhe und ein paar Holzschuhe senden. Bei der Hochzeit waren den Reichsten 50 Schüsseln, aber nur fünf Gerichte gestattet.

Unter den Künsten blühete besonders die Goldschmiedekunst. Sie schuf köstliche Schreine für die Leiber der Heiligen, Kelche mit heiligen Bildern, Kreuze mit der Gestalt des Erlösers. Auch die Kunst des Siegelschneidens stand in hohem Ansehen. Die Städte hatten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts überall ein besonderes Wappen, welches meistens das reichverzierte Bild des Patrons der Hauptkirche enthielt. Lübecks Siegel zeigt bedeutsam das Schiff auf hoher Fluth; der alte Steuermann mit spitzer Kappe leitet das Fahrzeug durch die Wogen; ein Jüngling am Tauwerk weiset auf den Beistand nach Oben. Köln hat als ältestes Wappen den heiligen Petrus, mit den Schlüsseln auf dem Stuhle sitzend; Magdeburg hatte seit uralter Zeit eine Jungfrau über den Zinnen sich erwählt; Worms zeigte den Lindwurm und deutete damit vielleicht auf den Drachen, den Siegfried erschlug. Hamburg und vielen anderen Städten behagte das dreifach bethürmte Stadtthor; Berlins ältester Bär schritt aufrecht zum Angriff und trug nicht Halsband noch Kette.

Hinter den düstern Mauern der Städte wurde Gesang und Saitenspiel gepflegt. Auch diese Kunst bildete sich nach der Sitte der Zeit in Zunft und Schule aus und erheiterte das ernste Leben der Bürger. Manche Städte unseres Vaterlandes waren erfüllt mit einer Unzahl von Spielleuten. Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinke waren ihre Instrumente. Alte Heldensagen ließ man in Liedern erklingen. Auch die Lust an der Natur war in den dumpfen Gassen erwacht. Ueberall wurde in deutschen Städten das Frühlingsfest mit Lust und Jubel begangen und im Freien ward getanzt. Man dachte sich den Winter als einen feindseligen Riesen, den Sommer als einen knabenhaften, holden und zugleich starken Jüngling, welcher gewaffnet in den Wald zog, um den gehaßten Gegner aufzusuchen und zu überwältigen. Ein Knabe zog daher als Sonnengott, an der Spitze gewaffneter Genossen, in den Wald. Er trug Laub- und Blumenkränze an Stirn, Brust und Schulter und kehrte, nachdem Scheinkämpfe im Walde gehalten waren, als Sieger mit Jubel heim. Sein Gefolge führte zum Beweise des Sieges grüne Birkenzweige mit sich. Ein hoher, glattgeschälter Baum mit grüner Krone wurde aufgepflanzt. Unter allerlei Leibesübungen und Spielen, mit Gesang und Tanz begleitet, verlebte man den Tag. Diese Sitte war aus dem Dorfe mit den eingebürgerten Bauern in die Stadt gezogen, verwandelte sich aber im 14. Jahrhundert in einen Auszug der

Schützenbrüderschaften. Ein bunter Frühlingsvogel wurde von der Stange herabgeschossen und der beste Schütze bekränzt. Nur die Rathsherren begingen noch hier und da für sich einen Mairitt unter festlicher Musterung des waffengeübten Volkes. In der Frühe des ersten grünen Maitags ritt der jüngste Rathsherr — ihm voran noch ein schöner bekränzter Knabe — mit den stattlich geputzten Rathsherren in den Wald hinaus, führte den Mai ein und verlebte den Abend mit Weib und Sippschaft im laubgeschmückten Rathhause bei festlicher Kost und bei Tanz. Die Straßburger begingen am 1. Mai ein lustiges Schifferstechen auf dem Rhein, wobei im Jahre 1286 die mit Zuschauern überfüllte Brücke zusammenstürzte.

Das Kriegswesen lag noch den Bürgern ob. Jeder zünftige Meister mußte mit Waffen versehen sein. Diese waren von der verschiedensten Art und den wunderlichsten Namen. Im gewöhnlichen Leben auf Mark und Gasse war das Tragen derselben verboten; auf Reise und Fahrt ging aber Jedermann bewehrt. Jede Zunft war im Besitz eigener Banner und Zeughäuser; die Zunftmeister waren die Führer gegen den Feind. Die gebräuchlichste Waffe war die Armbrust, deren Erfindung dem Morgenlande angehört; die Bürger gebrauchten sie mit großer Wirkung von den Zinnen ihrer Städte herab. Es entstanden nun auch die Schützengilden der Kaufleute und Handwerker. Braunschweig ging in der Ausbildung des Schützenwesens voran. Dort gab es schon im Jahre 1265 eine Schützenstraße und das Armbrustschießen nach dem Vogel auf hoher Stange blieb noch lange neben dem Feuerrohr im Gebrauch. Mit Freudenspielen mancherlei Art ergötzte sich die Bürgerwehr. So baten die Magdeburger den tapferen Bruno von Störenbeck, ein recht besonderes Freudenspiel zu ersinnen. Herr Bruno lud darauf mit seinen wohlgesetzten Briefen die Kaufherren von Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und andere Nachbarn zu Pfingsten nach Magdeburg. Die Geladenen fanden sich zahlreich ein, die Goslaer mit verdeckten Rossen, die Braunschweiger in Grün, Andere in besonderer Rüstung und Kleidung. Mit Speeren wurden die gewappneten Gäste empfangen, denn ohne Strauß wollten sie nicht einziehen. Inzwischen erhoben sich auf einer Insel in der Elbe Zeltreihen und auf Schilderbäumen wurden die Wappenschilder aufgehängt. Am folgenden Tage nach der Messe und dem Mittagsmahl, zog man hinaus und erlaubte jedem Fremden, den Schild dessen zu berühren, mit dem er kämpfen wollte. Ein alter Kaufmann aus Goslar verdiente den schwer erworbenen Kampfpreis.

Die Familie Fugger*).

Der Stammvater der Familie Fugger, die noch jetzt als Fürsten und Grafen weitläufige Güter und Herrschaften in Baiern und Württemberg besitzt, war **Hans Fugger**. Als armer, aber rühriger Webergeselle kam er nach Augsburg (1365), erlangte durch Verheirathung mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht und wurde, nachdem er ein wohlgelungenes Meisterstück verfertigt hatte, in die Weberzunft aufgenommen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch einen untadelhaften ehrbaren Lebenswandel erwarb er sich bald die Zuneigung und Achtung seiner Mitbürger, so daß ihn die Weberzunft sogar zu ihrem Deputirten im Stadtrathe erwählte. Es war aber dieses Amt um so ansehnlicher, als die Weberzunft gerade in Augsburg die höchste Geltung unter den übrigen Zünften genoß, und dieß schrieb sich von den ältesten Zeiten her. Die Weber rühmten sich nämlich, in der ewig denkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde, in welcher der große deutsche Kaiser Otto I. die Ungarn aus Deutschland vertrieb, von einem mächtigen Heerführer dieses wilden Volkes einen Schild erbeutet zu haben. Zur Belohnung ihrer Tapferkeit — erzählten sie weiter — habe der Kaiser ihnen diesen Schild als Wappen geschenkt und sie trugen denselben von Zeit zu Zeit in pomphaftem Aufzuge durch die Stadt.

Im Jahre 1409 starb Hans Fugger und hinterließ ein Vermögen von 3000 Gulden, das er sich durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit erworben hatte. Es war dieß aber für jene Zeit eine ansehnliche Summe, da die reichen Goldminen der neuen Welt noch nicht geöffnet waren und die Lebensmittel noch einen sehr niederen Preis hatten.

Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters fort und mit so viel Glück und Geschick, daß sie nur die **reichen Fugger** genannt wurden. Das Ansehen und der Reichthum der Familie wuchs von Tag zu Tag. Schon um das Jahr 1500 war nicht leicht ein befahrener Weg zur See oder zu Lande, worauf sich nicht Fugger'sche Waaren befanden. Auf einmal nur nahm ihnen die mächtige Hansa 20 Schiffe weg, die, mit ungarischem Kupfer beladen, auf der Weichsel über Krakau und Danzig gingen.

Unter der Erde arbeitete der Bergmann für die Fugger, auf derselben der Fabrikant. Schon 1448 liehen sie den damaligen Erzherzögen von Oestreich, dem Kaiser Friedrich III. (Vater Maximilian's) und seinem Bruder Albrecht 150,000 Gulden. Es waren im Jahre 1509 gerade 100 Jahre, daß der Weber Hans Fugger starb und sein durch mühsamen Fleiß errungenes Vermögen von 3000 Gulden hinterließ. Jetzt waren seine Enkel die reichsten Kaufleute in Europa; ohne ihre Geldhülfe vermochten die mächtigsten Fürsten dieses Erdtheils keine irgend bedeutende Unternehmung zu vollführen und ihre Familie war mit den edelsten Geschlechtern durch die Bande der Blutsverwandtschaft verbunden. Vom

*) Nach Denhard.

Kaiser Maximilian I. wurde sie in den Adelstand erhoben und mit den ehrenvollsten Vorrechten begabt.

Aber die Fugger zeichneten sich auch aus in wohlthätiger Sorge für Arme und Dürftige. So erkauften sie schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in der Jakobervorstadt einen großen Platz nebst einer Anzahl von Gebäuden, ließen diese niederreißen, und 51 Häuser mit 106 Wohnungen erbauen, in denen arme Bürger Augsburgs für den geringen Miethzins von jährlich zwei Gulden ein bequemes Unterkommen fanden. Die ganze Anstalt bildet, so zu sagen, eine eigene Stadt; sie hat drei Haupt- und drei Nebenstraßen, drei Thore und eine eigene Kirche. Noch ist jetzt diese Anstalt unter dem Namen der Fuggerei eine Zierde Augsburgs und eine Wohlthat für dessen Bürger.

Ihren Reichthum, ihren Geschmack und ihre Prachtliebe zeigte vor Allem die äußere und innere Einrichtung ihrer palastähnlichen Häuser, welche die höchste Zierde ihrer Vaterstadt wurden. Die Fugger'schen Häuser waren mit Kupfer gedeckt und von Außen mit Bildern auf nassem Wurf bemalt. In- und ausländische Baumeister waren bei diesen Bauten thätig. Noch bewundert man die künstliche Schreiner- und Schlosserarbeit in den Fugger'schen Häusern.

Unter Kaiser Karl V. drang der Ruf der Fugger'schen Reichthümer bis in das ferne Spanien, wo das Sprüchwort entstand: „Er ist reich wie ein Fugger." Ja der Kaiser selbst soll in gerechtem Stolz auf solche Unterthanen, als ihm der königliche Schatz zu Paris gezeigt wurde, ausgerufen haben: „In Augsburg habe ich einen Leinweber, der das Alles mit Gold bezahlen kann!" Hatte ihm doch auch, wie die Sage erzählt, dieser Leinweber, der Graf Anton, einen großartigen Beweis seines Reichthums gegeben. Derselbe hatte einmal Karl V. eine ansehnliche Summe gegen Schuldverschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, kehrte er bei dem Grafen ein und entschuldigte sich, daß es ihm noch nicht möglich sei, die Summe wieder zu bezahlen Ob es gleich Junius war, so war es doch kalte Witterung, und als dem Kaiser das Frühstück gebracht wurde, bemerkte dieser händereibend, daß er den Unterschied des italienischen und deutschen Klima's doch ziemlich deutlich fühle. Fugger ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer anzünden, legte einige Bündel Zimmetrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor und zündete die dünnen Zimmetrollen damit an. Eine Unze (2 Loth) Zimmet kostete zu jener Zeit in Deutschland zwei Dukaten.

Die freien Maurer.

In den Städten blüheten Künste und Handwerke und beide waren auf das Innigste mit einander verbunden. Am erhabensten offenbarte sich dieß in der Baukunst. In ihr lebte noch der religiöse Sinn des deutschen

Volkes; der sogenannte gothische Baustyl mit seinen kühnen Spitzbogen ist aus deutschem, christlichem Gemüthe entsprungen; wie das Christenthum stets nach Oben weist, von dem Irdischen emporstrebt zum Himmlischen, so überwindet auch der Spitzbogen die irdische Schwere, schließt sich nicht wie der arabische Rundbogen zufrieden mit den Freuden dieser Erde zur Erde sich krümmend ab. Diese Säulen, Pfeiler und Thürme wachsen schlank wie die Palmen zum Licht hervor, die Steine selber sind zu lebendigen Blüthen und Blättern geworden. Die Rose in Fenstern, Thüren, Säulenverzierungen und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend das Kreuz — das sind die Grundformen, die in den mannigfaltigsten Gestalten wiederkehren. Die Rose ist das volle blühende Leben, das Kreuz ist aber der himmlische Sinn, der alle Erdenherrlichkeit für gering achtet, um das ewige Leben zu gewinnen. Ein Kreuz in der Rundung der Rose war das allgemeine Zeichen der Gottheit im Mittelalter.

Aber nicht blos die Kirchen, sondern auch die Burgen, Paläste, Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude trugen das Gepräge des kirchlichen Baustyls. Heutzutage, wenn wir jene Werke anschauen, begreifen wir's kaum, wie es möglich war, sie so riesenhaft und erhaben im Ganzen, so zierlich und lieblich im Einzelnen, so rein nach einem Grundgedanken und doch wieder so mannigfaltig in den einzelnen Theilen zu Stande zu bringen. Dieß war nur dadurch möglich, daß die Kräfte derer, welche sie schufen, zu einer großen Verbrüderung sich zusammenfanden, in welcher die tiefen Geheimnisse der Kunst sorgsam gepflegt wurden und von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten. Tausend und aber tausend kunstbegabte Hände setzten ihr ganzes Leben daran, um das rohe Gestein nach dem Gedanken des Geistes zu zwingen; kein Meister wollte eigensinnig für sich etwas sein und hervorbringen; sondern er arbeitete fort im Sinne und Geist seines Vorgängers. — Jeder war stolz auf das Werk, nicht auf seinen Namen. Die Innungen und Gilden des Mittelalters wirkten alle mit vereinten Kräften und der Einzelne war nur groß im Ganzen. Zur edlen Baukunst durften aber nur freie Meister und Gesellen; ihre Genossen hießen die freien Maurer und ihre Kunst die königliche. Bei jedem großen Bauwerk war eine Bauhütte, in welcher die freien Maurer ihre Geheimnisse pflegten. Solcher großen Bauhütten waren vier: in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Die Zunft der Maurer und Steinmetzen bewahrte erblich ihre Geheimnisse und genoß große Vorrechte.

Das größte der Wunderstücke mittelalterlicher Baukunst ist der Dom zu Köln. Am 15. August 1248, unter dem gewaltigen Erzbischof Konrad von Hochstaden, wurde der Grund gelegt; der hohe Chor, dessen Höhe 150 Fuß mißt, ward 1320 vollendet und 1321 eingeweiht. Das große Werk ist unvollendet geblieben, keiner seiner Thürme ist ausgebaut und doch ragt es über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft alle an innerer Vortrefflichkeit und Kunst.

Nächst dem Kölner Dom ist vor Allem berühmt das Straßburger

Münster*) mit seinem Riesenthurm von 490 Fuß Höhe, an welchem 161 Jahre gearbeitet wurde. Den Bau dieses herrlichen Werkes leitete seit 1277 der wackere Meister Erwin von Steinbach, einem Städtchen in Baden, der im Jahre 1318 starb. Er hatte eine Tochter Sabina, welche viel schöne Steinbilder von Heiligen aus Stein meißelte, während der Vater des Baues pflegte. Der Sohn Johannes setzte das Werk des Vaters fort und seine kunstreiche Schwester unterstützte ihn dabei. Von ihrer Hand ist das schöne Sinnbild an dem Portal auf den Graden (beim Uhrwerk) gehauen. Hier ist zur rechten Hand die christliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargestellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält; links aber die jüdische Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgesenktem Haupt und verbundenen Augen, die in der rechten Hand einen zerbrochenen Pfeil und in der linken die Gesetztafeln Mosis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten stehen die zwölf Apostel. Auch Johann von Steinbach erlebte die Vollendung des Werkes nicht und erst im Jahre 1438 wurde es durch Johann Hülz von Köln vollendet.

Dichtkunst im Mittelater.

Herr Walther von der Vogelweide (1207 n. Chr.).

1.

Dieser gefeierte Minnesänger stammt von Würzburg, aus dem Hof zur Vogelweide, und wurde um's Jahr 1170 geboren. Er war adeligen Geschlechts, wie die Beinamen „Herr," „Ritter" zeigen, während die bürgerliche Abkunft durch das Wort „Meister" ausgedrückt wurde. Ob er aus dem an Dichtern reichen Thurgau, von den Vogelweiden in St. Gallen, oder aus Oestreich stammte, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Sein Wappen ist der Vogel im Käfig und Oestreich bezeichnet er selbst als das Land, wo er Dichten und Singen gelernt. Die dort regierenden Babenberger gehörten wie die Hohenstaufen zu den sangesfreudigen Fürstenhäusern. Walther war arm und trieb seine Kunst als Erwerb. Auf einem Rößlein reitend, mit einem Saitenspiel auf dem Rücken, zog er umher an den Höfen und auf den Ritterburgen, wo jeder Sänger willkommen war und wo sich der Adel zu großen Festen versammelte. Mit dem Ba-

*) Wie das Wort „Dom" von dem lateinischen domus (Haus) stammt, so das Wort „Münster" von monasterium (Kloster). Es bedeutet also ursprünglich einen abgeschlossenen Ort, wo Mönche zusammenleben. Dann nannte man einige hohe Stiftskirchen oder Kathedralen „Münster," weil ehemals die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel (canon — davon canonici) gleich den Mönchen zusammen lebten.

denberger Herzog, Friedrich dem Katholischen, starb ihm eine große Stütze; Walther erzählt, daß er nun seine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde gedrückt und schleichend wie ein Pfau und gesenkten Hauptes von dannen gezogen sei. Er mag weit umhergekommen sein, denn — wie er selbst erzählt — er kam von der Seine bis in's Ungarland, von der Elbe bis zur Mur, vom Po bis an die Drave. So, als ein viel gewanderter Odysseus, erkundete er die Länder und Sitten der Menschen und wußte anmuthig zu singen und zu sagen von Allem, was er gesehn und erlebt hatte.

Um das Jahr 1200 begann in Deutschland jener Funke unseliger Zwietracht zwischen Kaiser und Papst zur hellen Flamme empor zu lodern. Der trostlose Bürgerkrieg in Deutschland preßte dem wackeren Ritter Walther bittere Klagen aus; sein Herz ist dem Hohenstaufenfürsten Philipp zugethan und als dieser in Mainz gekrönt wird, ist er selbst dabei und feiert mit seinem Liede das Fest. Er richtet an den neugesalbten Herrscher die Bitte, daß er sich nun des deutschen Reiches gegen die zudringlichen Mitbewerber kräftig annehmen möge, denn die Kaiserkrone passe nur ihm allein. Er möge aber mild regieren wie Richard Löwenherz und der Sultan Saladin. In einer Zeit, wo so viel Streit und Unfrieden war, wo die Geistlichkeit gegen die Könige stritt, wo Zucht und Ehrbarkeit zu verschwinden drohte, mußten auch seine Gedichte ernst werden. Er zeichnete sich selbst, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt und so über die Welt nachdenkend. So tief aber auch sein Schmerz ist über die hinwelkende Kraft des deutschen Reiches, so liebt sein Herz doch fort und fort das herrliche deutsche Volk und sein Mund weiß dessen Vorzüge zu preisen.

Tiutsche man sint wolgezogen
Als engel sint diu wib getan.
Swer si schildet (schilt), der ist betrogen
Ichen kan sie anders niht verstan.
Tugend und reine minne (Liebe) swer die suochen wil
Der soll kommen in unser lant, da ist wunna vil
Lange muesse ich leben dar inne.

Ich han lante vil gesehen
Und nam der besten gerne war,
Uibel musse mir geschehen,
Kunde ich ja mein Herze bringen dar (dazu)
Daß ime wolde wohlgefallen frömder Sitte.
Was hülfe mich ob ich unrehte stritte
Tiutschiu zuht (deutsche Zucht) gat vor in allen.

2.

Unter den Fürsten, welche edle Sänger hegten und pflegten, zeichnete sich damals Landgraf Hermann von Thüringen aus. Thüringen galt für das lebensfroheste Land, für die Heimath lustiger Tanzmusik, und in Eisenach und auf der hohen Wartburg, erbaut von Ludwig dem Springer

(Salier), fanden sich zu jener Zeit die ausgezeichnetsten Dichter zusammen. Da fuhr die eine Dichterschaar ein, die andere aus, so Nacht als Tag und hätte ein Fuder Wein auch tausend Pfund gegolten — meint Herr Walther — des Ritters Becher hätte doch nicht leer gestanden.

Daß es unter den Minnesängern verschiedene Schulen gab, die von verschiedenen Fürsten unterstützt, oft sehr feindlich gegen einander standen, erkennen wir aus folgender Sage: Im Jahre 1207 ereignete es sich, daß fünf edle Sänger auf der Wartburg zusammentrafen, um mit dem jungen Heinrich von Ofterdingen einen poetischen Wettkampf zu streiten. Die Sänger waren, nächst Walther, Wolfram von Eschenbach, Reinmar von Zweter, Heinrich von Risbach (der Kanzler des Landgrafen Hermann) und Biterolf (vom landgräflichen Hofgesinde). Der Streit galt dem Lobe des würdigsten Fürsten; da pries Heinrich von Ofterdingen den glorreichen Leopold VII. von Oestreich, alle übrigen aber rühmen den Thüringer Landgrafen und ihnen schließt sich Walther an, nachdem er zuvor das Lob des Königs von Frankreich gesungen. Die Merker führten die Aufsicht und es war festgesetzt, daß der Besiegte den Tod von der Hand des Scharfrichters erleiden sollte. Gegen die fünf Gegner konnte Heinrich nicht aufkommen, die Merker erklärten ihn für besiegt und schon sollte der Stempfel (Scharfrichter) ihn aufknüpfen, als der junge Dichter sich unter den Mantel der schönen Landgräfin Sophie von Baiern flüchtete. Diese schützte ihn und wirkte die Erlaubniß aus, daß der berühmte Meister Klingsor aus Siebenbürgen als Schiedsrichter herbeigeholt wurde. Nun begann auf's Neue der Wettgesang und Meister Klingsor sang mit Heinrich gegen die Fünfe, bis er sie endlich versöhnte.

So endete im Frieden der Sängerkrieg auf der Wartburg.

3.

Nach König Philipp's Untergange wandte sich Landgraf Hermann und mit ihm unser Walther dem König Otto zu; aber dieser war nicht der Mann für Beide, am wenigsten für Walther, da er auf Gesang und Sänger gar nichts gab. Da ward der junge Friedrich von Hohenstaufen aus Italien berufen und Beide, der Landgraf und Walther, hingen nun diesem an. Und welche Freude! Der junge Friedrich beschenkte den Dichter mit einem Ritterlehen, worüber Walther höchlich jubelte, denn er sehnte sich nach vielem Wanderleben nach einer bleibenden Heimath. Er wurde jedoch kein Schmeichler der Großen und gab den Fürsten vortreffliche Lehren.

An die Fürsten.

Ir vürsten, tugent iwer sinne mit reiner güete,
sit gegen vriunden sanfte, tragt gein vinden hochgemüete,
sterket reht und danket gote der grozen eren,
daz mannir mensch sein lip sin guot muoz iu zu dienste keren;
sit milde, vridebäre, lat in wirde iuch schouwen,
so lobent iuch die reinen suezen vrouwen;





